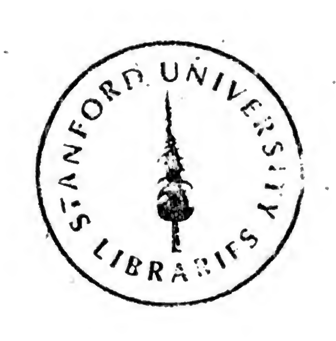



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

C. H. Ruffner's

erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Zwölfter Band.

Wien, 1845.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Scherz und Ernst.

Weibliches Orchester und Küchenmusik.

Unlängst befand ich mich in einer Gesellschaft von schönen und zugleich sehr liebenswürdigen Damen, die aber dabei mit einer solchen Lebhaftigkeit ausgerüstet waren, daß während meiner ziemlich langen Anwesenheit nicht nur keine einzige sekundenlange Pause vorfiel, sondern die ganze Gesellschaft unaufhörlich zugleich sprach oder lachte. Es war mir daher gerade unmöglich, auch nur ein einziges Mal zum Worte zu kommen.

Ich verlegte mich also blos auf das Hören und Sehen, wobei ich auch vollauf zu thun hatte.

Bei dieser stummen Rolle, die ich in dem holden Zauberkreise wider Willen spielen mußte, dachte ich mir die ganze Gesellschaft als ein weibliches Orchester, welches aus lauter Virtuosinnen bestände. Dieser Gedanke befestigte sich noch mehr, als eine der vielsprechenden und viellachenden Zauberinnen sich des — eben nicht mehr ganz neuen Gleichnisses bediente, das weibliche Herz sei wie die Aeolsharfe, die, vom leisesten Lufthauche bewegt, sympathetisch erklingt.

Ich spann meine Idee nun weiter aus, und kam endlich auf den Einfall, in jedem weiblichen Haupt-Charakter,

der das Muster einer ganzen Gattung ist, eine Ähnlichkeit mit einem musikalischen Instrumente aufzusuchen.

Ich machte den Anfang mit derjenigen, die mir am besten gefiel. Welches Instrument war sie? — Ihr Ton war weich und schmeichelnd, ihre Rede liebkosend mit melodischem Schmelz. Jede Äußerung ihrer Empfindungen legte sich an das Herz so sanft wie ein milder lauer Frühlingshauch. Sie ermunterte, ohne heftig aufzuregen. Ihr zartes liebreiches Wesen lag mitten inne zwischen der Ruhe und dem Entzücken. Sie war die — Flöte.

Neben ihr saß die Hautbois. So wie man die helle Stimme der Vorlauten aus dem ganzen Orchester heraushörte, eben so prädominirte sie auch mit ihren Ansichten, und sprach jede Meinung etwas zänkisch auf die decidirteste Weise aus. Sie gab gern pikante Einfälle, witzige Bemerkungen und kühne Wendungen zum Besten, und zeigte durch das Hochgebende in ihrem Benehmen gegen die Flöte eine gewisse Geringschätzung. Ich bemerkte auch bald, daß die Hautbois bei ihrem eigenen Geschlechte mehr galt als die Flöte.

Zur andern Seite der Flöte saß ein blondgelocktes Mädchen mit einem Madonnengesicht von Raphael. Ihr frommer Sinn und die Heiligkeit ihres Gemüths sprachen sich in den ruhigen Mienen, und in der zartesten Sittigkeit jeder Geberde so unverkennbar aus, daß ich sie sogleich zur Davidsharfe ernannte.

Unfern von dieser erblickte ich ihr profanes Gegentheil, ein weibliches Hackbret, welches unaufhörlich kicherte

und gackerte, jetzt aufsprang, zum Fenster lief, zurück hüpfte, den Kopf zwischen Diese und Jene steckte u. s. w. Dieses Getöse zu meiner Qual noch zu vermehren, gesellte sich zu ihr ein nicht mehr jugendliches Fräulein, ein mürrisches und dennoch sehr lebhaftes Wesen, welches in den Lärmen des Hackbretes so unermüdlich hinein brummte und schnurrte, daß ich in ihr die Sackpfeife nicht verkennen konnte.

Für die unangenehme Empfindung, die mir diese zwei Instrumente erregten, wurde ich bald reichlich entschädigt. Ein frohsinniges Landmädchen mit einem Gesicht gleich dem heitersten Frühlingsmorgen gab sich der geselligen Freude mit solcher Innigkeit hin, und wußte den lustigen Scherz auf eine so liebliche Weise mit dem herzlichsten Gefühl zu vereinigen, daß ich nicht umhin konnte, sie zur ländlichen Schalmei zu machen und in ihr der Clarinette zu huldigen.

Es ist aber, wie bekannt, nichts auf Erd', das ewig währt! Und so drängte sich sogleich ein anderes Instrument hervor, ein bejahrtes Fräulein, ziemlich hoch und wohlbeleibt, mit einem vollen, aber sehr blassen Gesichte; sie sprach mit tiefer Stimme, dehnte jedes Wort, verweilte gern bei traurigen Gegenständen, zeigte in Allem etwas trübsinnige Ansichten, und mischte in ihre Gespräche so gern einige aus der Tiefe ihres melancholischen Herzens heraufsteigende Seufzer, daß ich mich verpflichtet hielt, die Ärmste zur — wehklagenden Posaune zu erheben.

Eine andere beinahe kolossale Schöne mit hochrothem

Angesichte, einer kräftigen Adlernase und blitzenden schwarzen Augen, war, man sah es ihr deutlich an, dem Sprechen sehr hold, sie wußte sich aber so zu beherrschen, daß sie nur den geringsten Theil dessen sagte, was sie dachte. Brach sie aber einmal los, so ging's auch mit einer gewaltigen Stimme, und Schlag auf Schlag; dann blieb sie lange wieder still. Konnt' ich sie zu einem andern Instrumente machen als zur — Pauke?

Desto gesprächiger zeigte sich dagegen ein Fräulein von feinem Anstand, dabei vielseitig gebildet und so gefügig, daß sie an dem Gespräche, was immer für eine Wendung dieses auch nehmen mochte, theilnehmen konnte und stets beachtet wurde, selbst da, wo sie nicht als Hauptperson auftrat. Ich erklärte sie für das oktavenreiche Pianoforte.

Den Schluß machten zwei innige Freundinnen. Die Eine war ein nervenkrankes, ätherisches, schmachtendes Wesen voll überspannter Ideen und überfeinerter Empfindungen, blaß, schwächlich und gebrechlich. Die Andere, obschon gesund und kräftig, und von der Natur keineswegs für sentimentale Rollen geschaffen, nahm sich, dessen ungeachtet, unglücklicherweise die geistig kränkelnde Freundin zum Vorbild der Nachahmung, konnte es aber mit aller Bemühung doch nicht dahin bringen, dem Original ähnlich zu werden. Ich machte daher jene zur Harmonika, diese zur Mund-Harmonika.

Würde mir die Wahl einer musikalischen Unterhaltung überlassen, so bäte ich vor Allem um ein Trio, vorgetragen

von der Flöte und der Clarinette mit Begleitung der Harfe.

Wenn ich nun von dem weiblichen Concert auf die Küchenmusik überspringe, so ist dies noch kein Salto mortale zu nennen.

Wer wagt es aber zu läugnen, daß der Ehrgeiz, der wohl jeden Menschen auf irgend eine Art spornt, auch in der Küche seinen Spielraum findet und selbst Küchengeräthe zu Gegenständen seines Wirkens und Strebens zu machen weiß? Entflammt diese Leidenschaft ein edles Gemüth, einen reichen Geist, so veranlaßt sie allerdings viel Schönes und Großes, im Gegentheil aber entweder Böses und Schädliches, oder Albernes und Lächerliches. Ich spreche hier nur von dem kleinlichen Ehrgeize, der den Einen als Witzling zu einer ewigen Bonmots-Jagd kitzelt, den Andern verleitet, Linsen durch eine kleine Öffnung in einem Brete zu werfen, auf dem Seile zu tanzen, durch den Reif zu springen, Thiere nachzuahmen, auf dem Kopfe zu stehen, eine Stange auf der Nasenspitze zu halten, mit den Füßen zu schreiben und auf den Händen zu gehen, kurz, das Unnützeste oder Unnatürlichste zur Virtuosität zu erheben.

Als ich einst auf einer Reise in einer Dorfschenke einkehrte, bemächtigte sich der gesprächigste aller Wirthe sogleich meiner Ohren, erzählte Geschichten über Geschichten, und rühmte als Zwischenspiel, ein ganzes Heer ihm eigener Vorzüge. Unter Anderm versicherte er auch, der größte Mundharmonika-Virtuos in ganz Europa zu sein; Städte und

Dörfer, wo er sich für theures Geld hören ließ, wüßten davon zu reden, und die Nachbarschaft sei weit umher noch jetzt seines Ruhmes voll.

Da der gute Mann mir die Sache so nahe legte, konnte ich nicht umhin, ihn um ein Pröbchen seiner Kunst zu bitten. Gegen die gewöhnliche Art der Virtuosen zeigte er sich sogleich höchst willfährig, nahm ein Messer als musikalisches Instrument zur Hand, hielt dessen Schneide an den Mund, und pfiff ein gewaltiges, mit Trillern und Rouladen reich ausgestattetes Solo.

Durch meinen Beifall aufgemuntert, warf er das Messer auf den Tisch, lief in die Küche, und kam mit einer alten Bratpfanne und einer Feuerzange herein. Er pfiff nun mit freiem Munde und begleitete dieses Solo-Instrument mit jenen Beiden, die er theils auf dem Tische kratzend hin und her schob, theils leicht an einander stieß, daß man sie kaum von einer Baßgeige unterscheiden konnte. Seine Begeisterung stieg, so wie die Zahl der sich herbei drängenden Zuhörer und Beifallsklatscher sich vermehrte. Er zog aus der Tasche einen großen Schlüssel, setzte den Bart an den Mund und pfiff so melodisch, daß man eine Flöte zu hören glaubte. Endlich brachte er gar einen Rost, und stellte ihn mit wichtiger Miene auf den Tisch, mit dem Bemerken, er habe dieses Instrument um zwei Stäbe vermehrt, wodurch es einen bedeutenden Umfang von Tönen gewann; die Erfindungsgabe sei ihm angeboren.

Ich verglich ihn mit der Sappho, die ihrer Lyra durch die Vermehrung mit zwei Saiten eine höhere Voll-

kommenheit gab. Er wünschte sie kennen zu lernen, und bedauerte sehr, als ich ihm versicherte, diese Virtuosin sei schon über 2000 Jahre todt. Er fragte mich um ihren Geburtsort. Als ich ihm die Stadt Mitylene auf der Insel Lesbos nannte, erwiederte er mit freundlichem Kopfwiegen: „So? Ei, ei! Was Sie mir sagen!“ — Ich lud den Virtuosen ein, mit mir zu soupiren. Nun warf er sich in ein anderes Fach. Ich glaubte in einem Walde zu sein, als mir plötzlich die Stimmen von Nachtigallen, Drosseln, Lerchen, Finken, Meisen rc. rc. durch einander entgegen schollen. Alle diese Vögel wußte mein Wirth nachzuahmen. Als ich am nächsten Morgen in den Wagen steigen wollte, zwang er mich, vorher noch sein musikalisches Instrumenten-Kabinet, die Küche zu besehen. Während ich ihm die mit doppelter Kreide geschriebene Rechnung bezahlte, produzirte der lose Vogel noch einmal alle Singvögel.

An einen genesenden Freund.

„Glück auf!“ — So ruft man dem Bergmanne zu, der in den finstern Schacht hinabfuhr, und endlich aus der Tiefe wieder an das freundliche Tageslicht heraufkömmt. Derselbe Zuruf gebührt auch jedem Genesenden, der, aus der dunklen Schlucht einer Todeskrankheit auftauchend, die strahlende Sonne und den holden Mond wieder begrüßt. Der Bergmann und der gefährliche Kranke sind dem Tode gleich nahe; sie hegen gleiche Zweifel an ihrer Wiederkehr in die Oberwelt und in's Leben.

Also: Glück auf, lieber Freund! Deine Liebe zum Leben kann kaum größer sein, als meine Liebe zu Dir; und wie wir mit dem geliebten Sterbenden selbst sterben möchten, eben so erweckt der geliebte Genesende in uns eine neue Lebenslust.

Der Arzt hat, mit der Krankheit zugleich, von Dir Abschied genommen; da Du mir aber versicherst, meine schriftlichen Mittheilungen seien Dir eine Seelen-Arzenei, so übernehme ich mit Freude die Stelle des Arztes, um Dich durch gute Laune zu erheitern, oder Dir allerlei leichtes Seelen-Spielzeug zum Zeitvertreibe zu geben, oder gewisse Vorsichtsmaßregeln Dir an's Herz zu legen.

Gesundheit wünscht sich Jeder, aber die Wenigsten mögen eine solche Lebensweise führen, daß ihr Wunsch in Erfüllung gehen kann.

Die Eltern wünschen sich gesunde Kinder, das Mädchen einen gesunden Gatten, der Jüngling eine gesunde Gattin; sie alle führen aber eine Lebensweise, welche sie entweder einem frühzeitigen Tode in die Arme wirft, oder — im günstigeren Falle — sie als sieche, mit nicht ehrenvollen Narben bedeckte Halb-Invaliden zu wechselseitiger Krankenpflege — nicht in Hymens Tempel, sondern in Hymens Hospital führt.

Die Gesundheit gleicht dem Reichthume, nach welchem die Meisten gierig haschen, um den erhaschten unsinnig zu verschwenden, ohne zu bedenken, daß die Gesundheit schon an und für sich ein köstliches Gut ist, für dessen Verlust nichts hiernieden vollgültig entschädigen kann, sondern daß nur in einem gesunden Leibe eine vollkommen gesunde Seele zu wohnen pflegt.

Schriftsteller, die eine gesunde Seele im gesunden Leibe haben, verlangen auch Leser von gleicher Beschaffenheit, so wie Leser mit gesunder Seele im gesunden Leibe nur Schriftsteller derselben Art verlangen können. Krankhafte Schriftsteller taugen nur für krankhafte Leser. Unter den vielen Ursachen der Zerstörung der Gesundheit (wozu man aber nicht immer, wie das alte Troja, zehn Jahre, sondern oft kaum zehn Minuten braucht) steht die Unmäßigkeit in Genüssen aller Art oben an.

Lieber Freund! Du bist ein Muster der Enthaltsamkeit und der Selbstbeherrschung. Diese zwei schönen Eigenschaften sind dem Gesündesten schon sehr vortheilhaft, dem Genesenden aber ganz unentbehrlich, wenn er nicht, statt vorwärts zu schreiten, wieder zurückgehen will. Er muß eine strenge Diät beobachten, wodurch er dann sein eigener Arzt wird, und dasjenige, was er sich versagt, wird ihm mehr nützen, als alle Heilmittel, die er gebraucht. Ich las unlängst ein Werk des englischen Arztes W. H. Robertson, welches den Titel führt: „A popular Treatise on Diet and Regimen.“ Es enthält viele Vorschriften der Diät. Da ich stets an Dich denke, und Alles gerne auf Dich beziehe, so konnte ich nicht umhin, einige Auszüge aus diesem Buche zu machen, die ich Dir zur gefälligen Berücksichtigung mittheile.

Von den Fleischbrühen bemerkt Robertson, daß sie nicht fett sein sollen. Um sie von dem ungesunden Fett ganz

zu reinigen, lasse man sie zuerst kalt werden, und die Fetttheile, welche sich auf der Oberfläche sammeln, abschöpfen, dann die Brühe zum Genusse nochmal wärmen. Menschen von schwacher oder schlechter Verdauung werden überhaupt öfter bemerken, daß der Genuß vieler Flüssigkeit, selbst der unschädlichsten, ein gewisses Gefühl von Vollheit und Unbehaglichkeit im Magen verursacht, welches auf irgend eine Störung im Verdauungswesen hindeutet. Getränke aller Art können diese Wirkung hervorbringen, indem sie den, sich von selbst zusammenziehenden Kräften des Magens nicht hinlänglichen Widerstand leisten, um sie in die erforderliche Verdauungsthätigkeit zu setzen. Ausnahmen von dieser Regel finden nur selten Statt. Brühen mit Wurzeln und Kräutern sollen Menschen von schwacher oder schlechter Verdauung nie genießen.

Ich füge dieser Vorschrift des Britten eine hieher passende Bemerkung bei, welche Lichtenberg an sich selbst machte, und durch Erfahrung bewährt fand.

„Seit einigen Tagen," sagt er, „lebe ich unter der Hypothese, daß das Trinken bei Tische schädlich sei, und befinde mich vortrefflich dabei. Hieran ist gewiß etwas Wahres, denn ich habe noch von keiner Aenderung in meiner Lebensart und von keiner Arzenei so schnell und handgreiflich die gute Wirkung empfunden, als hiervon." —

Die Fleischspeisen ordnet Doctor Robertson nach ihrer leichteren oder schwereren Verdaulichkeit, und setzt, in Hinsicht auf die leichtere Verdaulichkeit, zuerst

das Hammelfleisch *), dem zunächst das Rindfleisch, dann das Lammfleisch, hierauf das Kalbfleisch, zuletzt das Schweinfleisch.

Diese fünf Fleischgattungen sind, überhaupt genommen, gebraten am besten zu verdauen; geröstet, schwerer; gesotten, noch schwerer; gebacken, noch schwerer; in der Pfanne geröstet, am schwersten. Gebackenes Fleisch ist schwer zu verdauen wegen des brenzlichen oder verbrannten Oeles, in welches der Fettstoff, mehr oder weniger, sich verwandelt. Ein nicht ganz ausgekochtes Fleisch ist leichter zu verdauen als das völlig ausgekochte, weil im letzteren Falle die Fasern mehr zusammengezogen und härter geworden sind, folglich mehr Kraftanstrengung des Magens fordern, um zertrennt, zermalmt und in weiche Masse verwandelt zu werden. Eben deßhalb ist auch eingesalzenes Fleisch viel schwerer zu verdauen als das frische, indem das Salz die Fasern zusammenzieht, sie härter und zäher macht, folglich weniger nachgiebig gegen die zerreibenden Kräfte des Magens, und der auflösenden Kräfte der Absonderung.

Die Butter reizt den Magen zu sehr; sie ist daher für Menschen von schlechter oder schwacher Verdauungskraft ein Gift, ja ein böser Geist, gegen welchen alle diätetischen Schriftsteller zu Felde ziehen. Wer sich vom Genusse der Butter durchaus nicht enthalten kann, sollte sie wenigstens sehr spärlich und nur kalt genießen. Geschmolzene Butter,

*) Man bedenke dabei, daß die Hammelzucht in England besser ist, als irgendwo.

sie sei auf geröstete Brotschnitten gestrichen oder in Saucen gemischt, sollte von der Tafel jedes kränklichen Menschen verbannt sein. Robertson versichert aber, er habe mehrere Personen gekannt, die kaum fühlten, daß sie einen Magen im Leibe hatten, denen die Butter gute Dienste leistete, indem sie wie ein gelindes Purganzmittel wirkte. Kinder sollte man keine Butter essen lassen. Die Kindheit ist überhaupt dasjenige Lebensalter, welches die sorgfältigste Aufmerksamkeit in Hinsicht auf die Wahl der Nahrungsmittel erfordert, theils um frühzeitige Krankheiten abzuhalten, oder um ihre Stärke, wenn sie wirklich eintreten, zu mildern, theils um den Grund zu einer heilsamen Mäßigkeit für ihr ganzes übriges Leben zu legen.

Der Speck ist größtentheils schädlich, vorzüglich in jenen Fällen, wo die Magensäfte entweder nicht in hinreichendem Maße vorhanden, oder wo sie verdorben sind, und die Unverdaulichkeit ihren Sitz im Magen hat. Sind aber gute und hinlängliche Magensäfte vorhanden, die sich mit den Nahrungsmitteln vermischen und auf dieselben chemisch einwirken; ist die zusammenziehende Kraft des Magens zureichend, um die Speisen in eine weiche Masse zu zerreiben; kurz, werden die Nahrungsmittel gehörig verdauet und abgesondert, und es mangelt nichts Anderes, als ein Reiz, um die Masse den Gedärmen zuzuführen, dann wird die purgirende Eigenschaft des im Specke enthaltenen Fettes und Salzes wohlthätig wirken, hiermit der Speck in solchen Fällen gute Dienste leisten.

Der Käse ist, überhaupt genommen, schwer zu ver-

dauen; etwas alter Käse aber, zum Schlusse eines Mittagsmahles gegessen, wirkt auf die Verdauung sehr günstig. Alter Käse hat wirklich schon aufgehört, eigentlicher, sogenannter Käse zu sein, denn es ist mit demselben bereits eine bedeutende Zersetzung und Auflösung der Bestandtheile vorgegangen, und er ist ein eigentliches Reizmittel geworden, welches gleich den Gewürzen und anderen Stimulanzien wirkt. Wenn man sich aber den Magen überladet, wenn Unmäßigkeit und Schwelgerei von einer Speise über die andere herfällt, wenn auf die Suppe ein Fisch, auf den Fisch das Fleisch von Landthieren, auf diese Geflügel, nach dem Geflügel Wildpret, nach dem Wildpret Obst, Kreme, Zuckerwerk, Gefrornes u. s. w. verschlungen wird, — dann ist freilich ein Reizmittel zu wenig, um den Magen zu einer Kraftanstrengung zu stacheln, welche stark genug ist, eine so verschiedenartige, chaotische Masse zu verdauen.

Vom Obste sollte man nur den Saft genießen. Vollkommen reifes Obst, mäßig und zu rechter Zeit genossen, schadet selten. Das Schädliche des Obstes besteht in der Säure, welche es enthält. Menschen von schwacher oder schlechter Verdauung sollen es daher sehr vorsichtig und behutsam genießen. Ueberhaupt esse man nach der Mahlzeit kein Obst; es stört den Verdauungsproceß. Die beste Zeit für den Genuß des Obstes ist die zwischen dem Frühstück und dem Mittagsmahle. Der Magen befindet sich da in jenem Zustande der Ruhe, der ihn zur Verdauung des Obstes vorzugsweise tauglich macht, indem er gleichsam seine ganze durch kein anderes Geschäft gestörte Aufmerksamkeit

darauf verwenden kann. Wenn man also das Obst zu rechter Zeit und mäßig genießt, nur den Saft aussaugt, und die schwer zu verdauenden Arten desselben vermeidet, so wird es selten schädlich sein. Jeder muß aber sich selbst beobachten, und die Wirkungen, die es auf seinen Magen macht, erwägen. Getrocknetes Obst pflegt man — sehr irrig — für unschädlich und leicht verdaulich zu halten. Jede Obstschale überhaupt ist schwer zu verdauen, ja sie bleibt meistens unverkocht, und geht gewöhnlich so weg, wie man sie gegessen hat. Eben so verhält es sich mit den getrockneten Früchten; und da es kaum möglich ist, die dickhäutige Schale im Munde vom Fleische der Frucht abzusondern, so wird davon die Membrane der prima via und insbesondere der unteren Gedärme gereizt.

Wir lassen nun den Magen und wenden uns zu dem Kopfe, und zwar zur Bedeckung desselben, nämlich zu den Haaren, deren Ergrauen auch dem Nicht-Eitlen unangenehm ist. Menschen, die eine sitzende Lebensweise führen, dem Studium eifrig obliegen, Blutandrang gegen den Kopf leiden, Geschwächte, Krankhafte und Schwelger aller Art, werden am frühesten von grauen Haaren heimgesucht; dagegen zeigen Alle, deren Beschäftigungen viel Bewegung in freier Luft erfordern und die dabei auf einfache Nahrung beschränkt sind, am spätesten die Spuren vom Beginnen des letzten chemischen Processes, welcher die Flüßigkeiten einsaugt, die Zellengewebe austrocknet und sie erschlaffen macht. Es ist bekannt, daß starke Gemüthsbewegungen und heftige Leidenschaften in Einer Nacht graue Haare verursacht haben,

indem die, durch vermehrten Blutandrang zu widernatürlicher Thätigkeit gesteigerte Einsaugung der Säfte den Haaren den Farbstoff entzieht. Möchte doch der Wunsch, sich eine jugendliche Fülle des Haares länger zu erhalten, die Jugend veranlassen, ihren nächtlichen Schwärmereien wenigstens ein paar Stunden zu entziehen, dunsterfüllte, heiße Gemächer zu meiden, und dafür Spazirgänge in der reinen frischen Morgenluft zu machen!

Das Schlafzimmer soll nicht geheizt werden, sondern vielmehr so kalt sein, als es sich mit der körperlichen Empfindung und Gesundheit verträgt. Nur sehr große Schlafzimmer dürfen geheizt werden, und auch diese nur sehr wenig. Sehr sorgfältig muß die Luft in denselben gereinigt werden, durch das Oeffnen von Fenstern und Thüren. Zu Bettvorhängen wähle man einen dünnen leichten Stoff; auch ziehe man sie nicht enge zusammen. Der Boden sei mit einem Teppich belegt. Man stelle nicht mehr Geräthschaften hinein, als unumgänglich nothwendig sind; zu viele derselben hemmen den Luftstrich. Wollenzeuge saugen die Feuchtigkeit des Hauches und der Dünste ein, und machen dadurch die Luft abspannend oder unrein. Kerzen- und Lampenlicht vermeide man so viel als möglich, Gas brenne aber in keinem Schlafzimmer; denn ein Theil desselben bleibt stets unverzehrt. Man müßte erst ein Mittel finden, es reiner und ganz verzehrbar zu machen. Es ist daher selbst in Theatern, Tanzsälen und Sitzzimmern schädlich, verursacht Kopfweh, Schwindel ꝛc.

Das Schlafzimmer befinde sich nicht im Erdgeschoße

des Hauses, sondern im ersten oder zweiten Stockwerk, doch auch nicht im höchsten, besonders dann nicht, wenn das Haus zu sehr der Sonne ausgesetzt ist, folglich die obern Gemächer zu sehr erhitzt werden. Aus derselben Ursache soll sich das Schlafzimmer auch nie auf der Sonnenseite des Hauses befinden.

Lieber Freund! Du bist nun ein beneidenswerther Mensch. Glücklich ist der Gesunde, aber noch glücklicher der Genesende; denn Jener weiß sein Glück sehr selten gehörig zu würdigen und vollkommen zu schätzen, daher er auch stündlich in der Gefahr ist, die Gesundheit durch sträfliche Unvorsichtigkeit oder tollen Uebermuth gewaltsam zu vertreiben, der Genesende aber hat ihren Werth dadurch, daß er sie längere Zeit entbehren mußte, erst erkennen und schätzen gelernt. Er beginnt neu aufzuleben und aufzublühen in dem, mit jedem Tag erhöhten Wohlgefühle des wiederkehrenden ruhigen Schlafes, der sich wieder einstellenden Eßlust, der zunehmenden Kraft des Leibes und der Heiterkeit der Seele.

Mahle Dir dieses Glück ja täglich bis in die kleinsten und feinsten Züge aus, damit Du es vollkommen genießest! Küsse jeden theilnehmenden Freund, begrüße jeden frischen Lufthauch, sauge jeden lieblichen Blumenduft in Dich, horche freudig jedem der geflügelten Sänger und jedem musikalischen Instrumente, jauchze der Sonne und dem Monde entgegen, und liebäugle mit Sternen und Menschen!

Um Dir den vollständigen Beweis vorzulegen, daß Du doppelt glücklich bist, und zwar nicht nur als Genesender, sondern auch als Mensch überhaupt, so muß ich Dir sagen, daß ich unter den Menschen vier Hauptgattungen unterscheide: Lebende und Todte, Gesunde und Kranke.

Es gibt allerdings Menschen, die alle thierischen Functionen verrichten, das heißt, essen, trinken, schlafen, sich bewegen, reden u. s. w.; dessen ungeachtet aber nicht leben; wer aber nicht lebt, ist todt.

Einen Lebenden kann ich nur denjenigen nennen, der die Lebenskraft besitzt und äußert. Höre nur, was Hufeland von dieser unbegreiflichsten und gewaltigsten aller Kräfte der Natur, sagt: „Sie erfüllt, sie bewegt Alles, sie ist höchst wahrscheinlich der Grundquell, aus dem alle übrigen Kräfte der physischen, vorzüglich organischen Welt fließen. Sie ist es, die Alles hervorbringt, Alles erhält, erneuert, durch die die Schöpfung nach so manchem Jahrtausend von Jahren noch jeden Frühling mit eben der Pracht und Frischheit hervorgeht, als das erstemal, da sie aus der Hand ihres Schöpfers kam. Sie ist unerschöpflich, unendlich, — ein wahrer ewiger Hauch der Gottheit. Sie ist's endlich, die, verfeinert und durch eine vollkommene Organisation exaltirt, sogar die Denk- und Seelenkraft entflammt, und dem vernünftigen Wesen zugleich mit dem Leben das Gefühl und das Glück des Lebens gibt. Ich habe immer bemerkt, daß das Gefühl vom Werth und Glück der Existenz sich sehr genau nach dem mehreren oder

wenigeren Reichthum an Lebenskraft richtet, und daß, so wie ein gewisser Ueberfluß derselben zu allen Genüssen und Unternehmungen aufgelegter und das Leben schmackhafter macht, nichts so sehr, als Mangel daran, im Stande ist, jenen Ekel und Ueberdruß des Lebens hervorzubringen, der leider unsere Zeiten so sehr auszeichnet." —

Du wirst in dieser Definition ersehen, lieber Freund, daß Du allerdings im Besitze der Lebenskraft bist, folglich mit vollem Rechte zu den Lebendigen gezählt wirst. Ich will aber nun einen andern Schriftsteller, nämlich mich selbst *), zu Hülfe nehmen, und Dir eine hieher passende Geschichte erzählen, woraus Du sonnenklar ersehen sollst, welche existirende Menschen eigentlich lebendig und welche todt sind. Ich saß einmal, ich glaube es war im Jahre 1830, in einem Kaffehhause, durchblätterte die Zeitschriften, und fand in einer derselben, zu meinem größten Erstaunen, die Anzeige vom Tode eines guten Bekannten, von dem ich gewiß wußte, daß er noch lebe, weil er frisch und gesund neben mir saß. Ich flog zum Herausgeber des Journals, um den Irrthum zu berichtigen. Er hörte meine Versicherung, daß der als todt angegebene Mann noch lebe, und meine Bitte um Widerrufung der Lüge ruhig an, und erwiederte sehr gelassen: „Ich habe die Ehre, Sie zu versichern, daß der Mann eigentlich todt ist, und daß ich also nicht widerrufen kann." — Ich sagte, mich ereifernd: „Wollen Sie, daß ich Ihnen den sogenannten Tod-

*) Lustwäldchen der Laune von Chr. Kuffner.

ten, den ich vor wenigen Minuten verließ, aus dem Kaffehhause hieher in's Zimmer führe? — „Ich sehe mit Bedauern" — sagte der Journalist — „daß Sie, Verehrter, nicht wissen, wer lebt und wer todt ist. Hören Sie denn! Nach meiner Ansicht ist Jener todt, dem die Lebenskraft, das heißt, das innere Leben fehlt. Pythagoras erkannte dieses eben so wie ich. Zeigte sich einer seiner Schüler durchaus geist- und herzlos, so wurde er für todt erklärt, und vom Orden ausgestoßen. Seine Mitschüler mußten ihm ein förmliches Leichenbegängniß halten, und ein Cenotaphium errichten, um ein warnendes Denkzeichen vor Augen zu haben, welches sie erinnern sollte, ein ähnliches Absterben zu meiden, Geist und Gemüth in stäter Thätigkeit zu erhalten, gleich dem Feuer, welches sich durch rastlose Bewegung erhält und läutert, ohne dieselbe aber erstickt und stirbt. Und so nenne ich todt alle Diejenigen, die nur mit Essen, Trinken, Schlafen und andern blos körperlichen Functionen vegetiren; todt Alle, die ihre Zeit gedankenlos auf das Nichts der Eitelkeit verwenden, auf Kleidung, Putz, sinnloses Geschwätz, unnützes Thun und dergleichen; todt Alle, die ohne Ahnung von Pflichterfüllung und höherer Bestimmung, dem leeren Nichtsthun fröhnen; denn alle diese beweglichen Fleischmassen sind nichts als Automate, die im Garten des Lebens die Stelle steinerner Statuen vertreten, übrigens aber eben so gut existiren, als nicht existiren könnten. Als Lebende lasse ich nur Diejenigen gelten, die von dem Bestreben beseelt sind, sich selbst zu veredeln, und das Wohl der Menschheit zu fördern. Ein großer Theil der

Menschen gehört theils zu den Lebenden, theils zu den Todten. Rechnet man die Zahl der Lebensjahre auf diese Weise zusammen, so ergibt sich, daß mancher Achtzigjährige kaum zehn Jahre, kaum Ein Jahr, ja kaum acht Tage gelebt hat, daß nicht Wenige erst mit dem dreißigsten oder vierzigsten Jahre ihres Daseins geboren werden, das heißt, zu leben anfangen, und daß sogar viele Tausende geboren werden, ohne in einem vieljährigen Dasein nur zwölf Stunden zu leben, obschon sie als Lebende paradiren. Sie werden nun einsehen, mein Herr, daß meine Anzeige vom Tode ihres Freundes sich auf die Wahrheit gründet; wem Geist und Herz fehlt, dem fehlt die Lebenskraft, und wem die Lebenskraft fehlt, der ist todt." —

Du wirst, lieber Freund, auch in der kategorischen Erklärung dieses Mannes einen überzeugenden Beweis finden, daß Du ein Lebender bist. Alle, die Dich — wenn auch nicht von Angesicht, doch aus Deinen edlen Gesinnungen und schönen Handlungen kennen, werden Dir ein Lebenszeugniß ausstellen, dem keine Todesanzeige je widersprechen kann.

Die Zahl der Menschen, die im eigentlichsten Sinne und im vollen Umfange gesund, nämlich gesund an Leib und Seele sind, ist im Verhältnisse zu der großen Menschenmasse sehr gering. Es bleibt daher immer eine traurige Sache, wenn man zwar ein Lebender, aber ein Kranker ist.

Es gibt aber drei Gattungen von Kranken: Leibeskranke, Seelenkranke, und solche, die krank sind an Leib und Seele. Und so wie man physisch- und moralisch-Kranke unterscheidet, eben so muß man auch wirkliche Kranke und Kranke in der Einbildung unterscheiden.

Körperliche Krankheiten erzeugen nicht selten Geistes- und Gemüths-Krankheiten, diese letztern ziehen aber fast immer, früher oder später, körperliche Krankheiten nach sich. Die ärztliche Definition erklärt die Krankheit als denjenigen Zustand des lebenden Körpers, in welchem die Harmonie der Verrichtungen der einzelnen Theile oder Organe zur Erhaltung des Ganzen gestört ist.

Derselbe Fall findet bei den Geistes- und Gemüths-Krankheiten statt, z. B. wenn die Harmonie der Seelenkräfte durch das Uebergewicht einer krankhaften oder zu glühenden Phantasie, durch zu gewaltiges Vorherrschen einer verderblichen Leidenschaft, durch Verstandesschwäche, durch eine irrige fixe Idee u. s. w. gestört wird, wie dies beim Körper durch bedeutende Verletzungen der wichtigern Theile, z. B. des Gehirns, der Lunge, des Herzens, des Magens ꝛc. geschieht.

Man theilt unter andern die Krankheiten des Körpers in hitzige oder acute, und in langwierige oder chronische ein. Die ersteren endigen ihren Verlauf in einer bestimmten Zeit, wie z. B. gewisse Fieber. Von dieser Art ist auch das Liebesfieber, das Fieber des Zornes u. d. gl. Zu den chronisch-moralischen Krankheiten gehört z. B. die leidenschaft-

liche Spielsucht, das Laster der Trunkenheit, die Verleumdungssucht ꝛc.

Jede körperliche Krankheit hat ihre eigenen Kennzeichen oder Symptome, eben so auch jede Geistes- oder Gemüthskrankheit; die Symptome einer und derselben Krankheit erleiden aber in jedem Menschen durch Geschlecht, Alter, Temperament, Lebensweise u. d. gl. eine Veränderung, die ihnen einen ganz eigenthümlichen Charakter gibt.

Wir sehen überall viele Menschen krank an Leib und Seele; zahllos ist aber die Menge der Kränklichen an Leib und Seele; und das Übelste dabei ist, daß die Kränklichkeit fast immer weit länger dauert, als die Krankheit, oft lebenslang.

Dies rührt zum Theil gewiß daher, weil man bei eigentlichen Krankheiten ernstliche Mittel anwendet und strenge Diät beobachtet, bei bloßer Kränklichkeit aber beides vernachlässigt.

Ist jede Krankheit (physische oder moralische) schon an und für sich eine lebensverkürzende Ursache, so wird sie dies insbesondere durch eine fal sche zweckwidrige Behandlung, die den Leib oder die Seele tödtet; eine naturgemäße diätetische Lebensweise ist aber das Fundament und die Quelle der gesunden Seele im gesunden Leibe, wobei man sich auch den häufigen Gebrauch der Arzneimittel erspart.

Viele Menschen bringen organische Fehler und eine organische Krankheitsanlage und die Anlage zu geistigen oder moralischen Übeln schon mit zur Welt; wie z. B. zu reizbare schwache Nerven oder eine schwache Lunge, einen

verkrüppelten Magen, einen schwachen Geist oder einen schwachen Charakter. Jeder lerne seinen schwachen Theil kennen und hüten! Manche Fehler und Krankheitsanlagen werden von den Eltern auf die Kinder vererbt, manche denselben durch eine verkehrte Erziehung eingeimpft, manche durch das angeborne Temperament erzeugt, manche durch das Klima, daher es nicht nur physische, sondern auch moralische Krankheiten gibt, die ganzen Nationen vorzugsweise eigen sind, so wie auch jede Zeit, jeder Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht, jede Beschäftigung, jede Lebensweise ihre eigenthümlichen Krankheitsanlagen und Krankheiten hat.

Ein Hauptmittel zur Verhütung von Krankheiten aller Art ist die Reinlichkeit und Reinheit. Halte deinen Leib, deine Seele, dein Gemüth rein und du beugst tausend Uebeln vor!

Viele Krankheiten beschleichen den Menschen (wie Hesiodus in dem Lehrgedichte „Werke und Tage" sagt) schweigend, denn Zeus hat ihnen die Stimme genommen; moralische Krankheiten stehlen sich nur zu oft durch böse Gewohnheit, oder durch schlechte Gesellschaft so unvermerkt in das Gemüth, daß sie sich erst dann kennbar und in ihrer häßlichen Gestalt zeigen, wenn sie bereits feste Wurzel gefaßt haben, und der Heilkunst Trotz bieten.

Die Schwäche ist nicht nur eine gewöhnliche Vorbotin, sondern auch häufig die veranlassende Ursache der Krankheit.

Plutarch hat eine eigene Abhandlung geschrieben,

um zu beweisen, daß die Leiden und Krankheiten des Leibes weniger gefährlich sind, als jene der Seele; denn die erstern rühren von der Natur und von Ursachen außer uns her; die Laster sind aber das eigene Werk der Seele, die Folge der Entartung oder Unnatur, und die Quelle selbstgeschaffener Leiden. Die Krankheiten des Körpers verrathen sich durch äußere Symptome, Mangel an Eßlust, Ermattung, fiebernden Puls, u. s. w., die Seelenkranken erkennen aber ihren traurigen Zustand nicht, und wollen das Uebel nicht einmal für ein Uebel gelten lassen, eben deshalb weil die kranke Seele über ihre Krankheit nicht urtheilen kann. Sie fühlen es entweder nicht, oder wollen es nicht wissen, daß sie krank sind. Der Leibeskranke verlangt Arzeneien und Heilmittel, der Seelenkranke meidet und scheut sie, und er will, weit entfernt, sich ruhig zu verhalten, um desto gesünder erscheinen, je kränker er ist, um desto mehr handeln, je weniger er zum Handeln geeignet ist. Körperliche Blindheit ist ein großes Uebel, die Geistesblindheit aber ein noch viel größeres. Plutarch behauptet, unter allen Seelenkrankheiten sei Dummheit die größte und gefährlichste, da sie das Uebel so unheilbar macht, daß sie dem Menschen sein ganzes Leben hindurch anhängt, und endlich mit ihm stirbt.

Unter allen Krankheiten des Leibes und der Seele sind aber diejenigen die übelsten, die mit Unempfindlichkeit verbunden sind, und in beiden Fällen fängt der Kranke erst dann zu genesen an, wenn er sich fühlt, und nach Hülfe verlangt.

Eine interessante Streitfrage könnte die sein: Ob es möglich ist, daß noch neue Krankheiten entstehen?" Ich möchte sie bejahen, und vor Allem die Krankheiten wie die Sterne in drei Klassen eintheilen, indem einige Krankheiten, gleich den Fixsternen, immer die nämliche Stellung und die nämliche Gestalt behaupten, andere, wie die Planeten, in regelmäßigem Lauf und zu bestimmter Zeit auf den gewöhnlichen Wegen wiederkehren, jedoch Gestalt und Stellung, dem Monde ähnlich, wechseln, wogegen endlich einige, nach Art der Kometen, plötzlich erscheinen, wieder verschwinden und erst nach so langer Zeit und dann abermal so plötzlich und so fremdartig erscheinen, daß man sie für neue hält, und vor ihnen oft mehr, als vor der gefährlichsten bekannten erschrickt. In diesem Falle hört dann der sonst so beliebte und gepriesene Reiz der Neuheit ganz auf.

Einige Krankheiten sind also nur dem Scheine nach neue, das heißt, sie zeigen sich mit geänderter Form und modifizirt entweder durch eine, von speziellen Umständen bewirkte Steigerung oder Minderung, und ihre Verschiedenheit besteht nur in einem Mehr oder Weniger. Einige Krankheiten waren in diesem oder jenem Jahrhunderte, bei diesen oder jenen Völkern einheimisch, und haben sich verloren, einige genießen jetzt das Bürgerrecht, werden aber nach einiger Zeit auswandern oder verschwinden. Gewisse Krankheiten, wie z. B. die Fieber, nehmen sogar in jeder Jahreszeit einen andern Charakter an. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Krankheiten in einer gewissen chronologischen Ordnung das Menschengeschlecht heimgesucht haben. Die

ersten Krankheiten, welche den im einfachen Naturzustande und naturgemäß lebenden Bewohner der Erde befielen, mögen wohl diejenigen gewesen sein, die von schädlichen Elementar-Einflüssen, großer Hitze, Kälte ꝛc. herrührten; ihnen folgten wahrscheinlich jene, die ihren Grund in einer verfeinerten, überfeinerten, dann verweichlichten, endlich jene, welche in einer ganz naturwidrigen, üppigen, verkehrten und entarteten Lebensweise ihre nächste Veranlassung hatten. Da erzeugte dann durch Unthätigkeit, Luxus, Ausschweifung, Übermaß in Genüssen aller Art u. s. w. durch verderbliche Mischung, bastardartig und mißgeburtenähnlich, eine Krankheit die andere, ein Uebel das andere, und — es geschah, — wie Schiller sagt: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebähren.“

Ich Laie glaube, daß allerdings, theils ganz neue, theils solche Krankheiten entstehen können, welche, obschon früher bekannt, doch eine ganz verschiedene Form, oder einen andern, als den bisherigen Charakter annehmen, folglich als neue Erscheinungen gelten und den Ärzten genug zu schaffen geben.

Die Ursachen der Entstehung solcher neuer Krankheiten — um nur einiges Speziele anzuführen, können z. B. in einer in einem ganzen Lande eingeführten Veränderung der Lebensweise, oder im allgemein gewordenen Genuße fremder Nahrungsmittel, neuer Getränke, in neuer Mischung, neuer Speisenzubereitung liegen, wodurch ganz andere Wirkungen auf Blut, Säfte und Nerven hervorgebracht wer-

den; oder in den Elementar-Einflüssen, in atmosphärischen und tellurischen Revolutionen, wie z. B. durch Erdbeben, Seuchen, langwierige Dürre, zu anhaltende Regengüsse und Überschwemmungen, Erddämpfe, besondere Winde — neue Bestandtheile, welche den aus der Erde entspringenden Quellen sich aneignen; oder in einer mächtigen feurigen oder wässerigen Einwirkung fremder Himmelskörper, die unserer Erde zu nahe kommen u. s. w. Wären nicht vielleicht sogar die neuen medizinischen Systeme im Stande, neue Krankheiten ins Leben zu rufen?

Eben so können auch neue moralische Krankheiten ganzer Völker entstehen, theils aus eben denselben physischen Ursachen, welche die neuen körperlichen Übel verursachen, theils durch große Veränderungen in der Denkungsweise der Menschen, in den moralischen Grundsätzen, in der Religionslehre, in den bürgerlichen und nationellen Verhältnissen, in den Maximen der Staatsverwaltungen, oder durch neue Erfindungen und Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaften und Künste u. s. w.

Durchblättert man die Werke der Seelenärzte aller Zeiten und Völker, ich meine: der Philosophen, so findet man bei ihnen dieselbe Verschiedenheit, dieselbe Menge — einander verdrängender neuer Systeme, wie bei den Heilkünstlern des Leibes — und auch dieselben Irrthümer. Bei den Egyptern hatte jede Krankheit ihre eigenen Ärzte; wer bestimmte denn aber zuerst die Krankheit selbst, damit der Kranke wußte, welchen Arzt er zu Hülfe zu rufen

habe? Bekanntlich ist ja eben das *Erkennen* der Krankheiten der schwierigste Theil der Arzneikunde.

Die körperlichen Krankheiten haben vor denen der Seele den Vorzug, daß bei jenen ein Übel, je mehr es zunimmt, sich um desto mehr auch offenbart, wogegen die Seelenkrankheiten, je stärker sie werden, sich um so mehr verstecken, und der Kranke sie um desto weniger bekennen will. *Seneca* stellt daher in dem fünfundfünfzigsten seiner Briefe die Frage: „Warum will Niemand seine Fehler bekennen? —

„Weil er sie *noch jetzt* an sich hat. Nur der Wache erzählt seinen Traum." —

Zum Schlusse dieses Briefes will ich Dich noch auf zwei Maximen aufmerksam machen, die den körperlich- wie den moralisch-Kranken zu empfehlen sein dürften. Die erste: daß man sich der Krankheit nicht mit eigensinnigem Trotze widersetze, um sie gewaltsam abzukürzen oder zu unterdrücken, daß man ihr aber auch nicht durch Feigheit oder durch zu weichliches Hingeben erliege; der Geist vermag über den Leib, er sei gesund oder krank, stets sehr viel. Die zweite: Gestatte Deiner Phantasie, wenn sie düster ist, nicht zu viel Herrschaft über Deine Krankheit! Die Phantasie des Kranken ist gleichfalls krankhaft, und ein Blinder kann nicht der Führer eines Blinden sein. Unterliegst Du der Gewalt dieses dunkeln Genius, so geräthst Du in die Gefahr, dem ärgsten aller Übel und Leiden zur Beute zu werden, nämlich, als Leibeskranker gar in eine Gemüthskrankheit zu verfallen.

Eine besondere Art von Gemüthskrankheit bilden gewisse Fieber, welche den armen Menschenkindern gewaltig zusetzen und mehr eine philosophische als eine medizinische Heilart fordern, zum Theile auch unheilbar sind. Welcher Sterbliche kennt das Liebesfieber nicht? Wer weiß nicht, daß es uns gewiß ist, wie die Pocken, und daß Diejenigen, die davon verschont bleiben, nur eine Ausnahme von der Regel machen? Wen dieses Fieber noch nicht befiel, der hat es zu erwarten; und sollte er auch davon befreit bleiben, so kann er doch nicht in Abrede stellen, daß seine Eltern es hatten. Dieses Fieber ist das heftigste von allen, bald von sehr kurzer, bald von sehr langer Dauer; nicht wenige Menschen werden davon sehr oft befallen, manche verlieren durch dasselbe die Gesundheit für immer, manche das Leben. Dieses Fieber hat die Eigenheit, daß der Kranke alle Heilmittel verschmäht oder gar durchaus krank bleiben will. Natur und Zeit sind hier die einzigen Ärzte, die etwas leisten oder eine Genesung bewirken können. Diese Fiebergattung kann manchmal auch ansteckend werden, vorzüglich durch den häufigen Genuß von Romanen und Theaterstücken, am meisten durch das Mitwirken bei Privattheatern u. s. w.

Die Furcht wird von mancherlei Fiebern heimgesucht. Hieher gehört z. B. das Gespensterfieber, von welchem manche kleine und große Kinder befallen werden. Mütter und Ammen geben sich manchmal sogar viel Mühe, dieses Fieber den Kindern so früh als möglich einzuimpfen, und es ist dann, wenn es sich einmal zur chronischen Krankheit

ausgebildet hat, so hartnäckig, daß es allen später dagegen angewendeten Heilmitteln trotzt und den damit Behafteten sein ganzes Leben hindurch nicht mehr verläßt. Während des Paroxismus ist der Patient gewöhnlich sehr blaß; er zittert an allen Gliedern und fühlt eiskalten Frost im Mark der Gebeine. Dabei ist seine Phantasie so exaltirt, daß er oft Windmühlenflügel für Riesen hält. Eine Abart dieses Fiebers ist das Schlachtfieber, welches Viele vor dem Anfang einer Schlacht mit solcher Heftigkeit und mit einem solchen Schwindel ergreift, daß sie in ihrer plötzlichen Sinnesverwirrung und Betäubung statt des Muthes sich dem Schrecken in die Arme werfen, statt tapfer zu sein, feig werden, und, höchst unglücklicher und verkehrter Weise, statt vorwärts zu schreiten, gleich den Krebsen eine rückgängige Bewegung machen. Frost, Bläße, Zittern, nebst Taubheit und Blindheit, sind die Symptome dieses Fiebers. Das bekannte Kerkerfieber erreicht seinen höchsten Grad, wenn es sich in das entsetzliche Galgenfieber verwandelt, wo der unglückliche Kranke immer einen Strick um den Hals zu fühlen glaubt, der ihm die Kehle zuschnüren will. Dabei erscheinen dem Beklagenswürdigen unaufhörlich Bilder von Raub, Mord und Blutvergießen, so daß er oft in Raserei verfällt. Manchmal geschieht es, daß die Wuth dieser äußerst bösartigen Krankheit die Lebenskräfte ganz aufzehrt, und der Sterbende aus einer Ohnmacht bewußtlos in den letzten Augenblick übergeht.

Eine höchst klägliche Krankheit ist das perennirende Sentimentalitäts-Fieber nervenschwacher Damen;

sie zerschmelzen häufig ohne Ursache in Thränen, kommen außer sich über den unbedeutendsten Zufall, werden über eine Luftblase von Krämpfen ergriffen, und fallen über ein Nichts in Ohnmacht. Ohne Migräne zu sein, halten diese Kranken für eine Schande, und in ihr Siechthum sind sie verliebt. Innerliche Heilmittel bleiben ohne Wirkung, äußerliche wirken aber manchmal als Palliative z. B. brillantene Ohrgehänge oder Armbänder, goldene Halsketten, kostbare Ringe, oder gewisse Stoffe, die man auch zu Kleidern verwenden kann u. s. w. Künstliche Blumen wirken stärker als die natürlichen, Tanz-Schwitzbäder besser als die Schwefelbäder, kerzenhelle Säle mehr als Mond- und Sonnenlicht, mephytische Salonsdämpfe mehr als die reinste Frühlingsluft, Parfüms mehr als Kräuterdüfte. Das Fatalste dabei ist, daß die gesunden Umgebungen durch diese Krankheit mehr leiden, als die Patienten selbst.

Das hitzige Fieber des Zornes ist eigentlich eine abscheuliche Krankheit. Die Paroxismen dauern zwar gewöhnlich nur kurze Zeit, oft nur wenige Minuten, wo der Kranke an sich selbst und an Andern, ja sogar an leblosen Gegenständen, so viel Unheil stiften kann, daß er nachher bittere Thränen vergießen muß, weil er das Geschehene nicht mehr ungeschehen, das Mißhandelte und Gekränkte nicht mehr unmißhandelt und ungekränkt, das Zerschlagene nicht mehr ganz machen kann. Kaltes Wasser soll dabei ein gutes Heilmittel sein, starke Weine ein Gift. Übrigens vermindert sich diese Krankheit glücklicher Weise von selbst mit den zunehmenden Jahren. Das Alter, sagt man, hebe sie manchmal radikal.

Eine widrige Abart dieser Krankheit ist das Recensenten-Gallfieber. Aller Mißdeutung vorzubeugen, erkläre ich, daß ich, mit Jean Paul, der Meinung bin, daß Kunstrichter und Recensent sich von einander eben so gut unterscheiden, wie Richter und Nachrichter. Dieses Gallfieber befällt gewöhnlich nur unfruchtbare Geister, das heißt, solche, die entweder gar nichts oder nur Schlechtes hervorgebracht haben. Sie empfinden gegen Schriftsteller einen solchen angebornen Haß, wie die Katze gegen die Maus; sie selbst aber sind gegen einander wie Hunde und Katzen. Was der Eine rühmt, das zerreißt der Andere eben deshalb, und was der Eine mit Elephantenfüßen zerstampft, das hebt der Andere zu den Sternen. Eine besondere Eigenschaft dieses Fiebers ist die Geschwindigkeit. Kommt dem Gallfieber-Kranken z. B. ein Buch vor die Angen, so spricht er darüber sein Urtheil aus, ehe er es noch gelesen hat; ist er im Theater, so geht er weg, ehe das Stück geendet und ehe er es verstanden hat, trinkt im ersten Paroxismus Bier, raucht Tabak, und schreibt dann, halb im Schlafe, etwas darüber, was er eine Kritik nennt. Dieses Fieber befällt vorzüglich unreife junge Herren, die sich in diesem Zustande dann für untrügliche Orakel halten. Es gibt aber auch in allen Gesellschaften eine Art solcher Gallfieber-Kranken, bei denen sich die Galle ergießt, sobald ein Anderer Aufmerksamkeit oder Beifall erregt. Das beste Heilmittel ist, diese Gallsüchtigen nicht zu bemerken, weder im Leben, noch in der Literatur. Erreicht diese Krankheit den höchsten Grad, so entsteht daraus das gelbe Fieber des Neides, wo-

bei der Patient außer sich kommt, sobald er etwas in irgend einer Art Ausgezeichnetes erblickt.

Inniges Bedauern fühle ich aber mit zwei Fiebergattungen, deren ich zum Schluße hier noch Erwähnung thun will. Die erste ist das Wundfieber des stillen gekränkten Dulders. Es ist ein schleichendes Fieber, welches vom blutenden Herzen ausgeht, die Nerven zuerst überreizt, dann abspannt, und die Kräfte des Lebens mit jeder geweinten Thräne, mit jedem schwer ausgeathmeten Seufzer so vermindert, daß es endlich in ein Auszehrungs- und Erschlaffungsfieber des immer zunehmenden Lebensüberdrußes übergeht, bis der arme, schwache und schachmatte Mensch sein in einen dichten Trauerschleier gehülltes Haupt endlich sanft neigt, und leise mit freudiger Wehmuth spricht: „Es ist vollbracht!"

Indem ich schon aufhören will, von den, in der Arzneigelehrsamkeit unbeachtet gebliebenen Fiebern zu reden, fällt mir noch ein, daß eigentlich jeder Dichter, sobald er an's Dichten geht, ein Entzündungsfieber hat oder haben soll, welches mit häufigen Phantasien, bei manchen Dichtern sogar mit einem starken Fieberdurste verbunden ist. Das Delirium erscheint als eine nothwendige Folge dieses Phantasiefiebers, welches man auch füglich die Muschelkrankheit nennen könnte, weil während derselben die schönsten Perlen erzeugt werden. Dieses Phantasiefieber hat auch viele Aehnlichkeit mit dem Frühlingsfieber der Erde, welches, gleich anderen Fiebern, vorzüglich in dieser Jahreszeit grassirt, aber die wohl-

thätigsten Wirkungen hervorbringt; denn so wie das Fieber, als das Bestreben der Natur, einen Krankheitsstoff aus dem Körper wegzuschaffen, dem Menschen die Genesung bringt, und ihn mit der Lebensblume der Gesundheit schmückt, eben so äußert auch die große Natur im Frühling das Bestreben, den auf ihr liegenden Krankheitsstoff — den Winter — wegzuschaffen, so daß sie in freudiger Gesundheitsfülle neu aufblüht und sich zum großen Genesungsfeste mit Lustblüten und Jubelblumen schmückt, wobei sie die lauten Glückwünsche aller mit Stimmen begabten Wesen (Menschen, Vögel, Käfer u. s. w.) empfängt.

Diesem Frühlingsfieber gleicht das Dichterfieber, welches gleichfalls schöne Blüten und Blumen zur Freude der Menschheit hervorbringt, und der schaffende Dichter hat mit der schaffenden Natur, der er in so vielen Dingen gleicht, auch Folgendes gemein: Die Natur treibt nämlich in jedem Frühling, so wie der Dichter in jeder dichtenden Stunde, Blüten und Blumen aller Art. Sie sind zwar in Gestalt, Duft und Farbe (z. B. Rosen, Lilien, Tulpen, Veilchen u. s. w.) dieselben, die wir schon in so vielen vorhergegangenen Frühlingen gesehen haben, sind aber dennoch jedesmal wieder ganz andere, und erfreuen uns eben deshalb, weil sie sich, ungeachtet der Familien-Aehnlichkeit, doch immer als ganz neue, wirkliche und selbstständige Wesen zeigen. Wir nehmen sie, so oft sie kommen, mit so vielem Vergnügen auf, und heißen sie so willkommen, als sähen wir

sie jedesmal zum ersten Male. Wie ganz anders verhält es sich mit den gekünstelten Stroh- und Seidenblumen! Man raffinire ihre kunstreichen Gestalten, Farben und Düfte noch so sehr, man suche ihnen noch so viel Reiz der Neuheit zu geben, — sie ersetzen doch nie die holden und echten Natur- und Lebensblumen, die aus dem grünen Schooße der Mutter Erde, oder aus dem blauen Phantasiehimmel des Dichters hervorsproßen.

Das Einzige, worüber Du Dich noch beklagst, ist eine zurückgebliebene Schwäche; ich bitte Dich aber inständig, daß Du Dir darüber ja kein graues Haar wachsen lassest. Jeder Mensch hat seine Schwächen, der Gesunde oft noch mehr als der Kranke; ich glaube sogar, daß die vielen und vielfachen Schwächen die Hauptkrankheiten des menschlichen Geschlechtes sind, und daß ein großer Theil dieser Schwächen zum Besten des geselligen Verkehres dient, die Menschen einander näher bringt, sie von einander abhängig macht und in Verbindung setzt. Manche Menschen haben liebenswürdige Schwächen, die wir ihnen um keinen Preis erlassen wollten, und gewisse Schwächen des schönen Geschlechtes machen oft dessen Zierde, ja dessen größte Stärke.

Leide also Deine Schwäche, lieber Freund, mit Geduld! Sie erinnert Dich ja an die überstandenen Leiden der Krankheit und an die kommenden Freuden der Gesundheit; ist der Sturm vorüber, so schwanken die Wellen und die

Blumen noch ein Weilchen unter dem Lächeln des heitersten Himmels. Die Schwäche des Genesenden ist wahrlich die erfreulichste aller Schwächen.

Verursacht sie Dir aber manchmal ein melancholisches Viertelstündchen, so gibt es ja allerhand unschuldige Hausmittel dagegen, wie z. B. Gesellschaft, Musik, Blumen, Vögel u. dgl. Vor anhaltenden Gesprächen oder vor langen Briefen — selbst vor den meinigen — hüte Dich! Erhältst Du einen solchen, so nimm davon — wie ehemals von den Arzneien — jede Stunde einen Löffel voll, oder lies ihn gar nicht, und mache Pyramiden oder Schlangen, oder mathematische Figuren u. s. w. daraus, oder zerschneide das Papier, und lege die beschriebenen Stücke dann unrecht zusammen, daß du einen lächerlichen Unsinn heraus lesen kannst.

Als ein probates Mittel sowohl gegen die Schwermuth als auch gegen die Langweile, die einen Menschen, der sich nicht viel beschäftigen darf, von Zeit zu Zeit befallen muß, empfehle ich Dir insbesondere die — Baukunst. Die Baukunst? Allerdings, jedoch die leichteste Art derselben, nämlich die Kunst, Luftschlösser zu bauen; es versteht sich jedoch, daß Du alle Deine Luftschlösser weder im kolossalen Styl der Egypter, noch im prächtigen der Römer, noch im massiven, überladenen und düstern der Gothen, sondern im leichten, zierlichen und heitern der Griechen, oder im lieblich-prächtigen, Feenpalastartigen der Mauren in Granada, wie z. B. der Alhambra, bauen mußt. Diese Kunst, Luftschlösser zu bauen,

besteht jedoch nur darin, daß man sich einbildet, etwas zu sein oder zu haben, was man in der Wirklichkeit weder ist noch hat, aber sein oder haben möchte, daher man sich gewissen wachen Träumen überläßt, wobei die Phantasie Pinsel und Palette führt, um Lieblingsideen und Lieblingswünsche mit den schönsten und lebhaftesten Farben auszumalen. Solche Luftschlösser gleichen freilich nur den buntgefärbten Gewölken bei Sonnenuntergang, die, so wie das Gestirn des Tages verschwindet, schnell verlöschen; sie gewähren uns aber doch, so lange sie leuchten und glänzen, ein ungemeines Vergnügen, und wir können ja die verschwundenen am nächsten Tage wieder erneuern. Denke Dir also z. B., Du wärest ein Dichter, dessen Werke alle Welt entzücken, oder Du säßest auf einem Throne und beglücktest Millionen Unterthanen, oder Du besäßest unermeßliche Reichthümer, lebtest selbst in Freuden und strömtest Wohlthaten aus, oder Du wärest ein Arzt, dessen Kunst alle Kranke zu heilen vermöchte, oder Du vereinigtest in Deiner Person eine solche Schönheit mit so viel Geist und Herzensgüte, daß die Menschen nicht wüßten, ob sie Dich mehr bewundern oder mehr lieben sollen, — da reiße ich plötzlich Deine Zimmerthür auf, fliege an Deine Brust, und ein ganzes Feenreich von Luftschlössern stürzt, von meinem Freudengeschrei erschüttert, zusammen. Zürne nicht, Herzensfreund! Wir vereinigen unsere Kräfte, um neue und noch schönere Luftschlösser mit einander zu bauen.

Sonderbarkeiten, welche einige Völker bei ihren Mahlzeiten beobachten. *)

Die Bewohner der maldivischen Inseln speisen gerne allein. Sie ziehen sich in den abgelegensten Theil des Hauses zurück und verhängen die Fenster. Diese Gewohnheit stammt wahrscheinlich aus früher Zeit her, wo der Wilde, wenn er aß, sich verbarg, aus Furcht, daß ein Anderer, gleich hungerig, doch stärker als er, ihm die Speisen wegnehme. Nebstbei ängstigt den Wilden auch der Glaube an die Zauberei, von welcher er sogar einen nachtheiligen Einfluß auf seine Lebensmittel besorgt. Eine andere Ursache dieser menschenscheuen Mahlzeiten liegt darin, daß die Maldivier nie mit Einem essen wollen, der an Geburt, Reichthum oder Würde geringer ist, und da es oft schwer hält, eine Gleichheit dieser Verhältnisse zu Stande zu bringen, so sehen sie sich zu einer so ungeselligen Lebensweise verdammt.

Das Gegentheil von ihnen sind die Einwohner der philippinischen Inseln. Hat einer von ihnen keinen Tischgenossen, so läuft er so lange herum, bis er einen auffindet, und wäre sein Hunger noch so stark, er kann sich nicht entschließen, ohne einen Gast zu essen.

Die Tische der reichen Chinesen schimmern vom schönsten Firniß und sind mit den zierlichsten seidenen Teppichen

*) Nach d'Israeli.

belegt; Teller, Messer und Gabeln sind ihnen unbekannt, jeder Gast hat zwei Stäbchen von Elfenbein oder Ebenholz, die er mit größter Geschicklichkeit zu gebrauchen weiß.

Die Otaheiten, obschon sehr gesellig und sanftmüthig, speisen doch abgesondert und einzeln. Kommt die Mittagsstunde, so trennen sich die Glieder einer jeden Familie; zwei Brüder, zwei Schwestern, selbst Mann und Weib, Vater und Mutter, haben jedes einen eigenen Speisekorb. Sie setzen sich, zwei oder drei Ellen von einander entfernt, wenden einander den Rücken zu, und beobachten beim Genuße des Mahles das tiefste Schweigen.

Mehrere wilde Völker wählen eigene Stunden zum Essen und andere zum Trinken. Die Indianer in Brasilien vermeiden es sorgfältig, beim Essen zu trinken, und beim Trinken etwas zu essen. Bei dem größten Theile der amerikanischen Indianer treibt der Herr vom Hause seine Gäste unaufhörlich zum Essen an, während er selbst nichts genießt. In Neu-Frankreich quält er sich mit Singen, um seine Gesellschaft beim Speisen zu unterhalten. In China entfernt er sich, um einen Beweis seiner Artigkeit zu geben, aus dem Speisezimmer, und überläßt die Gäste ihrer ungestörten Lustbarkeit. Der Tatar zieht seinen Gast am Ohrläppchen, um ihn zum Trinken zu nöthigen, und er hört damit nicht eher auf, als bis jener den Mund öffnet; dann schlägt er die Hände zusammen und tanzt vor ihm.

Höchst komisch benimmt sich der Kamtschadale, wenn er sich Jemanden zum Freunde zu machen wünscht. Er ladet ihn zuerst zum Speisen, und führt ihn in eine kleine,

sehr stark geheitzte Hütte. Während der Gast die ihm vorgesetzten Gerichte verschlingt, facht der Andere das Feuer immer noch mehr an. Der Fremde muß sich das Übermaß der Hitze so wie jenes im Essen gefallen lassen. Er übergibt sich aber zehnmal, ehe er zugesteht, daß er beides nicht länger aushalten könne. Endlich muß er sich doch für überwunden bekennen; er beginnt zu unterhandeln, und erkauft sich einen Augenblick der Erholung durch ein Geschenk von Kleidern oder Hunden, indem der Bewirthende droht, er wolle die Hütte noch stärker heitzen, oder ihn zwingen, sich zu Tode zu essen. Der Fremde, dem das Wiedervergeltungsrecht zusteht, droht jenem auf dieselbe Weise und fordert dieselben Geschenke. Nimmt der Bewirthende die Einladung nicht an, so setzt sich der Gast in den Besitz der Hütte, und bleibt so lange, bis jener ihm die erhaltenen Geschenke wieder zurückgibt.

Zur Erklärung dieser höchst sonderbaren Erscheinung gibt man folgenden Grund an. Es sei nämlich dabei auf eine Prüfung desjenigen abgesehen, dessen Freundschaft gesucht wird. Der Kamtschadale, welcher die Kosten der Heitzung und des Gastmahls bestreitet, will sich die Überzeugung verschaffen, ob der Fremde die Kraft besitzt, ein Leiden mit ihm zu ertragen. Er heitzt daher, während der Gast sich mit dem Essen beschäftigt, die Hütte bis auf einen unerträglichen Grad, und als letzten Beweis seiner Standhaftigkeit und Zuneigung verlangt er Kleider und Hunde von ihm. In der Hütte des Fremden unterzieht er sich nachher den nämlichen Prüfungs-Ceremonien, um zu zeigen, wel-

che Kraft er selbst besitze, wenn es darauf ankäme, seinen Freund zu vertheidigen. Und so würde manche sonderbare Sitte uns ganz einfach und natürlich erscheinen, wenn wir sie auf Ort und Stelle untersuchen könnten.

Die Neger von Ardra trinken, um einander ein Zeichen von besonderer Hochachtung zu geben, zu gleicher Zeit aus Einem Becher. Der König von Loango pflegt in einem Hause zu essen, in dem andern zu trinken. Der Kamtschadale kniet vor seinen Gästen; er schneidet ein ungeheures Stück vom Seekalb, und stopft das Ganze seinem Freunde in den Mund, indem er wie ein Rasender schreit: „Tana!" (Hier). Was außer den Lippen bleibt, schneidet er weg und verschlingt es selbst mit gieriger Hast.

Die alten fränkischen Könige, ließen sich, wenn sie beim Krönungsmahle saßen, vom Adel zu Pferde bedienen.

Indische Büßung.

(Nach Irvings Indian sketches).

Ein indianisches Weib zog unsere Aufmerksamkeit durch ihre beinahe riesenhafte Größe um so mehr auf sich, als die Indianerinnen größtentheils kaum die mittlere Größe haben. Als wir uns jenem Weibe näherten, bemerkten wir auch, daß sie männlich starke Gesichtszüge hatte, was ihr denn ein häßliches Ansehen gab, und gegen die übrigen Wei-

der einen widrigen Kontrast bildete. Wir erfuhren in der Folge, daß dieses sonderbare Wesen, obschon es, in weibliche Tracht gekleidet, die gemeinsten Dienste eines Weibes verrichtete, ein Mann war, und einst einen Rang unter den Edelsten und Tapfersten seines Stammes einnahm, im Krieg und im Rathe hochgeachtet. Er hatte manches Unternehmen gegen die Feinde seines Volksstammes siegreich ausgeführt. In der Mitte seiner glänzenden Laufbahn stand er aber plötzlich stille; eine Veränderung ging in ihm vor, und er begann die gegenwärtige Lebensweise der Erniedrigung und der gemeinsten Arbeiten. Die Ursache dieser plötzlichen Veränderung war aber folgende.

Er war einige Wochen bei einer kriegerischen Unternehmung gegen seine Feinde, die Ossagen, abwesend. Kurz vor Sonnenuntergang kam eine Schaar Indier über einen Hügel gegen das Dörfchen ihrer Heimat; es waren Krieger, matt und müde. Die Zahl der Heimkehrenden war geringer als die Zahl jener, die ausgezogen waren. Ihre Erzählungen aber von den feindlichen Schädeln, denen sie die Haut abgezogen hatten, und die wilden Mienen, indem sie den Tod ihrer Kriegsgefährten erzählten, bewiesen zur Genüge, daß diese nicht ungerächt blieben. Vor ihnen schritt die stattliche Gestalt desjenigen einher, welcher der Held dieser Erzählung ist. Er war von Beschwerden und vom Fasten ganz abgemattet. Ohne die Bewillkommnung seiner Landsleute zu erwiedern, eilte er in seine Hütte, warf sich auf die Bärenhäute, welche das indische Bett machen, und blieb hier die ganze Nacht. Als er am Morgen von

seinem Lager aufstand, war er ein ganz anderer Mensch. Das Auge war erloschen, der sonst stolze Gang schwankte, die hohe Gestalt schien unter dem Drucke eines schweren Elends einzusinken. Er versammelte die Seinigen um sich. Er sagte ihnen, der große Geist sei ihm im Traume erschienen, und habe ihm gesagt, daß er nun den Zenith seines Ruhmes erreicht; keine Stimme habe im Rath mehr Gewicht, kein Arm in der Schlacht mehr Kraft gehabt; nun müsse er aber allen Anspruch auf den Rang eines Kriegers aufgeben, und denselben mit der Tracht und den Verrichtungen eines Weibes vertauschen. Die Versammelten hörten ihn mit Betrübniß, denn sie waren stolz auf seinen Heldenruhm und erblickten in ihm ihren Beschützer. Dennoch wagte es Keiner, ihm von seinem Entschluße abzurathen, denn sie hegten eine unbegrenzte Ehrfurcht vor den Eingebungen des großen Geistes. Nachdem der verwandelte Held sich also gegen seine Familie erklärt hatte, machte er seinen Entschluß auch der Nation bekannt. Man vernahm ihn ernst und traurig; doch ohne etwas dagegen einzuwenden. Er kehrte nun in seine Hütte zurück, nahm seinen Bogen von der Stelle, die er gewöhnlich einnahm, brach ihn entzwei, warf die Stücke in's Feuer, grub seine Waffen in die Erde ein, wusch die Farben vom Gesicht, und nahm die stolze Adlerfeder vom Haupthaarbüschel. Von diesem Augenblicke an sprach er nichts mehr von Kampf und Schlacht; er nahm keinen Theil an den Berathungen seines Volksstammes, unterließ Alles, worin er vormals seinen Stolz gesetzt hatte, und verrichtete die gemeinsten und niedrigsten

weiblichen Dienste. So lebte er eine Reihe von Jahren hindurch. Sein Gesicht war mit Runzeln bedeckt, sein Leib gebeugt und entkräftet; sein scheelsehendes Auge und sein mürrisches Gesicht zeigten deutlich, daß der bittere Gram, an seinem Herzen nagend, eine Art von Stumpfsinn bewirkt und alle edleren Gefühle seiner Natur erstickt hatte.

Indische Rache.

Einige Indier hatten sich mehrere Fäßchen Brandwein zu hohem Preise gekauft. Da dies Getränk eine Seltenheit war, so hielten sie eine förmliche Berathschlagung, in welcher ein großes Zechgelage beschlossen wurde. Die Weiber wurden davon ausgeschlossen, weil man es für nöthig hielt, daß sie nüchtern blieben, um für ihre Ehegatten Sorge zu tragen, wenn die Trunkenheit sie außer Stand setzen würde, selbst für sich zu sorgen. Zugleich wurde ein eigener Wächter aufgestellt, um zu verhüten, daß Keiner sich's gelüsten lasse, vor der bestimmten Zeit bei dem Brandweinfäßchen zuzusprechen. Nach drei langen, den Trinklustigen viel zu langen Tagen, erschien endlich der ersehnte Festtag; die bestimmte Stunde war da, und es fehlte kein einziger Gast. Das Zeichen wurde gegeben und das Zechgelage begann. Der Brandwein that bald seine Wirkung; die Zecher geriethen in Wuth, heulten, schrieen und tobten. Die Wei-

der entflohen. Alle Waffen waren schon vorher bei Seite geschafft, denn die Indier kannten ihre eigene wilde Natur, und fürchteten Unheil als Folge des Genusses des sie entflammenden Getränkes. Sie schienen auch wirklich in böse Geister verwandelt zu sein, und das vom gräßlichen Geheul wiederhallende Gebäude glich der Hölle. Der junge Krieger von riesigem Körperbau ergriff den zitternden Greis; der Bruder schlug den Bruder zu Boden; Freunde kämpften mit Wuth gegen einander; der Schwache und der Alte wurden mit Füßen getreten.

Auch Jotan und sein Bruder geriethen jetzt in Streit. Beide fielen zugleich und wälzten sich auf dem Boden. In der Betäubung des Rausches und in der Wuth des Kampfes biß der Bruder dem Jotan einen Theil der Nase ab, machte sich sogleich los, und entfloh. Jotan, nun plötzlich nüchtern geworden, stand einen Augenblick stille, schaute mit düsterm Blick in das Feuer, ohne ein Wort zu sprechen, zog dann seinen Mantel über den Kopf, ging fort, und verbarg sich in seiner eigenen Wohnung. Am nächsten Morgen suchte er den Bruder auf, und sagte: „Du hast mich entstellt für mein ganzes Leben. Diese Nacht will ich schlafen. Kann ich dir, wenn die Sonne aufgeht, vergeben, so bist du sicher; wo nicht, so stirbst du!"

Er hielt Wort; er schlief über seinen Vorsatz, aber der Schlaf stimmte ihn nicht milder. Er ließ dem Bruder melden, er habe dessen Tod beschlossen, und ihm bleibe keine Hoffnung; er möge daher keinen Widerstand versuchen, sondern sich in sein Schicksal ergeben, wie's einem Krieger

ziemt. Der Bruder vernahm diese Drohung und floh aus dem Dorfe.

Ein Indier ist, wenn er den Gegenstand seiner Rache verfolgt, rastlos und unermüdlich; mögen auch Jahre darüber vergehen, er wird sein Ziel endlich gewiß erreichen.

Von dem Augenblicke an, da Jotan den festen Entschluß gefaßt hatte, den Bruder zu tödten, schlief seine Thätigkeit nie; er jagte ihm Monate lang nach, über Berg und Thal, von Gebüsch zu Gebüsch, von Dorf zu Dorf, doch ohne Erfolg, denn sein Bruder war sehr wachsam und und wußte ihm auf allen Wegen auszuweichen.

Nun änderte der alte Krieger seinen Verfolgungsplan. Er legte sich im Walde in einen Hinterhalt, und lauerte dort wie ein Tieger auf seine Beute.

Nach langem vergeblichen Harren hörte er endlich, auf einem gefallenen Baumstamm sitzend, das Krachen eines Zweiges unter einem behutsamen Fußtritt. Er duckte sich sogleich hinter den Baumstamm, und heftete seine Blicke auf das gegenüberstehende Gebüsch. Ein Indier trat, behutsam umherspähend, aus demselben hervor. Jotan erkannte den Bruder. Sein kummervolles Gesicht und sein abgemagerter Leib bezeugten, wie viele Angst und Entbehrungen der Flüchtling erlitten hatte. Dies machte aber auf Jotan keinen Eindruck; seine Rache war ja noch nicht gesättigt. Der erbarmungswürdige Anblick des Bruders rührte keine Saite seines Herzens. Er ließ ihn sich nahe kommen, dann sprang er aus seinem Hinterhalte plötzlich hervor, und stellte sich dicht vor den Unbewaffneten, der seinen Flammenbli-

cken mit Ruhe begegnete. „Ha Bruder!" rief Jotan, den Hahn seiner Flinte spannend: „vergebens bin ich dir lange gefolgt; nun habe ich dich, nun mußt du sterben!" —

Der Bruder erwiederte nichts, sondern warf seinen Mantel von sich, trat näher und bot ihm die Brust dar. Jotan legte die Flinte an, und schoß ihn durch das Herz. Nun war die Rache gesättigt; von diesem Augenblicke an ward aber Jotan ein anderer Mensch. Er wurde schwermüthig und düster, mied jede menschliche Gesellschaft, und schwärmte in dunklen Wäldern herum, wo seine wilden Phantasien und empörten Empfindungen ihn dem Selbstmorde nahe brachten.

Erst nach Verlauf mehrerer Jahre genas er wieder von den Leiden der Gemüthszerrüttung, in welche die Befriedigung jener unnatürlichen Rache ihn gestürzt hatte.

Träumereien über das Träumen und die Träume.

Ich träumte von Jugend auf nicht nur im Schlafe, sondern auch im wachen Zustande so gern und so viel, daß Einiges aus der Menge meiner Träumereien vielleicht auch für Andere nicht uninteressant sein mag. Ich will aber keine gelehrte Abhandlung darüber schreiben, sondern meinen Gedanken freien Lauf lassen, gleichsam als säße ich nicht am Schreibtische, sondern unter Freunden und Freundinnen, denen ich,

weil sie nicht nur mir, sondern auch den Träumen nicht abhold sind, Dies und Jenes davon erzählte.

So nichtig, regellos, bizarr und phantastisch — um ohne langes Präambuliren anzufangen — einige Träume gaukeln, eben so erscheinen andere als wohlgeordnete Nachklänge und Nachbildungen des wirklichen Lebens. Beide kommen nicht so ganz von ungefähr; sie haben vielmehr größtentheils ihre guten Ursachen. Ist nämlich die Seele ruhig und der Leib gesund, so träumen wir gewöhnlich von unserem täglichen Thun und Treiben. Auch die Leidenschaften, die uns im wachen Zustande aufregen, so wie ihre Gegenstände und Ursachen erscheinen uns im Schlafe, jedoch meistens mit einigen Veränderungen, nämlich entweder von peinlichen Nebenumständen begleitet, wenn unser Gemüth in trüber Gährung braust, oder durch einen Zusatz von freundlichen Bildern verschönert, wenn wir uns eines ruhigen Glückes erfreuen. So z. B. träumt Heloise *), von ihrem Freunde für immer getrennt, von der Wonne, mit ihm wieder vereinigt zu sein, aber schon im nächsten Augenblicke hat die entzückende Scene sich verändert. Ach! ruft sie:

— — Mich dünkt, nun wandern wir zusammen
Durch die Schauer öder Wüstenei,
Und bejammern, daß von unsern Flammen
Nirgends, nirgends mehr Erlösung sei.

---

*) In Pope's »Heroide,« von Bürger übersetzt.

Abgemattet von des Tages Schwüle,
Von der Wanderung durch Dorn und Moor,
Suchen wir und finden keine Kühle.
Schwere Dämpfe steigen grau empor,
Und benehmen unserm müden Gange,
Gleich den Dünsten einer Todtengruft,
Zwischen fürchterlichem Ueberhange
Hoher Felsenmassen, Licht und Luft.
Jach erhebst du dich von meiner Seite,
Schwebest bis zur Wolkendeck' empor,
Winkst mir zu aus der erhab'nen Weite,
Und verbirgst dich in der Dämm'rung Flor.
Donnerklang und Sturm- und Stromgebrause
Schreckt mich wach. —

Auf solche Art sind unsere Träume größtentheils eine Mischung von Aehnlichkeit und Verschiedenheit zwischen der visionären Welt und unserem wirklichen Leben. Dies gibt ihnen manchmal einen Schein von Vorbedeutung; ein aufmerksamer und vorurtheilsfreier Beobachter wird aber bald erkennen, daß sie sich immer auf Gegenwart oder Vergangenheit beziehen, auf die Zukunft aber selten und nur dann hindeuten, wenn wir selbst nach Aufschlüssen streben, in welchem Falle denn ein vorherkündender Traum keineswegs als etwas Unübernatürliches anzusehen ist, indem wir doch nur von demjenigen träumen, worüber wir den Tag hindurch nachgedacht haben. Sehe ich z. B. einen Menschen, der sein Vermögen verschwendet und verschwelgt, so kann ich wohl voraussehen, daß Verarmung und Zerrüttung an Geist und Körper ihm bevorstehen. Diese gegründete Vermuthung,

mit welcher ich mich am Tage beschäftigt habe, wird mir auch im Schlafe wieder vorkommen, aber von einigen visionären Nebenumständen begleitet; ich werde im Traume den Unglücklichen vielleicht abgemagert, bleich, mit wenigen Lumpen behangen, ächzend und vor Hunger bebend in einem düsteren Winkel liegen sehen. Wenn nun dieses nachher wirklich in Erfüllung geht, soll ich deshalb glauben, daß mein Traum gleichsam prophetisch war? Eben so wenig, als meine Ahnung seines Schicksals im wachen Zustande einer besonderen Inspiration zuzuschreiben wäre.

Es gibt auch Träume, die mit Allem, was unseren Sinnen oder unserer Phantasie sich je darstellte, wenig oder gar keine Aehnlichkeit haben; diese finden sich aber gewöhnlich nur in krankhaften Zuständen der Seele und des Leibes ein. Im Allgemeinen bleibt es dennoch immer wahr, daß die Träume eine — manchmal freilich sehr extravagante — Nachbildung der Wirklichkeit sind.

Manche Menschen haben bemerkt, daß irgend ein besonderer Traum sich bei ihnen häufig wiederholte.

Im „Phädon," einem Gespräche von Plato, versichert Sokrates, er habe sehr oft einen solchen wiederkehrenden Traum gehabt, in welchem Jemand ihm Musik zu lernen rieth. Dergleichen Träume, wenn sie auf eine unangenehme Weise belästigen, können wir dadurch entfernen oder doch vermindern, wenn wir es vermeiden, an die Gegenstände zu denken, von welchen sie veranlaßt und herbeigeführt werden. Dafür spricht auch die Bemerkung, daß diejenigen Menschen, die von Träumen nie sprechen, von denselben auch wenig heimgesucht werden.

Jedes Uebermaß, im Essen oder Trinken, im Schlafen oder Wachen, in Ruhe oder Bewegung, verursacht böse Träume; man kann daher für gute Träume kein probateres Mittel empfehlen, als — die Mäßigkeit. Die Zeit, die wir dem Schlafe widmen, nimmt einen beträchtlichen Theil unseres Lebens ein; es ist also wohl der Mühe werth, daß wir uns diese Zeit auch durch das Träumen, so viel als möglich, angenehm machen. Reinheit des Herzens, Bezähmung heftiger Leidenschaften und Begierden, Förderung milder und edler Neigungen mit geselligem Frohsinn, sie geben unseren Lebensgeistern jene leichte Munterkeit, und unserem Blute jenen sanften Kreislauf, wodurch vorzügliche Gedanken am Tage, sanfter Schlummer und angenehme Träume in der Nacht entstehen.

Die Alten glaubten, die Morgenträume kämen der Wahrheit am nächsten. Das mag in so ferne gelten, als die, während der Nacht fortdauernde Transpiration und Verdauung dem Magen und dem ganzen Körper eine ruhigere und mehr geordnete Disposition verschafft, als jene war, mit welcher wir zu Bette gingen. Haben wir aber die früheren Morgenstunden schlaflos zugebracht, so ist der Schlaf mehr betäubend als erquickend, und die Träume sind meistens unangenehm. Da nun heitere Gedanken die Folge einer festen Gesundheit, heftige Affekte aber das Gefolge gewisser Krankheiten sind; da ein überladener Magen Blödsinn und Verworrenheit der Gedanken bewirkt, und der Genuß starker Getränke durch Ueberreiz sogar einen vorübergehenden Wahnsinn erzeugen kann, folglich unsere Denk-



kraft selbst im wachen Zustande sich in der Abhängigkeit von der körperlichen Beschaffenheit befindet, so darf man sich wohl nicht wundern, wenn die Träume des Schlafenden solchen Einflüssen noch mehr unterliegen. Gewisse Träume sind demnach eine Folge gewisser Beschaffenheiten und Zustände des Körpers. Wird unser Athmen gehemmt, entweder durch die schiefe Lage des Kopfes oder durch das Andrücken des Mundes und der Nase an die Kissen, oder durch einen innerlichen Defekt, so geschieht's, daß wir von beschwerlich einzwängendem Gehen durch enge Passagen träumen, wo wir in Gefahr zu ersticken sind. Verursacht der Zustand des Magens und der Gedärme eine convulsivische Bewegung der Kinnladen und festes Zusammendrücken der Zähne, so träumen wir, daß die Zähne locker seien oder ausfallen, oder daß uns Nadeln im Munde stecken. Wirft Jemand, der in einem ungeheizten Zimmer schläft, die Decke weg, so träumt er, nackt herum zu irren oder in kaltem Wasser zu plätschern. Auf gleiche Weise ließen sich manche andere Träume erklären. Haben wir daher irgend einen ungewöhnlichen oder bösen Traum, so sollen wir nicht furchtsam vorwärts schauen, als wäre er ein Vorbote drohenden Unglückes, sondern vielmehr zurück blicken, um zu sehen, ob wir nicht die veranlassende Ursache entdecken, und aus dieser Entdeckung eine unserer Gesundheit nützliche Lehre ziehen können.

Bei einigen körperlichen Zuständen pflegen gewisse Träume gewissen Krankheiten voranzugehen oder sie zu begleiten. Ist z. B. eine Disposition zum Fieber da, so träumen wir

oft, irgend eine beschwerliche Arbeit mit großer Anstrengung zu verrichten, mit der wir nie zu Stande kommen. Dies geschieht manchmal, ehe wir noch im wachen Zustande irgend ein Symptom von Krankheit bemerken. Es ist daher räthlich, in solchen Fällen die gleichsam warnenden Träume zu benützen, und wenigstens zweckmäßige diätetische Mittel anzuwenden. Ueberhaupt kann man annehmen, daß, wenn Jemand von bösen Träumen mehr als gewöhnlich gequält wird, irgend Etwas bei ihm nicht in der Ordnung ist, wo dann Mäßigkeit, Fasten und Bewegung die zweckmäßigsten Mittel sein werden, um ein drohendes Uebel abzuwenden oder doch zu schwächen.

So wie die Träume physische Warnungen sind, eben so können sie auch Mittel zu unserer moralischen Besserung werden; denn da manche Leidenschaften durch körperliche Beschaffenheit entzündet oder genährt werden, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß der Mensch aus dem, was während des Schlafes in ihm vorgeht, oft erkennen mag, welche Leidenschaften in ihm vorherrschen, wornach er dann die Maßregeln zu ihrer Beherrschung ergreifen kann. Einer träumt z. B. er führe in einem Anfalle von heftigem Zorne einen Säbelhieb, und strecke seinen Freund todt zu Boden. Der Träumer erwacht, außer sich vor Entsetzen über den Gedanken an das imaginäre Verbrechen, und an die drohende Strafe; endlich kommt er zu sich, erkennt, daß das Ganze nur ein Traum war, und freut sich seiner Schuldlosigkeit.

Ein solcher Mensch wird gewiß auch im wachen Zustande noch mit Schauder an die Gefahr der blinden Wuth denken, und den Entschluß fassen, sich ja vor aller Zornmüthigkeit zu hüten, damit sie ihn nie zu einem Verbrechen hinreiße.

Da wir nun ähnliche Ermahnungen von sehr vielen Träumen gleich den Lehren allegorischer Erzählungen oder Fabeln ziehen können, so dürfen wir jene nächtlichen Visionen keineswegs für etwas Unnützes halten. Addison erzählt, er habe einst, da er liebte, und Gegenliebe fand, folgenden Traum gehabt.

Er saß an einem schönen Sommerabende mit seiner Geliebten auf einer vorragenden Klippe, von welcher sie die Aussicht auf das Meer hatten. Indem sie tändelten und kosten, riß das Mädchen ihm scherzend ein mit Versen beschriebenes Blatt aus der Hand, und lief damit fort. Er folgte ihr nach, aber plötzlich sank der Fußboden unter der Fliehenden und sie stürzte von der Höhe über eine Klippenreihe so tief hinab, daß ihr Leib, wäre er von Diamant gewesen, sich in viele tausend Splitter zerschlagen mußte. Ergriffen von einem Schmerz, der sich nur fühlen, aber nicht beschreiben läßt, rief der Verzweifelnde aus: „Selbst die Macht des Himmels vermag es nicht, mir zu helfen!“ — Bei diesen Worten erwachte er, in gleichem Grade entzückt und erstaunt, sich einem Elend entrissen zu sehen, welches ihm einen Augenblick vorher grenzenlos zu sein schien.

Ein Gefühl, gleich demjenigen, wenn wir aus einem schweren und schreckhaften Traume erwachen, und unser Auge

sich dem Rosenlichte eines hellen Frühlingstages öffnet, mag der Mensch haben, wenn er, die Last der Uebel dieses irdischen Lebens abschüttelnd, in dem Reiche des ewigen Friedens erwacht. Wir sollen daher keine Lehre, ja nicht den geringsten Wink verachten, und selbst aus einem Traume Nutzen ziehen. Die Sorgfalt der ewigen Vorsicht waltet über uns, wir mögen schlafen oder wachen, weder ein Traumbild des Schlafes noch ein Gedanke des wachen Geistes kann in uns entstehen, ohne die Zulassung Desjenigen, in dem wir sind und leben

Einige Menschen träumen viel, andere wenig, einige fast gar nicht. Diese Erscheinung läßt sich aber weder aus den verschiedenen Graden der Gesundheit, welche die Menschen genießen, noch aus ihrer verschiedenen Lebensweise genügend erklären, obschon diese und ähnliche Eigenheiten ohne Zweifel darauf Einfluß nehmen. Menschen, die viel denken, eine lebhafte Phantasie und reizbare Nerven haben, dabei aber wenig Bewegung machen, sind gewöhnlich die stärksten Träumer, und gerathen manchmal sogar in einen krankhaften Zustand. Der Schlaf desjenigen, der körperliche Arbeit verrichtet, ist gesund und angenehm; er weiß von seinen Träumen beim Erwachen nichts mehr, denn seine Geisteskräfte werden wenig angestrengt, seine Nerven sind stark, und seine Phantasie hat wenig freien Spielraum.

Da die Natur nichts zwecklos thut, so scheint es, daß das Träumen für manche Menschen sogar nothwendig und eine geistige Erholung ist. Ununterbrochenes Nach-

denken über dieselben Gegenstände schadet nicht nur der Gesundheit, sondern auch dem Geiste. Verfällt Jemand deshalb in niederdrückende Schwermuth, so pflegen ihm die Aerzte Unterhaltung, Gesellschaft, Reisen und dergleichen Erheiterungen anzurathen, um die Seele von ihrem düstern Hinbrüten zu befreien, sie durch neue Ideen und Bilder zu erfrischen, und zu einer ungewöhnlichen Kraftäußerung nach einer neuen Richtung zu zwingen. Geh! ruft der Dichter Armstrong einem solchen Menschen zu: Verlasse den düstern Cypressenhain, und hör' auf, deine Klagen in das heischere Gemurmel des einsamen Baches zu mischen! Suche den Aufenthalt fröhlicher Menschen, erfreue dich mit ihnen, laß in deiner Brust Wünsche aufkeimen, beschäftige dich mit ihnen Tag und Nacht! Oder suche Scenen auf, neu dem Auge und jede Minute wechselnd! Oder fliege zum Schlachtfelde, wo der Krieg wüthet, und vergiß alle sanfteren und weniger männlichen Sorgen!" —

Menschen, die mehr als Andere denken, benöthigen daher auch mehr als Andere jenen angenehmen Wechsel der Träume, die insbesondere denjenigen, deren Geist über unangenehme Gegenstände brütet oder sich in gewissen Ideenreihen zu sehr vertieft, die beste Erholung gewähren. Diese zu bewirken, braucht der Traum eben nicht an und für sich angenehm zu sein. Bilder von Beschwerden und Gefahren sind dem Geduldigen, von Schwermuth Niedergedrückten, nützlich; und wenn ein Traum der Art die Seele solcher Menschen auch nur für eine kurze Zeit aufregt, so leistet er ihnen schon dadurch einen wichtigen Dienst. Ueberhaupt aber

sind diejenigen, die ihre Denkkraft sehr anstrengen, in ihren Träumen selten glücklich.

Träume hängen zum Theile auch von der Beschaffenheit der Luft ab. Was Einfluß auf die Leidenschaften der Menschen hat, kann denselben auch auf ihre Gedanken nehmen, indem diese, wenn sie in der von irgend einer Leidenschaft bewegten Seele entstehen, mit dieser Leidenschaft selbst gleichartig sind und sie wechselseitig aufregen. Nun liefert aber die Erfahrung tausend Beweise, wie wirksam Sonnenschein und heiterer Himmel auf die Hervorbringung von Freude und Hoffnung sind, und im Gegentheile jedes anhaltend trübe Wetter den Geist in Trübsinn und Schwermuth versetzt. Dies ist insbesondere der Fall bei Menschen, deren Nervensystem durch sitzende Lebensweise und vieles Denken geschwächt ist, daher sie am meisten den unruhigen Träumen unterworfen sind.

Wenn die Luft einen so schweren Stoff, wie der Merkur in der gläsernen Röhre des Barometers, in Bewegung setzen kann, so darf man sich wohl nicht wundern, daß sie auf die feinen, den menschlichen Körper durchkreisenden Flüssigkeiten noch mehr Wirkung hervorbringen muß. Und wenn unsere Leidenschaften und Gedanken in unserem wachen Zustande durch die gute oder üble Beschaffenheit und durch das Mehr oder Weniger dieser Flüssigkeiten (Blut und Säfte), so wie vom Zustande der Röhren, durch welche sie fließen, auf verschiedene Weise modificirt werden, dürfen wir uns gleichfalls nicht wundern, daß eben dasselbe auch im Schlafe geschieht, wenn unsere Gedanken, frei von der Aufsicht der

Vernunft, mehr der materiellen Herrschaft unterliegen. Ist die Luft mit dicken Dünsten angefüllt, so ha ben die feiner organisirten Menschen gewöhnlich unangenehme Träume.

Wenn nun unsere Gedanken im wachen Zustande so vielfache Gestalt und Farbe annehmen, von so vielen Umständen, als: von dem Gesundheitszustande des Körpers überhaupt, von der Beschaffenheit des Magens, des Blutes und der Säfte, von der Temperatur der Luft, von den äußeren Gegenständen, die mit unserem Körper in Berührung kommen, und von der Richtung, die unsere Gedanken nehmen, — kann uns dann die Mannig faltigkeit der Träume noch befremden?

Und wenn uns ein seltsamer oder unangenehmer Traum quält, ist es nicht vernünftiger, ihn irgend einer von diesen Ursachen zuzuschreiben, als uns selbst mit dem Wahne zu schrecken, daß er einen übernatürlichen Ursprung habe und Unglück bedeute?

Es entstehen ja oft während des Tages in uns Gedanken, deren Ursprung wir uns eben so wenig zu erklären vermögen, als jenen der ungewöhnlichen und sonderbaren Traumbilder, die mit irgend einer Vorbedeutung der Zukunft oder eines übernatürlichen Wesens so wenig gemein haben, als der Schmerz, den uns ein Zahnübel oder ein Schnitt in den Finger verursacht.

Die drei Lebenswege.

An einem kalten, stillen Winterabende, aus einer sehr gemischten und ziemlich lebhaften Gesellschaft zurückkommend, setzte ich mich in meinem einsamen Zimmer an den Ofen, dessen schon verglimmende Glut mir eine sehr angenehme Wärme in die Glieder hauchte, und ließ Alles, was ich in dem bunten Kreise gesehen und gehört hatte, vor meinem geistigen Auge die Musterung passiren.

Das gaukelnde Bilderwerk mit seinem Thun und Treiben führte mich endlich zu einer Betrachtung über das menschliche Leben, und es wurde mir bald klar, daß alle Menschen so ziemlich gleichen Gegenständen nachjagen, und sich bei dieser Jagd nur nach der Beschaffenheit ihres Lebensalters und Temperamentes unterscheiden, indem die Jugend sich dem Vergnügen hingibt, das männliche Alter dem Ehrgeize huldigt, und das hohe Alter dem Geize fröhnt.

Diese allgemeinen Haupttriebfedern der menschlichen Handlungen, der guten wie der bösen, erhalten dann nur durch Geschlecht, Alter, Stand und Temperament einige Nuancirung, und ändern ihre Namen, je nachdem sie von gröberer oder feinerer Art sind, denn der gute Mensch strebt als Jüngling nur nach edleren Vergnügungen, als Mann nur nach wahrer Ehre, und im würdigen Greise wird der Geiz zur Sorgfalt für das Wohl seiner Nachkommen.

Unter diesen Gedanken beschlich mich endlich die sanfte

Betäubung des Schlafes. Ich erkannte seine Macht und ging zu Bette. Auf diesem weichen Throne der Ruhe gestaltete sich aus jenen Betrachtungen ein Traum, der mir viel Vergnügen gewährte.

Ich befand mich in einem ungeheuer großen, vielfach verschlungenen Walde. Nach langem beschwerlichen Herumgehen erreichte ich endlich eine weite Ebene, auf welcher eine Menschenmasse beiderlei Geschlechts hin und her wogte. Von diesem Platze führten drei breite, lange Straßen in drei verschiedene Theile des Waldes. Plötzlich theilte sich nun die ganze Menge in drei Schaaren, deren jede, nach Verschiedenheit des Alters, einen jener drei Wege einschlug. Ich war neugierig zu sehen, wohin jede Schaar auf dem von ihr betretenen Wege gelange, und gesellte mich denn, ohne langes Bedenken, zu derjenigen, die in der Blüte der Jahre und der Kräfte stand. Sie nannte sich die Schaar der Liebenden. Zu meiner nicht geringen Verwunderung sah ich aber, daß sich in diese lustige Gesellschaft auch bejahrte Leute eingedrängt hatten, so wie im Gegentheile manche Jünglinge sich zu den Greisen geschlichen hatten und auf dem Pfade des Geizes wandelten, obschon Beide sehr lächerlich aussahen und manchen Spott erdulden mußten, sowohl von denjenigen, denen sie sich zugesellten, als auch von den Andern, von welchen sie sich trennten.

Der Weg, auf dem ich mit der fröhlichen Schaar dahinwandelte, war sehr anmuthig. Kühle Schatten umsäuselten uns, bunte Blumen hauchten uns ihre Wohlgerüche entgegen; silberhelle Bäche rieselten mit sanftem Gemurmel

durch das frische Wiesengrün; kleine Cascaden sprangen plätschernd über weiche Hügel herunter, und die Vögel, überall umher, wetteiferten in Lustgesängen. Alles war so schön und lieblich, daß uns die Freude mit einer Art von Sinnentrunkenheit überfiel. Jedes Männlein wählte sich ein Weiblein zur Gefährtin, schloß ihr sein Herz auf und gestand mit einem Strome glühender Beredsamkeit seine Liebe, die mit stillem Entzücken erwiedert wurde.

Plötzlich bemerkte ich, daß dieser schöne Weg immer mühseliger wurde, bis er endlich in ein sonderbares Gemisch von weichem Rasen und spitzigen Kieselsteinen, Wiesen und Gräben, Blumenbeeten und Dornenhecken, Grashügeln und verbrannten Steinklippen so entartete, daß man nicht wußte, ob man mehr Vergnügen empfinde oder mehr Beschwerde. Jetzt nahmen auch die Angelegenheiten der Verliebten eine ernsthaftere Gestalt an. Einige der von den Anbetern verfolgten Schönen, die bisher zum Scheine oder des Wohlstandes wegen geflohen waren, liefen nun immer langsamer, bis sie endlich von den Nacheilenden eingeholt wurden, die dargebrachten Huldigungen sehr geneigt aufnahmen und den Glücklichen die Hände zum Bundeszeichen hingaben. Andere flüchteten vor ihren Verfolgern in abseitige Wildnisse, so dicht und verworren, daß viele Liebhaber den Muth verloren und am Eingange des Dickichts, ohne einen Schritt weiter zu thun, ermüdet und unlustig zurückblieben.

Besonders komisch war's zu sehen, wie manchmal ein Liebender einer Schönen nachlief, diese aber einem Andern nacheilte, der wieder auf eine Andere Jagd machte, die dann

ebenfalls ihr Augenmerk auf einen Andern richtete. Dabei kamen mir zwei Erscheinungen gar sonderbar vor; die eine, daß viele junge Männer, die ganz gemächlich am Ende der Waldgänge standen und die Nymphen während ihrer Flucht als gleichgültige Zuschauer betrachteten, sie öfters unvermuthet haschten, indeß die eifrigsten Verfolger sich vergeblich bemüht hatten; die andere, daß manche Männer meines Alters, die Anfangs von den Nymphen keines Blickes gewürdigt oder gar mit Unwillen und Verachtung angeschaut wurden, jetzt blos deshalb, weil sie das Revier kannten, die Schönen ihren glühendsten Verehrern wegnahmen, ehe sie sich's versahen.

Eine isolirte Waldpartie hieß das Labyrinth der Koketten; dahin wurden viele Jäger verlockt, aber die meisten kamen ohne Beute heraus. Welche köstliche Augenweide, zu sehen, wenn eine berühmte Schönheit hier den Einen anlächelte, dem Andern nebenher einen bezaubernden Blick zuwarf, dem Dritten zugleich einen Wink gab, gegen den Vierten ihren schlanken Wuchs spielen ließ, und so ihre Gaben und Reize nach den verschiedenen Thorheiten ihrer Bewunderer einrichtete, bis es ihr gelang, eine Schaar von Liebesrittern in das Labyrinth zu ziehen, wo sie sich dann verirrten, ohne einen Ausweg zu finden! Dabei gefiel's mir aber auch, daß manche Nymphe, die ihren verirrten Liebhaber spöttelnd im Labyrinthe zurückließ, sich endlich, wenn sie selbst herauskam, so einsam und verlassen sah, daß sie dem nächsten Besten, der ihr den Arm bot, sich freudig anschmiegte.

Als ich mich endlich durch mehrere verworrene und beschwerliche Pfade durchgearbeitet hatte, bemerkte ich, daß die vorige breite Straße auf der gegenüber stehenden Seite zu einem kleinen Wege führte, an dessen Ende zwei schöne Tempel glänzten, nach welchem mehrere Paare hinwandelten. Der Tempel zur Rechten war, wie die Inschrift sagte, der reinen Liebe geweiht. Vor demselben stand am Eingange einer Laube von Jasmin und Amaranthen ein Wesen von sehr edler Gestalt; den schlanken Wuchs umwallte ein schneeweißes, weites Gewand im schönsten Faltenwurfe, unter der Brust von einem goldenen Gürtel umflossen, welchen zwei Täubchen von Rubin mit den in einander gefügten Schnäbeln zusammen hielten. Das dunkellockige Haupt umgab ein Kranz von Rosen und Myrthen. Dieses Wesen, voll Huld und Würde in der still-heiteren Miene, hieß, wie ich nachher erfuhr, Hymen. Nur diejenigen Paare, die von demselben einen Ring erhielten, durften in den Tempel hineingehen, an dessen Rückseite sich zwei Pforten befanden, durch welche sie wieder herauskamen. An der einen Pforte standen zwei Frauen, beide gleich schön, die Eine sittig und ernst, die Andere lächelnd und liebreizend; die Schwestern: Bescheidenheit und Gefälligkeit.

Die aus dieser Pforte heraustretenden Paare wurden von den beiden Schwestern in Gärten geführt, deren Schönheit nur dem Elysium zu vergleichen war. Aus der anderen Pforte kamen die unglücklich Vermählten heraus, meistens solche, die sich vor der Hochzeit entweder zu wenig oder zu nahe kennen gelernt hatten. Nun fühlten sie sich mit Ketten

an einander gefesselt, und all ihr Bemühen, diese zu zerreißen, war vergeblich. Der Unglücklichen bemächtigten sich drei sehr widrige Gestalten: Leichtsinn, Zwist und Eifersucht. Leichtsinn sprang mit geschlossenen Augen wie toll herum, und trieb die albernsten Possen, ohne auf sich oder die Uebrigen die geringste Rücksicht zu nehmen; er hatte jeden Augenblick eine andere Gestalt, andere Gesichtszüge und andere Kleider.

Zwist trug einen Brustharnisch von der bewaffneten Haut eines Stachelschweines, in der rechten Hand einen Scorpion, auf dem linken Arme einen unaufhörlich klaffenden Schooßhund, der gegen alle Vorübergehenden beißig losfuhr. Eifersucht schlich, gelb gekleidet, mit bleichem Gesichte lauernd herum. In den Händen trug sie eine Geißel und ein Hirschgeweih, heftete überall durchdringende Blicke hin, und sah Alles doppelt.

Ich entfernte mich eilig von der unangenehmen Gesellschaft, und ging zu dem anderen Tempel, welcher der unreinen Liebe gewidmet, und auf allen Seiten mit seltsamen Bildern von Ziegenböcken und Sperlingen, Faunen und Mänaden, und von verschiedenen Ungeheuern, halb Mensch halb Thier, in Basreliefs verziert war. Der Weg des Vergnügens, auf dem man zu diesem Tempel gelangte, war immerzu von herbeieilenden Schaaren bedeckt. Die Neugier trieb mich an die Pforte. Ein unangenehmes Gemisch von Lustgesängen, Freudengeschrei, Becherklang, Tanzgetümmel, Gezänk und Degengeklirr scholl mir entgegen. Ich zog mich zurück und bemerkte nun, daß Alle, die

zu diesem Tempel auf dem Wege des Vergnügens gekommen waren, aus demselben durch ein eisernes Pförtchen gehen mußten, an dem ein riesenhaftes Scheusal, Reue genannt, hingepflanzt war, welches die Stöhnenden mit einer zischenden Schlangengeißel peitschte. Viele, die als Jünglinge in den Tempel hineintanzten, kamen als abgelebte Greise, kraftlos schwankend, mit triefenden Augen und kahlem Haupte heraus, die Weiber als Knochenskelette und Zerrbilder, in zahnloser Verzweiflung grinsend. Das Scheusal Reue trieb Alle zusammen nach einem rauhen, mit spitzigen Steinen, Dornen und Nesselblättern bedeckten Weg, der ihnen solche Beschwerden und Schmerzen verursachte, daß sie keuchten, ächzten und wehklagten. Einige wollten dem qualvollen Wege und den Schlägen des Ungeheuers mit Gewalt entspringen, aber — o Gräuel! die Glieder fielen ihnen ab, — gleich dem gespenstischen Reiter in Bürger's „Leonore" — Stück für Stück wie mürber Zunder.

Dieser Anblick flößte mir solchen Schrecken ein, daß ich zu laufen anfing, und fortlief, bis mir der Athem versagte. Als die tolle Bewegung aufhörte, befand ich mich wieder in des Waldes Mitte, von welcher ich die drei großen Straßen vor mir sah. Ich gesellte mich nun zu den Wanderern im männlichen Alter, die der Fahne des Ehrgeizes folgten. Am Ende der geraden Straße, auf welcher sie einherzogen, erhob sich ein Tempel der Tugend, umgeben von einem Lorbeerhaine, in dem prunkende Siegestrophäen und Marmorbilder von Gesetzgebern, Staats-

männern, Weisen, Helden und Dichtern standen. Die ganze Gegend, in welcher die Ehrgeizigen wandelten, war von einem magischen Lichtglanze des Ruhmes erhellt. Zu beiden Seiten der Straße zogen sich aber schmale, von dichten Bäumen beschattete Gänge hin, in deren Dunkel einige Wenige, ohne den hellen Lichtglanz zu suchen, still und einsam wandelten; sie konnten daher den Tempel der Ehre gar nicht sehen, weil der Tempel der Tugend vor demselben stand. Ich schloß mich diesen Pilgern an, und ging mit ihnen in den Tempel der Tugend, welcher, wie ich jetzt erst sah, mit dem Tempel der Ehre durch einen Triumphbogen vereinigt war. Die Priesterin führte uns zu einem, in der Mitte des Raumes stehenden Altar. Hier saß ein erhabenes Wesen, von höchst edler Gestalt auf einer Himmelskugel, in einer Hand die Sonne haltend, in der andern den Mond; das Haupt verhüllte ein dichter, von Sternen durchblinkter Schleier. Von der wunderbaren Verhüllten ging aber eine Lichtglorie aus, die mit Strahlen des Entzückens in unsere, von heiligem Schauder ergriffene Herzen drang. Die Priesterin sprach mit einem Wohllaut, der uns in die Seele klang: „Betet an die Ewigkeit!" Wir sanken mit gebeugtem Haupte auf die Knie, erhoben uns wonneselig, und verließen, auf einen Wink der Priesterin, schweigend den Tempel. In einiger Entfernung schimmerte uns ein anderer Tempel funkensprühend entgegen. Er schien von weißem Marmor gebaut zu sein; als ich aber näher kam, bemerkte ich mit nicht geringem Erstaunen, daß er nur aus Kalksteinen

bestand, die ohne Mörtel und Kitt, unverbunden und unbefestigt auf einander lagen; nebstdem stand das Gebäude auf einem so lockern und unsichern Grunde, daß es bei jedem Windhauche schwankte. Ich konnte mir die sonderbare Bauart bald erklären, als ich die Aufschrift las: Tempel der Eitelkeit. Die Göttin saß auf einem Sopha von purpurnem, mit goldenen Borten bedeckten und mit Luft geschwellten Kissen. Ihr Gesicht war weiß und roth geschminkt, das Gewand mit falschen Steinen und mit einem Flitterstaat von Bändern, Schleifen, Fransen, Quasten, Verbrämungen und Stickereien aller Art verziert. Vor und hinter ihr und zu beiden Seiten standen silberne Spiegel, in welchen sie sich nach allen Richtungen beschaute und dabei eine ganz eigene Gabe entwickelte: die Kunst, sich schöner zu zeigen, als sie es wirklich war. Um aber das Verschönerungs-Blendwerk auf den höchsten Grad zu steigern, brannte an den Krystallwänden ringsumher eine Menge Fackeln, deren Widerschein die, sich selbst anlächelnde Göttin in einem günstigeren Licht, als der Tages gethan haben würde, erscheinen ließ. Der Tempel war voll von Gecken und Schöngeistern, Titelsüchtigen und Pedanten, Putznärrinnen und Romanheldinnen, Koketten und Virtuosinnen u. s. w., ein solches Gedränge, daß ich mich nur mit Mühe durchwinden konnte!

Ich eilte, nun auch den Weg des Geizes und seine Wanderer kennen zu lernen. Diese hatten kaum den dritten Theil ihres Weges zurück gelegt, als sie in ein Thal kamen, wo sie einige Stunden ausruhten, ohne einen Biſ-

sen zu sich zu nehmen. Mitten durch das Thal zog ein Fluß von sehr klarem Wasser, welches Goldsand führte. Die bejahrten Pilger legten und setzten sich an das Ufer, und schauten mit so gierigen Blicken und mit solchem Entzücken in den Fluß, daß sie sich selbst und alles Andere darüber vergaßen. Sie tranken manchmal von dem Wasser in langen Zügen: dieses hatte aber die Eigenschaft, daß die Trinkenden immer durstiger wurden, je mehr sie tranken.

In einiger Entfernung vom Flusse erhob sich eine Reihe von kahlen Gebirgen, aus deren Ritzen Gold- und Silberadern hervorblitzten. Auf dem letzten und höchsten dieser Berge stand der Tempel des Geizes, dessen Pforte von tausend dreiköpfigen Hunden bewacht wurde, die bellend gegen uns losfuhren. Zum Glück bot sich ein altes Weib, welches sich Nothdurft nannte, uns als Führerin an. Sie zog hinter ihrer Schürze eine goldene Ruthe hervor und hielt sie empor. Die Hunde schwiegen sogleich, schmiegten sich zu unsern Füßen, und die Pforte öffnete sich von selbst. Wir mußten aber nun erst durch hundert eiserne Thore passiren, bis wir endlich in den Tempel gelangten.

Hier saß der Gott des Geizes auf einer diamantenen Pyramide, von Haufen gegossenen und geprägten Silbers und Goldes umgeben, er selbst aber mit Lumpen behangen, wie vor Kälte erstarrt, und das bleiche, hagere Gesicht mit einem langen, schmutzigen Bart umgeben. Über ihm hing eine große Rechentafel mit dem Einmaleins, nach welcher er oft liebäugelnd emporschaute. Ihm zur Seite stand das grinsende Skelett des Hungers; die Gefühl-

losigkeit mit einem Harnische von Büffelhaut bekleidet; der Wucher mit langen eisernen Harpienkrallen; die Bestechlichkeit, die bald die rechte, bald die linke Hand geldfordernd ausstreckte, und der Betrug, welcher einige Goldmünzen durchlöcherte, andern mit einer Feile den Rand abschabte. Ringsumher lagen viele abgemagerte grämliche alte Männer und Weiber auf dem Boden, die Köpfe, statt der Kissen, auf Geldsäcke lehnend. Einige schienen das Herannahen ihres letzten Augenblicks zu fühlen, und wendeten nun noch ihre letzten Kräfte an, die Geldsäcke mit den Armen zu umfassen und an's Herz zu drücken. Plötzlich aber fingen Alle heftig zu zittern an. Einige waren einer Ohnmacht nahe, Andere wurden rasend. Ich fragte nach der Ursache und erfuhr, es werde sogleich jenes Gespenst eintreten, welches sich dreimal des Tages und dreimal in der Nacht hier zeige. Während dieses allgemeinen Entsetzens trat das gefürchtete Wesen ein; es war — die Armuth, deren Gestalt mir aber keineswegs schrecklich erschien, wohl aber mein Herz mit Wehmuth und Mitleid erfüllte, und mir Thränen in die Augen preßte. Anders dachten aber die Verehrer dieses Tempels; jeder von ihnen glaubte, das umher schleichende Gespenst drohe seinen Geldsäcken, und hielt diese mit beiden Händen, vor Angst stöhnend, fest.

Die Armuth stand jetzt zwischen der Gottheit des Geizes und den eifrigsten seiner Verehrer, blickte kopfschüttelnd auf die erbärmlichen Wichte, und lächelte bedauernd. Nun hielt ich mich nicht länger zurück, trat wie ein Begeisterter vor die Huldin, die sich vor meinen Augen

mit jeder Minute verschönerte, und sagte: „Du sanfte Göttin! Erscheine mir nie furchtbarer als jetzt! Und muß ich dich auch einst in grauenhafter Gestalt erblicken, so verleite mich durch deine Drohungen und Schreckbilder ja nie zu einer undankbaren oder ungerechten Handlung! Gib, daß ich mein Ohr der Klage und dem Flehen des Dürftigen nie verschließe! Gib, daß ich nie Derjenigen vergesse, deren Wohlthaten oder Wohlwollen ich je genoß! Bewahre mich, daß ich nie aus Furcht vor dir meinen Freund, mein Gewissen oder meine Ehre verläugne! Und will der Reichthum sich mir zugesellen, zugleich aber den Hochmuth, den Geiz und die Gefühllosigkeit als Gefährten mit sich bringen, dann Armuth, eile du mir zu Hilfe, verscheuche die Unholde, und führe mich in deine stille Wohnung, laß aber auch deine Schwestern Unschuld, Zufriedenheit und Frohsinn stets meine Gespielinnen sein! —

Der Eifer, mit dem ich dieses sprach, erweckte mich. Es war schon heller Morgen; ich ließ meine Augen suchend im Gemach herumstreifen, konnte aber weder den Reichthum noch die Armuth erblicken, und ging wohlgemuth an mein Tagewerk.

Gedenke Mein!

Eine Betrachtung am Schlusse eines Jahres oder eines Tages.

Alle Gedanken und Empfindungen, die uns am Schlusse eines Jahres ergreifen, mögen eben sowohl am Schlusse jeden Tages Statt finden; denn jeder Tag ist für uns Eintagsfliegen, für uns Kinder und Beute des Augenblicks, ein Jahr im Kleinen.

Geendet ist das Jahr — oder der Tag. Um Mitternacht sinkt seine Leiche in den Abgrund der Zeit, und der Mensch wirft ihr Kränze oder Steine nach, je nachdem das Jahr oder der Tag ihm Freuden oder Leiden, Glück oder Unglück brachte. Sogleich aber werden die dahingeschwundenen vergessen, und er wendet seine Blicke vorwärts nach der Zukunft, um zu erspähen, was sie ihm bringen wird, was er von ihr zu hoffen oder zu fürchten habe.

Armer Mensch! Vergebens ist dein Forschen. Die Zukunft ist verhüllt, taub und stumm. Wende deine Blicke vielmehr auf die Vergangenheit zurück! Von ihr wirst du die meisten und wichtigsten Aufschlüsse erhalten. In ihren Schooß hast du ja den Saamen des Guten oder Bösen zu deinem Heil oder Unheil ausgestreut, der aus dem Gefilde der Zukunft aufsprossen und zur Ernte reifen wird.

Der Selbstsüchtige kann nicht Liebe ernten, der Ge-

fühllose kein Mitgefühl, der Böse nichts Gutes, der Rohe kein Wohlwollen, der Ränkevolle keine Offenherzigkeit, der Gottesläugner keine Himmelswonne, der Leidenschaftliche keine Gemüthsruhe, der Ehrlose keine Selbstachtung, der Neidische keine Nächstenliebe, der Geizige keinen weisen Lebensgenuß, der Unbesonnene keine Klugheit, der Verleumder keinen Edelsinn. Wie die Saat, so die Ernte! Den Samen des Guten hat Gott in unsere Seele gelegt, wie der Säemann ihn in die Erde streut. Bewahre ihn rein, wie du ihn erhalten hast, so wird er dir hundertfältig eine köstliche Ernte bringen!

Was haben wir demnach zu hoffen oder zu fürchten? was sollen, was dürfen wir hoffen und wünschen?

Wir müssen Alles mit Ruhe erwarten, Vieles von uns selbst, noch Mehreres von der Zeit, das Meiste aber von ihm, dem wir alles Gute verdanken.

Willst du ruhig und freudig leben, so hüte dich vor dem stürmenden Übermuth, so wie vor der verzagenden Verzweiflung! Handle weder mit blindem Trotz noch mit bleierner Schwerfälligkeit! Vergiß nie, daß ein Allsehender, Allwissender über uns Allen waltet! Vergiß nie, daß das Glück flüchtig, das Unglück nicht unbesiegbar ist! Sei beharrlich, denn Alles bedarf seine Zeit zur Reife wie zum Vergehen! Nur den Schlafenden kann die Schlange tödtend umwinden, nur den Unvorbereiteten kann das Krokodil der Gefahr verschlingen. So wie der Maler sein Gemälde zuerst in Umrissen zeichnet, ehe er zur Ausführung und Ausfüllung schreitet, so entwirf dir einen wohlüberdachten

Lebensplan, und habe dich stets in deiner Gewalt! Nur der Schein läßt sich erkünsteln, die Wahrheit nie; aber der Schein, dem die Larve abgezogen wird, versinkt in sein Nichts, indeß die enthüllte Wahrheit gleich der entwölkten Sonne strahlt.

Hüte dich vor zu schönen Erwartungen so wie vor niederdrückenden Besorgnissen! Auf schöne Träume folgt sehr oft ein schreckliches Erwachen, und je höher die Luftschlösser, in welchen deine Phantasie schwelgt, in die Wolken hinaufgebaut sind, desto tiefer wird dein Fall in die Tiefe der Wirklichkeit sein. Erwarte nie das Beste, fürchte nie das Ärgste! Lasse dich nicht vom Leichtsinn berauschen, von banger Zweifelsucht nicht vergiften! Vergöttere dich nicht selbst, und raube keinem Menschen das Göttliche! Verlassen ist nur, wer sich selbst verläßt, verloren nur, wer sich selbst verliert, oder seinen Gott verlassen und verloren hat. Wähle dir am Himmel einen Lieblingsstern, der dich an deine Unsterblichkeit erinnert! Wähle dir auf der Erde eine Lieblingsblume, die dich an deine Vergänglichkeit mahnt! Und so sei denn stets gerüstet und gewappnet mit dem Panzer der Standhaftigkeit, mit dem Helme der Weisheit, mit der Ägide des Glaubens, und mit dem Schwerte gerechter Selbstvertheidigung! So gerüstet und gewappnet suche aber, so viel möglich, mit Allen in Frieden und Eintracht zu leben, und deine Seele sei ein Sonnenstrahl, der im weißem Licht reiner Herrlichkeit vom Himmel kommt, aber eine Harmonie von Farben enthält, die einen glänzenden Freudenbogen über das Leben ausspannt!

Dann wird jedes Jahr eine neue Perle im Kranze deines Daseins werden, und jeder Tag gehaltreich wie ein Jahr, und du wirst aus der Asche jedes Jahres neuverjüngt aufleben, wie der Phönix aus seinem Flammengrabe.

Weiblicher Kopfputz und männliche Köpfe.

Dem Haupte gebührt, auch ohne dessen Inneres zu beachten, schon seines Aeußern wegen, Schmuck und Auszeichnung, denn es ist das Kleinod der schönen Körpergestalt, und nimmt eben deshalb den obersten Theil des Ganzen, wie thronend, ein.

Wie schön hat der Schöpfer die Form des Hauptes, wie reich das Leben des Angesichtes ausgestattet! Das Licht der Seele schimmert durch die Augen wie durch zwei Edelsteine. Die Glut der Freude und der holden Schamröthe bildet eine himmlische Aurora der Wangen, und das Lächeln umspielt wie ein Zauberschleier die schwellenden Purpurkissen der Lippen. Wie reizend ist der, jede Bewegung des Herzens verkündende Wechsel des Erröthens und Erblassens. Wie unerschöpflich das Spiel der Mienen!

Diese schöne Herrlichkeit des Hauptes umgibt in reicher Fülle das Haar: das lichte gleich einer verklärenden Glorie, das dunkle als Folie, jeden Reiz, jeden Ausdruck des Mienenspiels noch mehr hervorhebend. Mit Recht verwendet daher das schöne Geschlecht auf das Schmücken des Hauptes so viel Sorgfalt.

Leider aber hat sich diese Sorgfalt oft sehr zweckwidrig geäußert, und, statt zu verschönern, auffallend entstellt. Frauen, Mädchen zogen durch Bänder, Spitzen, Schmuck und Kamm die Aufmerksamkeit von der Hauptsache auf Nebendinge. Sie entstellten durch einen pagodenartigen Bau der Locken die lieblichsten Gesichtszüge, oder setzten auf den Kopf ganze Hut- und Haubengebirge, die nicht nur alles Haar verdeckten, sondern auch durch Umfang und Höhe in keinem Verhältnisse zu dem unmäßig verkleinerten und beinahe verschwindenden Gesichte standen.

Wäre jedes Mitglied des schönen Geschlechtes auch wirklich schön, so würde bald eine unbestreitbare Wahrheit erkannt werden, daß die Schönheit durch sich selbst leuchte und entzücke, folglich des Putzes und aller fremden Zuthat nicht bedürfe. Der Reichthum soll nicht von der Armuth borgen. Die Schönheit ist aber unter den irdischen Gütern das reichste, aller Putz und Schmuck sind gegen sie arm und armselig.

Zur Beständigkeit eines treuen weiblichen Herzens läßt sich wohl kein grelleres Gegenstück finden, als die Veränderlichkeit des weiblichen Kopfputzes, der unter allen Artikeln des geselligen Lebens der veränderlichste von jeher war, und bleiben wird. Von den thurmähnlichen Haargebäuden bis zu dem glatten Tituskopf herab — welche Mannigfaltigkeit! Riesinnen und Zwerginnen waren wechselweise zu sehen. Man kann die Damen in dieser Beziehung mit den, in dem finstern Raum einer Camera obscura herumschwärmenden Geistern vergleichen, die sich bald verlängern

und bis an die Decke des Zimmers ausdehnen, dann wieder abnehmend zu den winzigsten Miniatur-Gestalten zusammenschrumpfen.

Blicken wir nur ein Bischen in die graue Vorzeit zurück! Die Töchter Israels trieben die Kunst der Haarschmückung so weit, als die gefallsüchtigste Dame unserer Zeit sie treiben kann. Manchen flatterte das Haar in Flechten um Schläfe und Wangen, und nur eine Locke schwang sich spielend über den Alabaster der freien Stirne. Manchen stieg es in Kreisen schneckenförmig gewunden zum Scheitel empor; Manchen senkte es sich nach dem Hintertheile des Kopfes, und wurde entweder am Nacken in einen Knoten zusammengeschürzt, oder es bildete einen, mit Perlen und Edelsteinen durchflochtenen Kranz. Vermuthlich war es den schönen Israelitinnen nicht unbekannt, daß eine Haargestaltung die Schönheit der Gesichtsbildung nur dann fördert, wenn sie zum Charakter der Physiognomie paßt. Zu bedauern ist dagegen der Irrthum so mancher modernen Schönen, die da glauben, jede neue Mode müsse, eben weil sie neu ist, jedem Gesichte und jedem Körperbaue vortheilhaft sein.

Manchmal setzten die Hebräerinnen auf das einfach geflochtene Haar eine Netzhaube von feiner Wolle, bunt besäumt und mit Blumen durchwirkt; manchmal den Tulbend, eine Mütze von der Gestalt eines Helmes oder eines aufgeblühten Blumenkelches, oder einer Halbkugel, mit Gold, Perlen und Edelsteinen verziert, worauf sich ein

schlangenförmig gewundener Bund in der Gestalt eines abgestutzten Kegels erhob.

Der Kopfputz der antiken Griechinnen empfahl sich durch geschmackvolle Einfachheit. Das mit goldenen Cicaden geschmückte Haar wurde gewöhnlich am Hintertheile des Kopfes in einen Knoten zusammengewunden, und von einem feinen Schleier, durchsichtig wie Spinnengewebe, umflogen.

Der Kopfputz der römischen Damen war in der ersten Zeit so einfach als die Verfassung und die Sitten des neuen Staates. Das Haar wurde aufgerollt und von der Mitte der Stirn bis zum Scheitel hinauf in einen Knoten zusammengeschürzt, manchmal auch bis zum Nacken hinabgeführt, dann geknüpft und nochmal so zurückgeschlagen, daß es, einen schwellenden Wulst bildend, die Stirn in bauschender Wölbung umgab.

Mit zunehmendem Luxus wurden zwei Hauptarten der Haarschmückung die vorherrschenden.

Nach der einen Art wurde ein Theil der Haare glatt gekämmt, der andere aber in Locken gekräuselt und über einen oberhalb der Stirn angelegten goldenen, wohl auch mit Perlen besetzten Reif, das sogenannte Diadem, gewunden, welches in der Mitte der Stirn eine Spitze bildete, nur die vordersten Haare in kleinen Ringeln an den Schläfen nachläßig herabfallen ließ und am Hintertheile des Kopfes mit einem Kettchen zusammengebunden wurde. Vom Kopfwirbel fiel ein offener Schleier, wie die Vestalinnen ihn

trugen, über die Lockenfülle der Nicht-Vestalinnen zu beiden Seiten auf die Schulter herab.

Nach der andern Art wurden die Haare zuerst in Zöpfe und Flechtengewinde gestaltet, dann in mehreren sich begegnenden Kreisen übereinander geschlungen, auf dem Scheitel gethürmt, und mit einer einzigen goldenen, sieben bis acht Zoll langen Schmucknadel künstlich befestigt. Das Sonderbarste bei der Sache ist das unerwartet Tragische, daß der Schmuck zugleich ein Todeswerkzeug war, indem man in jenen Haarnadeln, absichtlich hohl gemacht, Gift aufbewahrte. Der bekannteren Sage nach, hat sich die berühmte Kleopatra durch eine an den Arm gesetzte Schlange getödtet. Abweichend von andern Geschichtschreibern berichtet Dio Cassius, jene bezaubernde Königin Egyptens habe die Schmucknadel, mit welcher sie das gescheitelte Haar zu befestigen pflegte, mit einer Art von Gift bestrichen, welches nur dann, wenn es sich mit Blut vermischte, tödtete, jedoch ohne Schmerz. Diese Nadel stach sie sich in den Arm und entging so der Schmach, Cäsar's Triumphzug als Gefesselte verherrlichen zu müssen. Den Kopf solcher Prachtnadeln bildeten gewöhnlich Figuren, wie z. B. Amor und Psyche, oder Venus und der Liebesgott, oder die Göttin des Überflusses mit dem Füllhorn u. d. gl.

Eine eigene Art der Haartracht bestand in der Gestaltung zu zwei hoch emporragenden auswärts gebogenen Hörnern, ähnlich der Form ausgeschweifter Lauten.

Ovid räth den Damen mit länglichem Gesichte glatte Haare, in der Mitte der Stirne getheilt, zu beiden

Seiten in dichten Locken über die bedeckten Ohren herabfallen zu lassen. Den runden Gesichtern empfiehlt er, die Locken auf der Stirne in einen Wulst zu vereinigen, und die Ohren ganz frei zu lassen. Er bemerkt aber dabei, es sei leichter, die Eicheln an der Eiche, ja die Bienen und das Wild in den Wäldern zu zählen, als die Menge der mit jedem Tage neu erscheinenden Haartrachten. So unendlich war zu jener Zeit der Wechsel und die Mannigfaltigkeit! Aus dem Orient kam nach Rom die Mode, das Haar mit Perlen zu durchflechten, aus Egypten die ungeheure Haar-Aufthürmung, mit Blumen, Federn und Sinnbildern angefüllt.

Jede Eroberung einer neuen Provinz, jeder deshalb in Rom gehaltene Triumph-Einzug brachte eine neue Mode in der Haarschmückung der galanten Frauen hervor. Da indeß nur wenige Köpfe mit der, zu einem solchen Labyrinthe von Zöpfen, Flechten und Locken erforderlichen Haarmasse von der Natur beschenkt waren, so mußten fremde Haare dem Mangel der eigenen zu Hülfe kommen.

Dieser traurige Nothbehelf ist indeß eine sehr alte Erfindung. Schon die Meder und Lydier in Asien und die Japygier in Italien (Männer und Weiber) trugen Perrücken; auch die Griechen bedienten sich der künstlichen Haarbedeckung und nannten eine Perrücke φευχνη (Betrügerin). Man machte davon auch in wichtigen Fällen Gebrauch. Der berühmte Hannibal bediente sich im Kriege gegen die Römer der Perrücke im großen Styl, nämlich als einer Kriegslist, und wußte das falsche Haar so zu raffiniren, daß

er sich dadurch wechselweise das Ansehen von jedem Alter geben konnte. Er wählte dann zu jeder Perrücke passende Kleider und brachte es so weit, daß selbst die Freunde, mit denen er täglich umging, ihn nicht erkannten*).

Kaiser Caracalla trug während seines Aufenthaltes bei den Germaniern, um sich beliebt zu machen, nicht nur germanische Kleider, sondern auch nach dem germanischen Haarschnitte gemachte Perrücken von der blonden Nationalfarbe.

Von einem sehr sonderbaren griechischen Fräulein, Namens Aglais, wird erzählt, sie habe eine Perrücke mit einem Federbusch getragen. Diese Dame zeichnete sich nebst ihrem Kopfschmucke noch durch zwei andere Eigenschaften aus: Sie blies die Trompete und hatte einen so guten Appetit, daß sie (wenn Athenäus und Aelian nicht lügen,) täglich zwölf Pfund Fleisch und vier Brotportionen nebst sechs Kannen Wein zu sich nahm. Wer eine charakteristische Abbildung von ihr zu sehen wünscht, nehme den zweiten Band der herkulanischen Gemälde zur Hand, auf dessen dreißigster Platte sie erscheint.

Die Römer trieben die Haar-Illusion auf das Aeußerste, indem sie sich die Perrücken auf die kahlen Köpfe sogar — malten. Der erste Zweck der Perrücken, Bedeckung und Erwärmung kahler Köpfe, hörte also mit dieser Haar-Malerei auf. Die Kunst der falschen Haare wurde bald so vervollkommnet, daß sie von der natürlichen schwer zu unter-

*) Gewährsmänner sind Polyb und Livius.

scheiden war. Man gebrauchte nun die entstellenden Perrücken, wie Hannibal sich ihrer als Kriegslist bedient hatte, auch zu verliebten Abenteuern und zu Betrügereien aller Art. Es kam endlich dahin, daß man sogar den weiblichen Bildsäulen marmorne Perücken aufsetzte, die nach Belieben abgenommen, und gegen andere, vermuthlich nach dem Gebote der immer wechselnden Mode, vertauscht werden konnten. Solche weibliche Perrücken = Büsten sind noch in mehreren Antiken-Sammlungen und Museen zu finden.

Mit der Farbe der Haare nehmen wir's heute zu Tage nichts weniger als genau. Dichter und Nichtdichter huldigen bald den schwarzen, bald den braunen, bald den blonden Haaren; nur die rothen finden seltenere Verehrer. In Rom aber wurde seit den in Gallien und Germanien gemachten Eroberungen, die an den Einwohnern dieser Länder bewunderte goldgelbe und feuerrothe Haarfarbe von den römischen Damen als Gegenstand einer neuen Mode aufgenommen und für eine besondere Schönheit gehalten. Die Sehnsucht nach solchen Aurora = Locken wurde so mächtig, daß diejenige, der sie von der Natur versagt waren, sich für unglücklich hielt, und nicht ruhte, bis die dunklen Haare entweder mit röthlichem Goldstaube gepudert, oder mit Salben und kaustischer Seife roth gefärbt, oder abgeschoren und gegen eine lichtrothe Perrücke vertauscht waren.

Es entstand nun ein eigener Galanterie = Handel mit falschen Haaren, welcher bald ein sehr einträgliches Gewerbe wurde. Man brachte sie meistens aus Deutschland. So prangten die Damen in Rom mit den Locken, Zöpfen und

Flechten der deutschen Frauen. Machte ein Anbeter seiner Schönen ein Geschenk mit hochrothen oder lichtblonden deutschen Haaren, so durfte er nicht zweifeln, daß ihm die Gabe hoch angerechnet wurde, da glühende Blondinen nun einmal für die höchste und seltenste Schönheit galten.

Die Haarfärbung scheint aber eine nicht minder alte Erfindung als die Perrücke zu sein. Schon Medea soll eine Pflanze gekannt haben, welche die Eigenschaft besaß, weiße Haare schwarz zu färben. Die alten Germanier färbten sich die Haare mit einer Seife von Ziegenfett goldgelb, die Gallier hochroth.

Seit undenklichen Zeiten haben Poeten und Poetaster von den seidenen Locken der Schönen gesungen und gekrächzt, und dadurch die Selbstständigkeit der Haare nicht wenig beeinträchtigt. Endlich wurde die vergriffene Metapher müde, länger eine poetische Figur abzugeben, und trat als etwas Wirkliches ins galante Leben. Kaum war dies geschehen, als sie sich für die lang erduldete Gewalt zu rächen beschloß. Das mißbrauchte falsche Bild wurde durch falsche Locken, und das wirkliche Haar durch wirkliche Seide verdrängt. Die Poeten mußten sich zusammen nehmen, und ihre Phantasie in Bewegung setzen, um statt der figürlichen Seide etwas anders zu Markte zu bringen. Wie manchem Leiermann, der es mit seinen Vergleichungen vormals gar bequem hatte, kostete es nun sauern Schweiß, das Haar der Auserwählten auf eine neue Weise zu lobpreisen!

Dies mußte aber das reimende Heer um so mehr in die Klemme bringen, als die Frauen bekanntlich von jeher

dem Haupthaar und der Lockenfülle, mit vollem Rechte hohen Werth beilegten. So erzählt uns die Chronik von der Frau eines deutschen Ritters, die ihren Eheherrn über Alles liebte, ihr schönes blondes Haar aber noch mehr als den Eheherrn. Sie verwendete auf ihren Kopfputz viel Zeit und noch mehr Geld, um das bewunderte Lockengebäude mit Perlen und Edelsteinen zu schmücken.

Endlich verließ den geduldigsten der Männer die Geduld, und er wagte es, da Bitten und Schmollen ohne Wirkung blieb, nach dem Rathe seines Burgkaplans, dem jene übermäßige Eitelkeit ein Dorn im Auge war, der schönen Frau, indem sie der Süßigkeit eines festen Schlafes genoß, den Kopf abzuscheeren. Welches Entsetzen ergriff die Erwachende, als sie das kahle Haupt gewahrte!

Der Ritter und sein Helfer bemühten sich, die in Thränen zerfließende Schöne zu überreden, es habe sie des herrlichen Haupthaares kein Geringerer beraubt, als — der Hoffartsteufel selbst. Das kahlköpfige Weibchen durchseufzte nun, da sie so manche Einladungen zu Turnieren, Festen und Lustgelagen ablehnen mußte, viele bleierne Stunden im einsamen Gemache. Das fatale Haar wuchs auch so langsam, als wollte das Schicksal die unglückliche Frau aus Schadenfreude zu ewigem Hausarreste verdammen. Wie viele Unterhaltungen konnte sie in dieser Jammerzeit genossen, welche Bewunderung eingeärntet haben!

Nach einer der vielen schlaflosen Nächte voll Sinnens und Grübelns, setzte sich die Dame an das Toiletten-Tischchen, beschaute das Antlitz im Spiegel und ließ ihren

Thränen freien Lauf, nicht nur über die rührende Wehmuth die ihr in den trauernden Mienen des im Spiegel abgebildeten blassen Angesichtes entgegen blickte, sondern auch über das öde Stoppelfeld der noch immer sehr kurzen Haare. Ein schlankes Zöfchen, die angeborne Lustigkeit mit Mühe zurückhaltend, bot alle Kunst auf, die Gebieterin zu schmücken. Alles ging gut, nur am Kopfe blieb jede Bemühung ohne Erfolg.

Wer beschreibt aber die Größe des Schmerzes, welcher die Dame ergriff, als der geschäftigen Zofe das Häubchen entfiel, und ein Strom blonder Haare ihr über den Nacken herabfloß! Mit Wehmuth und Neid blickte die Dame auf den Schatz der Goldwogen; aber eben daraus stieg nun der Gedanke empor, der allen Leiden in wenig Minuten ein Ende machen konnte, und sie verwunderte sich nur, wie es denn möglich war, daß sie auf diesen glücklichen Gedanken, der ihr so nahe lag, und sich fast aufdrang, nicht früher gerieth.

Sie bemerkte jezt, nicht mehr mit Neid, sondern mit freudigem Erstaunen, daß die Haare der Zofe eben so blond und eben so seidenartig wie ihre eigenen waren. Wie leicht, wie geschwind konnte der Verlust ersetzt werden! Auf weichherzige Zofen wirkte das Geld bekanntlich von jeher sehr drastisch. Das wußte die Dame und erreichte durch eine kleine Dosis Goldtinktur ihre Absicht gar bald. Das erkaufte Haar wurde mit Hülfe der Verkäuferin auf den Kopf der Käuferin so künstlich befestigt, daß selbst dem getäuschten Eheherrn nichts übrig blieb, als der Gram über den schnellen Wuchs eines Haares, welches ihm schon so viel kostete, da es noch auf eigenem Grund und Boden

stand, und nun selbst, nach der Ernte neue Auslagen verursachen konnte.

Die Dame machte ihr Geheimniß, nachdem das eigene Haar unter der Hülle des falschen die gehörige Länge und Fülle erreicht hatte, einer vertrauten Freundin bekannt, deren Haar nie recht gedeihen wollte. Diese hatte gleichfalls eine Freundin. So ging denn das Geheimniß bald von einer Freundin zur andern und der falsche Haarschmuck wurde in kurzer Zeit verbreitet. Wann die getäuschten Männer den Betrug entdeckten, ist nicht bekannt.

Auf jeden Fall aber geht aus dem bisher Gesagten deutlich hervor, daß die Weiber von jeher mehr auf den Kopfputz, die Männer mehr auf den Kopf bedacht waren, vermuthlich weil jene sich durch die Erfahrung überzeugt hatten, daß der weibliche Kopfputz vielen Männern die Köpfe verrücke. Die Kopfputzsucht wird aber gewiß nie die Grenzen der Schönheit und der Schicklichkeit überschreiten, sobald der männliche Kopf so viel ausgebildeten Verstand besitzt, daß er, ohne pedantisch zu sein, der weiblichen Phantasie das Gleichgewicht zu halten vermag. Es haben sich daher auch die Ausdrücke erhalten, womit man bei den Männern den guten Kopf, an den Weibern den schönen rühmt; des weiblichen Kopfputzes in Ehren gedenkt, mit dem männlichen Kopfschmuck aber nichts weniger als einen erfreulichen Nebenbegriff zu verbinden pflegt.

Geschichte der Buchstaben, nebst Zueignung an dieselben.

Liebe gute Buchstaben!

Ihr habt mir schon so viele Dienste geleistet, daß die Pflicht der Dankbarkeit mich auffordert, euch vor aller Welt meine Erkenntlichkeit zu bezeugen, euch, die ich so unzählige Male mit Willen und ohne meinen Willen niedergeschrieben habe, mit und ohne Erfolg, euch, ihr Göttlichen! denn Götter werden als die Erfinder der Buchstaben, Merkur als ihr Erfinder in Egypten, Kadmus in Phönicien, genannt. Ich zweifle nicht im Geringsten, daß ihr eine Erfindung Merkurs, und auch, daß ihr aus Phönicien gebürtig seid; denn Merkur war der Gott der Handelsleute und die Phönicier waren berühmt als ein handeltreibendes Volk, daher es wohl kommen mag, daß auch der Buchhandel erfunden ward und Geistesprodukte ein Handelszweig geworden sind. Ihr seid ein unentbehrliches Bedürfniß jeder gebildeten Nation geworden, und habt deshalb auch von jedem Volke, zu dem ihr gehört, das National-Kostum angenommen, daher wir euch auch im griechischen, römischen, gothischen, morgenländischen &c. Kostume erblicken, verschieden an Gestalt, doch überall gleich in

der Wirkung. Ihr seid die wahren Geisterbanner; ohne eure Bindungsmittel würde sich das Geistige verflüchtigen, die herrlichsten Gedanken, die edelsten Gefühle würden spurlos verschwinden, und das Morgen wüßte kaum etwas vom Gestern. Hat man euch hier und da mißbraucht, so ist das nicht eure Schuld; gibt es irgend etwas auf Erden, was dem Mißbrauche nicht unterläge? Werden sogar Menschen mißbraucht, warum nicht auch Buchstaben? Ertragt es also mit Geduld! Vielleicht hegen manche Erwachsene gegen euch einen Groll, weil sie als Kinder durch Zwang und Strafen verhalten wurden, euch nachzubilden; Andere lernten euch dagegen desto schneller und freudiger, wenn sie euch in bunte Bilder gemalt ansahen, oder auf — nachher zu genießendes Butterbrot hineinschnitten, oder, auf Lebkuchen abgebildet, sammt den Lebkuchen verschlingen durften. Duldet also mit Geduld die Mißhandlung, insbesondere von weiblichen Kielen; die Schönen verstehen ja, in der Regel, besser, die Feder auf dem Hute, als in der Hand zu haben, und glauben nicht mit Unrecht, daß selbst die häßlichsten Buchstabenkrüppel gefallen müssen, sobald eine schöne Hand sie geschrieben hat. Wollte man dem berühmten Artemidorus Glauben beimessen, so wäre es wohl den Menschen sehr vortheilhaft, die Buchstaben nie kennen gelernt zu haben; denn er behauptet in seinem Werke über die Auslegung der Träume, wenn Einem, der keine Buchstaben kennt, träume, daß er schreiben, lesen oder die Buchstaben kennen lerne, so bedeute dies, daß ihm ein großes Glück bevorstehe. Da könnte es denn wohl mit Recht hei-

ßen: „Selig sind die Kinder und die Unwissenden, denn ihnen kommt das Glück im Schlafe!“ Wer also die Buchstaben und das Buchstabiren lernt, der hat dann sein Glück verscherzt.

Groß ist das Reich der Wirklichkeit, größer das Reich der Träume, noch größer das Reich der Ideen und der Buchstaben. Xenokrates, ein Schüler des Plato, hat berechnet, daß die Zahl der Sylben, welche durch die verschiedene Zusammenstellung der Buchstaben gebildet wird, nicht weniger als hundert Millionen und zweimal hunderttausend betrage.

Die Buchstaben selbst sind vermehrt worden. Das griechische Alphabet hatte deren Anfangs nur sechzehn, erst Palamedes und Simonides haben die drei Doppel-Consonanten **Zeta**, **Xi** und **Pi**, die drei Aspiraten **Theta**, **Phi** und **Chi**, dann das lange **E** und **O** hinzugefügt. Die Buchstaben dulden aber keine demokratische Gleichheit. Die Selbstlauter stellen die Patrizier vor und nehmen den Vorrang vor den Mitlautern. Unter den **24** Buchstaben unseres Alphabetes besteht auch ein symmetrisches, sogar auch ein arithmetisches Verhältniß; die fünf Selbstlauter sind die Anführer der Mitlauter, und es sind gleichsam jedem Selbstlauter fünf Mitlauter untergeordnet. Ich bekenne aufrichtig, daß ich meine zärtlichste Liebe unter alle Buchstaben gleichmäßig vertheilen, und daß ich keinen derselben entbehren möchte; es hat aber Schriftsteller gegeben, welche ein eigenes Verdienst darein setzten, einen oder den anderen Buchstaben anzufeinden, auszustoßen und gleichsam zu exiliren. So haben Einige z. B. das Kunststückchen gemacht, irgend

einen einzelnen Buchstaben, wie das R oder S, in einem Werke ganz zu vermeiden. Alle diese Buchstaben-Künstler hat im Alterthume ein gewisser Tryphiodorus übertroffen, welcher es wagte, die Begebenheiten und Abenteuer des Ulysses in einem epischen Gedichte von vierundzwanzig Büchern, also nach der Zahl der vierundzwanzig Buchstaben, zu besingen — eine Odyssee — nach dem Homer zu schreiben. Aus dem ersten Buche, A genannt, war der Buchstabe A verbannt, aus dem zweiten, mit B überschrieben, das B. Und so wurden alle vierundzwanzig Buchstaben, wie sie einander in alphabetischer Ordnung folgen, einer nach dem andern in den vierundzwanzig Büchern ausgeschlossen. Natürlich mußten sich's daher die treffendsten Worte oft gefallen lassen, verworfen zu werden, sobald sie das Unglück hatten, einen Buchstaben zu enthalten, der in diesem oder jenem Gesange nicht erscheinen durfte. An dem poetischen Unwerthe dieses negativen Buchstaben-Kunstwerkes dürfte wohl kaum zu zweifeln sein.

Ihr lieben guten Buchstaben, wie viel müßt ihr euch gefallen lassen! Zu welchen Versetzungen und Witzspielen müßt ihr euch gebrauchen lassen, welche Mißhandlungen erdulden! Da drechselt Einer ein Anagramm, und ihr müßt euch im Worte Leben zurücklesen lassen und den Nebel geben, oder die Willkür trennt und versetzt euch, und macht aus der Dame eine Made, aus Wien Wein. Manchmal müßt ihr euch gefallen lassen, Gastrollen als Ziffern zu spielen. Da kommt dann ein lateinisches Chronogramm, und bedient sich der römischen

Buchstaben, um die Jahreszahl irgend einer Begebenheit anzudeuten, wobei die auserwählten Buchstaben das Glück genießen, sich durch Riesengröße über die andern zu erheben.

Wurden die Buchstaben von Einigen mißbraucht und mißhandelt, so wollen Andere ihnen dagegen Kräfte zumuthen, die sie nun einmal nicht haben. Ein gewisser Marcus, welcher zur Zeit des Kaisers Marcus Aurelius lebte, und eine phantastische Schule des gnostischen Lehrgebäudes gründete, behauptete: Der Inbegriff aller Weisheit sei im griechischen Alphabete enthalten, und eben deshalb habe Christus in der Offenbarung gesagt: „Ich bin das Alpha und das Omega!" Nach dem Systeme dieses Marcus enthält nicht nur jeder der vierundzwanzig Buchstaben, sondern sogar jeder einzelne Theil eines jeden Buchstabens einen ihm eigenthümlichen Schatz von Geheimnissen. So z. B. nennen die Griechen das D Delta; der Name D besteht also aus fünf Buchstaben oder Theilen, deren jeder wieder eine dem Buchstaben D untergeordnete Kraft besitzt. Gleich dem D genießt auch jeder andere der vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets dieselbe unversiegbare Kraft.

Einen wahrhaft großen Werth erhalten die Buchstaben auch dadurch, daß der Mensch so manche Empfindungen, welche er mit Worten nicht auszusprechen vermag, durch die Musik ausdrückt, und die Tonkunst diese Herzenstöne und Seelen-Accorde und Tonarten mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet. Um dem Lobe und Werthe der Buchstaben die Krone aufzusetzen, gebe ich dem Menschen, er mag nun viel oder wenig oder gar nichts lesen, zu bedenken,

daß Buchstaben Worte bilden, und Worte über den Menschen außerordentlich viel vermögen. Darum sagt auch der Korporal in Bulwer's „Eugen Aram“ von Einem, der ein gutes Mundwerk besitzt: „Braucht er ein Weib, er beredet Eine, ihn zu heirathen; braucht er einen vollen Geldbeutel, er redet ihn dem Andern aus der Tasche heraus; braucht er eine Bedienstung, er redet sich in sie hinein. Was thut der Pastor? Er macht Worte. Der Advokat? Er macht Worte. Das Parlamentsglied? Es macht Worte. Worte können ein ganzes Land ruiniren im großen Hause. Worte retten Seelen auf der Kanzel; Worte machen Autoren, die armen Kreaturen, in aller Leute Mäulern. O Herr! Geben Sie ja auf die Worte Acht! Die Dinge machen sich von selbst.“ —

Nun genug von den Buchstaben im Allgemeinen. Wir wenden uns an die einzelnen; zuerst an die Selbstlauter, und unter diesen zuerst an das **A**. Warum behauptet das **A** den ersten Platz im Alphabet? warum also den Vorrang vor allen Buchstaben? Bloßer Zufall kann das nicht sein; die Sache muß vielmehr einen allgemeinen für gültig erkannten Grund haben, denn das **A** behauptet in den Alphabeten aller — wenigstens aller mir bekannten Sprachen, seinen Vorrang. Die Ursache davon scheint theils in der Natur dieses Buchstabens zu liegen, theils in seiner vorzüglichen Brauchbarkeit. Der Laut **A** wird schon durch das bloße Oeffnen des Mundes ohne Bewegung der Lippen und der Zunge hervorgebracht; er ist also der einfachste und eben deshalb auch der erste artikulirte Laut, der gleichsam an der

Schwelle des Lebens steht, aus dem Munde des Säuglings hervorgeht, und dann bei dem Kinde noch lange der vorherrschende Laut bleibt. In den wohlklingendsten Sprachen, z. B. in der italienischen und spanischen, kommt das A am häufigsten vor. Man setzt zwar den Mitlautern, wenn man ihren Namen spricht, den Selbstlauter E nach, z. B. Be, De rc., stellt sich aber der Mitlauter, dem das E wie ein Licht in der Finsterniß leuchtet, zu einem A, so muß der Laut E sogleich verschwinden. Das A verschmäht, wenn es mit einem anderen Selbstlauter einen Doppellaut bilden soll, die zweite Stelle. Der stolze Buchstabe will keinem seiner selbstlautenden Kollegen nachtreten, und verbindet sich mit ihnen nur dann, wenn er vorgesetzt wird, zur Bildung eines harmonischen Lautes, wie z. B. in den Worten Aehre, Kaiser, Auge, worin das A den ersten Platz, den Vorrang und Vorlaut eben so behauptet, wie im Alphabet.

Im griechischen Alphabet bezeichnet A die Zahl acht, deren Name auch in der deutschen Sprache mit dem Buchstaben A anfängt.

Auch bedeutet es bei den Alten einen Menschen, der vor Andern den Vorzug hat. So z. B. nennt Martial einen Erzbettler das Alpha penulatorum *). Bei den Römern hieß das A litera salutaris, der heilbringende Buchstabe, weil bei dem Abstimmen auf den Täfelchen derjenigen, welche auf die Lossprechung des Angeklagten antrugen, ein A als Anfangsbuchstabe des Wortes Absolvo stand. Auch

*) Im 57. Sinngedichte des 2. Buches.

in den großen Volksversammlungen hatten sie die stimmenden Täfelchen mit **A** bezeichnet, welches bedeutete: **Antiqua sequor**, es soll beim Alten bleiben, d. h.: der neue Vorschlag soll nicht angenommen werden.

Das **B**, dieser sanfte und weiche Laut, der mit geringer Oeffnung der Lippen so leicht ausgesprochen wird, bedeutete bei den Römern, wenn es einzeln stand, immer etwas Gutes, z. B. **B A**, **bonis auspiciis** oder **bonis avibus**. — **B F**, **bonum factum**. Dabei erschien es oft als Stellvertreter des **V** und des **U**. So schrieben die Alten bald **Bedua**, bald **Vidua**; bald **aufero** — **abfero**. Die Macedonier (sagt uns Plutarch) sprachen das **B** wie ein **F** aus. Die Griechen gaben häufig das **V** der Lateiner durch ihr **b** (**Beta**); die Spanier und insbesondere ihre Nachbarn, die Gaskonier, verwechselten das **b** und **v** immer mit einander. Leider mußte sich's aber das gute **B** gefallen lassen, von den Grammatikern der Schafbuchstabe (**litera ovina**) genannt zu werden.

Das gefügige **C** läßt sich die verschiedenartigsten Aussprachen gefallen, z. B. als **k** im lateinischen Worte **canis**, als **s** im französischen Worte **cendre**, und im spanischen **ciento**, als **tsch** im italienischen Worte **cibo**, als **z** im Worte **Cäsar**. Archäologen behaupten, das **C** sei von den Römern durchaus als ein **G** ausgesprochen worden, nämlich **Gäsar**, **Gigero** ꝛc., daher sie **lece** statt **lege**, **Macistratus** statt **Magistratus**, **Gajus** statt **Cajus** u. s. w. schrieben. Bei den Römern hieß das **C** der Trauerbuchstabe, **litera tristis**, weil bei den Griechen die Tafeln derjenigen Abstim-

menden, welche den Angeklagten verurtheilten, mit einem C bezeichnet waren, um das Wort Condemno anzudeuten. Als Ziffer gebraucht, bedeutet das C nicht weniger als Einhundert, in der Musik bald eine Tonart, bald den Viervierteltakt, und wenn es von oben herab durchstrichen ist, den Alla breve- oder Zweizweiteltakt. Ungeachtet dessen haben neuere deutsche Schriftsteller das arme C für überflüssig erklärt, und dessen Stelle dem K eingeräumt.

Wie man es dem Menschen hoch anrechnet, wenn er auf seinen eigenen Füssen zu stehen weiß, und, ohne Rücksicht auf äußere Verhältnisse, an und für sich etwas gilt und vermag, eben so geht es auch mit den Buchstaben.

Der Werth des Buchstaben D läßt sich mit Fug und Recht auf fünfhundert anschlagen, und enthält eine göttliche Kraft in sich; denn er bedeutet allein stehend, in lateinischer Form (D), die genannte Zahl und den Namen Divus, der Göttliche. Mit dem L und dem T stand das D bei den Römern in einem so innigen freundschaftlichen Verhältnisse, daß es sich statt Beider verwenden ließ. Die alten Römer sagten und schrieben wirklich Dacrymae statt Lacrymae, Denates statt Penates *); Alexanter und Cassantra statt Alexander und Cassandra. Gefälliger als heut zu Tage war das E bei den alten Römern, bei denen es sich statt des A, statt des I und statt des O setzen ließ. So sagten und schrieben sie escendere und ascendere, Me-

---

*) Quintilian sagt im vierten Buche seines rhetorischen Lehrbuches: Quare minus mirum, si in vetustis urbis nostrae et celebribus templis legantur Alexanter et Cassantra.

nerva und Minerva, Leber und Liber, magister und megister, verto und vorto *).

Das F zeigte bei den Römern ein vorlautes Wesen und pflegte andere Buchstaben stolz zu verdrängen, wie auch viele Menschen es gerne thun. Es heißt ein Blaselaut, vielleicht weil der Hochmuth sich aufbläst. Wollte z. B. irgend ein Wort die Vorwörter ad, dis oder ex zu sich nehmen, so kam sogleich das hoffärtige F, drängte einen der Buchstaben weg und pflanzte sich selbst dafür doppelt hin, wie z. B. in den Wörtern affero (adfero), differo (disfero) und effero (exfero). Dagegen behauptete es hartnäckig seine Wahlverwandtschaft mit dem Buchstaben ph und v. So sehen wir in den Büchern noch jetzt Philosophen und Filosofen, eine Phantasie und eine Fantasie, eine Veste und eine Festung, und auf alten Monumenten und Münzen finden wir triumphus und triumfus, triumphator und triumfator, gravare und grafare, gravatores und grafatores.

Die Römer sprachen den Gaumenbuchstaben G (wie uns Plutarch in der 72. seiner Fragen über römische Gebräuche erzählt) eben so, wie das K ausgesprochen wird, und fingen erst spät das von einem gewissen Spurius Carvius erfundene G zu gebrauchen an. Als Ziffer bedeutet das lateinische G 400, und mit einem Strich über sich ($\bar{G}$) gar 40,000.

Das gute H ist ein bedauernswürdiger Buchstabe, wel-

*) Quintilian eben daselbst.

cher nun mit Hamlet ausrufen muß: „Sein oder Nichtsein! das ist nun die Frage;" indem es sich bei einigen Völkern beinahe außer Athem hauchen — muß, bei andern aber nicht den leisesten Hauch von sich geben darf. Das arme **H** wird daher an sich selbst irre, so daß es oft ganz außer sich kommt, wie verloren dasteht und fragt: „Bin ich ein Buchstabe oder bin ich keiner?" — O du arme Ophelia des Alphabetes! dein trauriges Schicksal geht mir zu Herzen. Die Töchter der lateinischen Sprache behandeln dich mit Geringschätzung; die deutschen Schriftsteller setzen dich oder lassen dich weg nach Belieben, und mancher Sprachlehrer sagt dir keck in's Gesicht: „**H** ist kein eigentlicher Buchstabe, sondern nur ein Hauchlaut, eine Aspiration." — Die alten Lateiner haben dich sogar mit dem **F** verwechselt und **hebris** statt **febris** geschrieben. Unsere neueren Schriftsteller wollen dich sammt deinem Gatten, dem **P** vernichten, und übertragen euer Geschäft dem **F**, welches sich an eurer Stelle breit macht, wie in dem Worte Filosof u. s. w.

Das **I (J)** darf auf seine Doppelgestalt stolz sein, indem es bald als Selbstlauter, bald als Mitlauter erscheint. Die Grammatiker haben sogar in Virgil's Aeneis denjenigen Vers der Aeneis, nämlich den **127.** im ersten Gesange, herausgehoben, welcher die meisten **I** hat; er lautet:

Accipiunt inimicum imbrem nimisque fatiscunt.

Das **I** darf sich auch häufiger als die übrigen Selbstlauter verdoppeln, ja verdreifachen, und zugleich Selbst- und Mitlauter sein, wie in dem Worte **adjicio** u. s. w. Es behauptet dabei, wenn es in seiner lateinischen Gestalt erscheint,

einen vielfachen Rang, und kann durch Selbst-Vervielfältigung als **I**, die Zahlen eins, zwei, drei und vier darstellen.

Dem guten **K**, Gaumlaut, ging es in alter Zeit, wie dem **C** in der neueren; es wurde von Einigen (wie z. B. vom Quintilian am erwähnten Orte) für überflüssig erklärt, weil schon das **C** da war, und sollte daher im Alphabet kein Bürgerrecht erhalten. Dagegen hat es sich bei uns wieder emporgeschwungen.

Alten Grammatikern hat es einmal beliebt, die Buchstaben nicht nur in Selbst- und Mitlauter, sondern sogar in Halb-Selbstlauter oder fließende Buchstaben einzutheilen, und unter diesen letzteren dem **L** den ersten Platz anzuweisen. Es wäre kein Wunder, wenn das **L** deshalb vornehm zu thun angefangen hätte, und zwar um so mehr, als es in alter Zeit das **N** so verdrängte, daß man z. B. aus Nympha, Lympha machte; doch muß es sich gefallen lassen, von denen, die es nicht gut aussprechen können, gar mit dem **N** verwechselt zu werden. Auch ist es stolz darauf, als lateinisches **L** nicht weniger als Fünfzig, und als **LL** nicht weniger als zwei Pfunde im Gewichte zu bedeuten. Das **M** (ein Lippenbuchstabe und der zweite der sogenannten Halblauter oder fließenden Buchstaben) bedeutet zwar, lateinisch geschrieben, noch mehr, nämlich Tausend; es mußte sich aber dafür gefallen lassen, in den Versen am Schluße eines Wortes von den nächstfolgenden, wenn dieses mit einem Selbst- oder Doppellaute anfing, ohne weiters verschlungen zu werden; ja, es mußte sich vom Quintilian die Grobheit

anthun lassen, der blöckende oder Rindsbuchstabe (litera bovina) genannt zu werden.

Das N, den dritten Halblauter oder fließenden Buchstaben, kann ich nur einer guten Hausfrau vergleichen, vorausgesetzt, daß es wahr ist, wenn man behauptet, die beste Hausfrau sei diejenige, von der man am wenigsten spricht. Ich weiß von dem guten N wirklich nicht einmal wenig, sondern gar nichts zu sagen, als daß es in der spanischen Sprache, mit einem Circumflex bedeckt (ñ), wie nj lautet, z. B. Señor, Se-njor; von dem O aber nichts anderes, als das Wenige, was ich schon beim E gesagt habe, und daß es vor den irländischen Familiennamen eine adelige Abkunft anzeigt.

Der Lippenbuchstabe P kann von sich nichts rühmen, als daß er Wunder thut, indem er zu den stummen Buchstaben gezählt wird, und sich dessen ungeachtet ausspricht.

Das arme Q ist aber gar übel daran; und es mußte sich von den Grammatikern die Sottise sagen lassen, es sei unter den Buchstaben — wegen seiner gar zu engen Klangverwandtschaft mit dem C, G und K — das fünfte Rad am Wagen. Gerührt von dem Jammer des Q, schloß sich das mitleidige U demselben an, um ihm einen mehr eigenthümlichen Klang zu geben, ohne zu bedenken, daß es eigentlich doch überflüssig bleibt. Die neuere Rechtschreibung der spanischen Sprache war so grausam, das Qu ganz auszustoßen und die erledigte Stelle dem C zu verleihen. Und so wird jetzt nicht mehr qual — welcher, quanto — wie viel, sondern cual, cuanto ꝛc. geschrieben. Auch das R,

der vierte der Halblauter oder fließenden Buchstaben, hatte nicht das günstigste Schicksal; es mußte sich gefallen lassen, ein Hundsbuchstabe (litera canina) genannt zu werden, weil der grollende Hund einen ähnlichen Laut äußert *). Nur Dionysius von Halikarnaß nahm sich des R an, und nannte es den edelsten unter den Halb-Buchstaben, liquidarum maxime generosam. Das S überläßt dem R manchmal aus Freundschaft seine Stelle, und so kann man im Lateinischen z. B. nicht blos honor, sondern auch honos sagen. Dich aber, du armes S! dich bedaure ich vor Allen, denn obschon du in der griechischen Gestalt und Sprache 200 bedeutest, so verfuhren doch die Grammatiker mit dir schmählicher als mit irgend einem Buchstaben; ja, diese Barbaren wollten dich nicht einmal für einen Buchstaben gelten lassen, wollten dich sogar geradezu aus dem Alphabet verbannen! Messala behauptete, das S sei kein Buchstabe, sondern nur ein Zischlaut **). Es erhielt sogar den Schimpfnamen: „der Schlangenbuchstabe.“ Virgil bedient sich in einem Verse der Aeneis der Wiederholung des S, um das Schlangengezische auszudrücken. Aeltere römische Dichter, wie: Ennius, Plautus und Terentius, ließen es nach Belieben weg, und schrieben contentu statt contentus, satine, vine, audine statt satisne, visne, audisne. Der attische

---

*) „Irritata canis quod R quam plurima dicat,“ sagt Persius in der ersten Satyre.

**) „Ne literam quidem esse, sed sibilum.“ Lipsius de recta pronunciatione latinae linguae.

Dialect der Griechen setzt für das S gewöhnlich ein T. Die Franzosen schreiben das S tausendmal, ohne daß sie sich würdigen, es auszusprechen. Das heißt doch das gute S zum Narren haben.

Das T muß sich gefallen lassen, zweideutig zu erscheinen, um bald als eigentliches T, wie z. B. im Worte Natur, zu klingen, bald wie ein Z, wie im Worte Nation, oder dem Z zur Stütze zu dienen, wie es im Wort Stütze selbst der Fall ist, oder sich in abgeleiteten Wörtern in ein D zu verwandeln, wie z. B. in den Wörtern Men tior und Men dax.

Noch mehr Zweideutigkeit muß sich das U aufdringen lassen, welches bald als Selbstlauter auftreten, bald als V einen Mitlauter vorstellen muß. Manchmal wurde es genöthigt, bei den Lateinern die Stelle des I oder Y zu vertreten, wie z. B. Optumus, Maxumus statt Optimus, Maximus, oder Sulla statt Sylla. Sie unterschieden sogar ein kurzes und ein langes U *), und weil man in dem langen U eine Aehnlichkeit mit dem Geheule des Todtenvogels, der Nachteule fand, nannten sie das unglückliche U sogar den Todtenbuchstaben **).

---

*) „Quidem reprehendunt, quod pluit, luit, dicamus in praeterito et in praesenti tempore. Falluntur, nam est ac putant, aliter, quod in praeterito V dicimus longum, pluit, luit in praesenti breve,“ — sagt Varro de latina lingua.

**) „Ferale sonans V,“ sagt Ausonius.

Nicht viel glimpflicher behandelten die strengen Grammatiker das **W**, den sanftesten und weichesten unter den Blaselauten, dem sie geradezu in's Gesicht sagten, es sei erst lange nach dem eisernen Zeitalter der lateinischen Sprache erfunden worden, mithin von barbarischer Abkunft. Italiener, Spanier, Franzosen ꝛc. haben dem armen **W** daher die Aufnahme in das Alphabet verweigert; wären nicht die Deutschen, die Engländer, Holländer ꝛc., so wäre der unglückliche Buchstabe schon längst mausetodt.

Das **Cs** und **Gs** verschworen sich bei den Lateinern gegen das **X**, so daß es sich erst spät in das Alphabet einschleichen konnte. Ein gewisser Nigidius Figulus trieb seinen Eigensinn und seinen Haß gegen das **X** so weit, daß er sich in allen seinen Schriften dieses geächteten Buchstabens nicht ein einziges Mal bediente. Dies erzählt uns Quintilian im **4.** Buche seiner Rhetorik, und im **5.** nennt er das **X** gar den letzten der lateinischen Buchstaben. Cicero behauptet, das zierliche Latein dulde kein **X** *). Lipsius nennt es den Kreuzbuchstaben, **literam cruciarium**, **X**, wegen seiner, den alten Kreuzen ähnlichen Gestalt. Die Spanier dulden es, seit der im Jahre **1815** allgemein angenommenen neuen Rechtschreibung, nur in den Wörtern, in welchen es, wie in der griechischen, der lateinischen und den andern neueren Sprachen, den Laut von **cs** hat, in allen übrigen muß es dem **j**, **g** oder **s** weichen. Als Ziffer-Surrogat zeigt es die römische Zahl Zehn an.

---

*) **De Oratore, cap. 45.**

Das Y brüstet sich mit seiner vornehmen Abkunft. Zwei Väter streiten sich um das alphabetische Kindlein. Einige nennen den Griechen Palamedes als Erfinder dieses Buchstabens, Andere gar den weisen Pythagoras. Die Ersteren erzählen, Palamedes habe das griechische Υ dem Zuge der Kraniche nachgebildet, welche bei ihren Wanderungen diese Form bilden. Diejenigen, welche die Erfindung dieses Selbstlauters dem Pythagoras zuschreiben, nennen denselben daher auch den pythagoräischen Buchstaben, und machen ihn zum Sinnbilde des Scheideweges der menschlichen Lebensbahn, mit welcher er, wie sie behaupten, Aehnlichkeit zeige, wenn der Mensch, nach erreichtem Jünglingsalter, an jene Stelle kommt, wo der Weg sich in zwei Theile sondert, und dann stehen bleibt, ungewiß, welche der beiden Straßen er betreten soll *). Die Pythagoräer bezeichneten damit auch die heilige Drei. Die Neueren nennen es ganz respektwidrig den Drudenfuß. Das Y vertritt manchmal ein doppeltes J, wie z. B. in den spanischen Wörtern los reyes — die Könige, el rajo — der Blitz, wo es wie ij ausgesprochen wird.

Den alphabetischen Triumphzug der menschlichen Sprache schließt der Buchstabe Z, von Geburt ein Grieche, und schon durch seine Würde als Beschließer keine unbedeutende Person, welche zugleich beweist, wie verschieden die menschlichen Ansichten sind. So z. B. behaupten Quintilian, Dionysius von Halikarnaß und Lipsius: Y und Z seien

*) Lactantius 6, 3.

in ihrem Klange die lieblichsten Buchstaben des griechischen Alphabetes; dagegen hielten andere Grammatiker das Z für einen unglücklichen Buchstaben im Ziehen der Lose, und der Römer Appius Claudius *) soll einen ungeheuren Abscheu gegen das Z blos deshalb gehegt haben, weil dessen Klang ihm viele Aehnlichkeit mit dem Laut eines Sterbenden zu haben schien, der vor Todesangst mit den Zähnen knirscht.

Und so erhält dieser Aufsatz mit diesem Schlußstein des Alphabetes auch seinen Schluß, nachdem wir gewissermaßen dem Kaiser Geta nachgeahmt haben, der ein großes Gastmahl gab, bei welchem die Speisen nach der Ordnung ihrer Anfangsbuchstaben aufgetragen wurden.

Der Streit der Ziffern und Zahlen.

Ein Traum.

Die Nacht lud uns Menschenkinder zur Ruhe ein. Ich folgte der Einladung und ging zu Bette; aber der Schlaf, welchen die dunkle Göttin mir verheißen hatte, ließ mich so lange warten, daß ich auf Mittel dachte, ihn durch Gewalt oder List herbeizuführen. Unter den vielen Mitteln, welche mein Gedächtniß die Musterung passiren ließ, dachte ich auch an Jean Paul's Kunst einzuschlafen, und zwar zu-

*) So erzählt Capella in Nupt. Philos. et Merc.

erst an den Handgriff des Zählens, wo der große Humorist dem Schlaflosen anräth, daß er im Kopfe die Ziffer, welche Schläfer schon fertig ausgeschrieben, anschauen, selber erst groß und langsam hinschreibe, auf was er will, z. B. auf eine Thurmuhr oder auf den Schnee, aber ja recht lang und dick, wobei die unendlich einförmige Langsamkeit der Operation eine äußerst einschläfernde Wirkung hervorbringt. Ich versuchte das Mittel, und schrieb im Gedanken mehrere Ziffern. Die drei letzten, welche ich kolossal neben einander schrieb, bildeten zufällig die Zahl 365, nämlich die Summe der Tage eines Jahres, welches kein Schaltjahr ist. Endlich zeigte sich die Wirkung des Mittels. Es mochte ungefähr eine Viertelstunde verflossen sein, als ich schon eingeschlafen war, und die Ziffern von eins bis neun, nebst der bescheidenen Nulle, im Traume riesengroß vor mir standen. Die leere Nulle fing an, wie auch leere Menschen es zu thun pflegen, sich aufzublähen, und erklärte, sie habe mir etwas vorzutragen im Namen der neun Ziffern, die über ihren Werth und Rang in Zwist gerathen seien, und beschlossen hätten, mich zum Schiedsrichter zu wählen. Ich erklärte mich bereitwillig, dieses etwas schwierige Amt zu übernehmen. Hierauf erwiederte die Nulle, jede der Ziffern wolle ihre Sache in Betreff des Werthes und Vorranges selbst führen; ihr bleibe daher nichts übrig, als eine Lobrede auf die Wichtigkeit der Ziffern und Zahlen überhaupt zu halten, da es nun einmal schon ihr trauriges Loos sei, bald als ein Nichts en bagatelle behandelt zu werden, bald als dienstbarer Geist sich gebrauchen zu lassen,

um den Werth der einzelnen Zahlen auf das Höchste zu steigern. Die arme gute Nulle, Nichts und Alles zugleich, seufzte herzbrechend und begann:

„Wer sich der Zahlen blos zum Zählen des Geldes oder der Stunden bedient, dem mögen sie wohl als etwas Profanes erscheinen; nur derjenige, der ihre Anwendung zu höheren Combinationen kennt, versteht auch ihre tiefere Bedeutung und, so zu sagen, ihre Mystik oder den geheimnißvollen Sinn, in welchen schon die Weisen der Vorwelt, insbesondere die Platoniker, sie genommen haben. Nach dem Livius *), wie Ihnen, Herr Kuffner, bekannt sein wird, gilt die Göttin der Weisheit als Erfinderin der Zahlen, deren jede ihren eigenen Charakter, ihre eigenen Bedeutungen und Geheimnisse hat. Das Alterthum gab jeder ungeraden Zahl den Vorzug vor der geraden; denn es hielt die ungerade Zahl für besser und vollkommener als die gerade, weil diese eine Theilung zuläßt, und die gleichen Theile derselben immer mit einander im Streite sind, die ungerade aber sich nicht ganz gleich abtheilen läßt, daher bei der Theilung immer etwas Gemeinschaftliches übrig bleibt. Die gerade Zahl, sagten sie, sei mangelhaft, unvollkommen und unbestimmt. Theilt man die Zahlen in ihre Einheiten, so läßt die gerade Zahl in ihrer Mitte einen leeren Raum, bei der ungeraden bleibt aber der mittlere Raum jedesmal voll. Die Pythagoräer nannten die ungeraden Zahlen männliche, die geraden weibliche. An Tagen von gerader Zahl wurde kein Ge-

*) Im 3. Kapitel des 7. Buches.

schäft angefangen, keine Reise angetreten. Alte Philosophen behaupteten sogar, die Zeit überhaupt sei eine Art von Zahl. Wir erschienen zuerst ohne Gestalt, ohne ein sichtbares Zeichen; die ersten Menschen zählten an den Fingern, und diese Art des Zählens ist noch jetzt bei manchen Menschen und Völkern üblich; man pflegt auch von Allem, was ganz klar ist, zu sagen, es lasse sich an den Fingern herzählen. Die Römer gaben uns Buchstaben zum Kleide. Der Buchstabe **I** repräsentirte die Zahl Eins; die wiederholte Nebeneinanderstellung des **I** bedeutete Zwei, Drei und Vier. Der Buchstabe **V** machte die Zahl Fünf sichtbar, der Buchstabe **C**, als Anfangsbuchstabe des Wortes **Centum**, d. i. hundert, die Zahl Einhundert. Späterhin wurde der Buchstabe **D** zum Zeichen von Fünfhundert, **M** von Eintausend bestimmt. Die Buchstaben-Ziffergestalt von geringerem Werthe vor einer von höherem deutete an, daß man eben so viel von der größeren abziehen müsse; so z. B. bedeutet **IV** Fünf weniger Eins, d. i. Vier; **IX** Zehn weniger Eins, d. i. Neun. Ich muß aber bemerken, daß man auf alten Denkmälern diese Stellungen nicht findet; sie gehören schon einer neueren Zeit an. Ich arme Null ging aber dabei, weil ich leer bin, auch leer aus, und man dachte nicht daran, mich, die gewissermaßen als nichts betrachtet wurde, in einem sichtbaren Zeichen darzustellen, obschon so manches Nichts in der Welt oft großen Lärm macht und viel Aufsehen erregt."

„Endlich erhielten die Zahlen ihre eigenen Zeichen, und mir ward die Ehre zu Theil, auch eines zu erhalten.

Das edle Volk, welches uns zuerst die gebührende Ehre erzeigte, waren die Indier, denen die weisen Braminen die Ziffergestalten **1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9** und die **0** gaben. Von den Indiern kamen sie zu den Arabern, und Persern und andern Völkern des Morgenlandes, dann erst durch Reisende nach Europa. Die Spanier behaupten, sie durch die Mauren erhalten zu haben. Im Jahre **1240** wurden sie daselbst bei den astronomischen Tafeln gebraucht, welche Alfonso der Zehnte machen ließ. Nach Deutschland kamen sie erst im vierzehnten Jahrhundert. Zu bedauern ist nur, daß unsere orientalischen Gestalten leichter zu verfälschen sind, als die römischen, so z. B. ist das Zeichen **2** leichter in ein **8** verwandelt, als das **II** in ein **VIII**. Stehen unglücklicher Weise hinter der **2** noch fünf Nullen, so ergibt sich zwischen **200000** und **800000** eine ungeheure Differenz. — **Dixi**; und somit trete ich nichts und vielsagende Nulle nun ab."

Die gelehrte Null schwieg, und sogleich nahm, feierlich vortetend die Ziffer **1** das Wort: „Der Anfang der Zahlen ist göttlich, denn er ist die E i n h e i t, der weiße Lichtstrahl, der sich prismatisch in die sieben Farben bricht, ohne deshalb getheilt oder getrennt zu werden, denn die Einheit ist untheilbar, nur die Vielheit wird theilbar. Daher liegt in Allem, was E i n s ist, die höchste Kraft. Der weise Zoroaster nannte die Einheit den Vater der Zahlen, die Zwei die Mutter. Die Pythagoräer haben die E i n h e i t P h ö b u s - A p o l l o genannt; denn die Einheit bringt Licht in Alles; sie gibt Allem Gestalt und Vollendung, und ist

das schöne Ziel aller Geistigkeit. Die Einheit deutet auf die wirkende und bildende Ursache, welche das denkende Wesen oder Gott ist. Nach den Platonikern ist die Einheit dreieckig, also das erhabene Sinnbild der Dreieinigkeit."

„Die Einheit tritt nie aus ihren Grenzen; sie bleibt immer und unverändert die Eins, wogegen die Zwei schon der unbegrenzte Anfang der Verschiedenheit ist, indem sie durch Verdopplung aus sich selbst heraustritt, und sich zur Vielheit wendet. Die Einheit enthält in sich Alles, so wie die Verschmelzung von Tönen den Einklang, die Verschmelzungen von Gesinnungen und Empfindungen die Eintracht bildet. Die meisten Ideen, zu deren Ausdruck die deutsche Sprache ihre Worte von der Einheit ableitet, haben den Charakter von Größe, Schönheit oder Freudigkeit, wie z. B. die „Einigkeit;" — „einzig in seiner Art;" — das Wort „einfach" mit den Nebenbegriffen des Leichtfaßlichen und Klaren; — „einstimmig" — „einhellig" — „einmüthig."

Eins schwieg; die Zwei begann barsch und heftig: „Das Gegentheil der sich als friedlich, in sich selbst vollendet und untheilbar rühmenden Einheit, und die erste gerade Zahl ist die Zwei, von den Pythagoräern Dyas, Krieg und Streit, genannt, und wirklich nicht mit Unrecht, denn bei Zweien beginnt das Entzweien, welches dann mit der Vielheit in's Unzählige übergeht. So wie daher die Einheit in den mit ihr verbundenen Worten größtentheils auf Friede und Freude deutet, eben so zeigt die Zwei in den meisten Worten, denen sie sich zugesellt, Streit, Zwist und

Gefahr, wie z. B. in den Worten: Zwietracht, Zwiespalt, Zwielicht, Zweikampf, Zweideutigkeit, zweizüngig, zweiköpfig, zweischneidig ꝛc. Die Zwei galt den alten Philosophen als der Urstoff aller Ungestaltheit und Unordnung; ich will aber nicht hoffen, daß sie dabei an irgend eine eheliche Verbindung gedacht haben."

Ernst und feierlich begann die Drei: „Welche Zahl kann für sich so Vieles und Großes anführen? — Ihr findet die Drei, wohin ihr blickt. Alle Völker verbinden mit ihr die Idee des Heiligen und Erhabenen, und die ganze Erde stellt sich uns in drei Reichen der Natur dar, als Thier-, Pflanzen- und Mineralreich. So wie Zwei die erste gerade Zahl, so ist Drei die erste ungerade, aber auch die erste vollkommene Zahl, weil sie Anfang, Mitte und Ende hat. Durch drei Linien entsteht zuerst ein geschlossener Raum; sie bilden also eine Einheit, daher die Dreieinigkeit und das Dreieck ein Sinnbild der Einheit ist. Die Pythagoräer nannten die Drei die Gerechtigkeit, indem das Unrechtthun und das Unrechtleiden vom Überfluß und vom Mangel herrühre, das Gleiche und Gerechte aber zwischen Beiden in der Mitte stehe; das gleichseitige Dreieck aber nannten sie die aus Jupiters Scheitel geborne Minerva, Tritogenia, weil es durch drei, von drei Winkeln ausgehende Perpendikel gebildet wird. Nach Plato besteht das erhabene Wesen der Gottheit aus dem Geiste, der Materie und dem, was von Beiden abstammt. Den Geist nennt er die Idee, das Urbild, den Vater; die Materie: Mutter, Amme und Raum; das

von Beiden Abstammende, das Erzeugte, die Geburt. Einheit, Verstand und Seele oder: das Gute, das Wort und die Weltseele, bilden Plato's göttliche Trias. Ihm gilt das Dreieck auch als Sinnbild des Ehestandes, so daß die Grundlinie das Weib, die auf der Grundlinie senkrecht stehende Linie den Mann, und die zwischen den Enden dieser Beiden ruhende das Kind vorstellt. Die Egypter dachten sich das Weltall unter dem Bilde des schönsten Dreiecks. Der griechische Mythos nennt drei Richter der Unterwelt, drei Parzen, drei Furien, drei Harpyen und drei Grazien. Die alten Celten hatten drei Nornen als Göttinnen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Die Indier haben drei Hauptgötter: Brama, Wischnu und Siwa. Die orakelgebende Pythia saß auf einem Dreifuß; Neptun führt einen Dreizack. Am Firmament glänzt ein Dreigestirn. Der chinesische Weise Lilaolium, ein Zeitgenosse des Confucius, sagte: „Das Gesetz oder die Vernunft brachte Eins hervor; Eins brachte Zwei, Zwei brachte Drei, Drei brachte alle Dinge hervor. Umsonst befragst du deine Sinne über diese Drei, nur die Vernunft kann dir davon sagen, und sie wird dir sagen, daß sie nur Eins ausmachen, über welches kein Licht ist, unter welchem keine Finsterniß." Die Hauptgottheiten der Egypter: Isis, Osiris und Orus, scheinen auf das Geheimniß der Dreieinigkeit zu deuten. Die drei Söhne des griechischen Chronos und des römischen Saturnus: Zeus oder Jupiter, Poseidon oder Neptunus, Aïdes oder Pluto, beherrschen die Erde, das Wasser und die Unterwelt. Auch in der nördlichen Tatarei wird die Zahl

drei geehrt. Der Dalai Lama in Thibet gibt dem Volke Münzen mit dem Bilde einer dreifachen Gottheit. Die Amerikaner haben die Sonne in drei Bildern verehrt: Apomti (Vatersonne), Churunti (Sohnsonne), Inteaquaogui (Brudersonne). Ein Stern des Himmels leitete die drei Weisen und frommen Könige des Morgenlandes. Der Christ empfängt die Taufe im Namen des dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, das erhabenste Zeichen auf Stirne, Mund und Brust."

Mit dem Lächeln eitler Selbstzufriedenheit trat die Vier hervor, und sprach:

„Die alten Philosophen erhoben die Vier über alle andern Zahlen, und behaupteten, daß durch das Verhältniß derselben jeder dichte Körper seine Vollendung erhalte.*) In der Zehn ist, nach dem Ausspruche des Pythagoras, die Natur der Zahl ganz begriffen. Die Kraft der Zehn aber liegt wieder in der Vier, die sich aus den vier ersten Zahlen zusammensetzen läßt, wenn man nämlich eins nimmt, dann zwei, drei und vier hinzusetzt, so erhält man zehn. Es liegen folglich alle Zahlen der Einheit nach, in der Zehn, der Kraft nach aber, in der Vier. Die Pythagoräer schworen deshalb bei der Vier (Tetraktys), als der Quelle der nimmer versiegenden Natur, ihren größten und heiligsten Eid. Das Viereck legten sie den vier Göttinnen Rhea, Venus, Ceres und Vesta, bei. Auch unsere Seele, sagt Pythagoras,

---

*) Plutarch in der Abhandlung über die Inschrift im Tempel zu Delphi.

besteht aus der Vier, Verstand, Wissenschaft, Meinung und Empfindung, woraus alle Künste und Wissenschaften entstehen. Bei den Griechen war die Vier dem Merkur geweiht, dem man in Athen am vierten Tage jedes Monats zu opfern pflegte. Die Vierfürsten (Tetrarchen) in Judäa sind bekannt; jeder derselben beherrschte ein Viertel des Landes. Der Römer Antonius ernannte den berüchtigten Herodes zum Vierfürsten in Judäa, und sein Bruder Pheroras erhielt eine Tetrarchie vom Augustus. Das Viereck, diese wichtige mathematische Figur, gestaltet sich in fünffacher Weise: als Quadrat erscheint es rechtwinkelig und gleichseitig, als Oblongum oder Rectangulum rechtwinkelig und ungleichseitig, als Rhombus oder Raute schiefwinkelig mit parallelen gleichen Seiten, als Trapezium oder Trapezoides als unregelmäßiges Viereck. Der Elemente, aus welchen die Welt mit ihrer ganzen Mannigfaltigkeit hervorging, waren von jeher vier, bis endlich die neuere Chemie sie nicht mehr gelten ließ, weil sie den Namen Element nur jenen einfachen Stoffen zuerkennen wollte, welche die bisherige Kunst nicht weiter in Bestandtheile zerlegen kann. Statt der vier abgedankten alten Elemente wurden nun über fünfzig neue Stoffe zum Rang eigentlicher Elemente erhoben. In der neuesten Zeit hat aber die Naturwissenschaft die unglücklichen vier alten Elemente in ihre alten Rechte eingesetzt, indem man erkannte, daß die Chemiker, im neueren Sinne genommen, nicht Feuer, Luft, Erde und Wasser, sondern nur jene Stoffe Elemente nennen, welche bisher durch die chemische Procedur nicht

weiter zerlegbar sind; wogegen aber die alten Physiker gleichfalls recht hatten, wenn sie nicht die unzerlegbaren, einfachsten Stoffe, sondern die einfachsten und allgemeinsten Stoffe welche die Natur hervorgebracht hat, und woraus alles Mannigfaltige durch Entwicklung hervorgeht: Feuer, Luft, Wasser und Erde — Elemente nannten, weil sie fanden, daß zum Beispiel kein Theil des Wassers vom andern verschieden ist, daß der kleinste Dunsttheil noch eben solches Wasser ist, als die größte Wassermasse u. s. w. Und so hat denn insbesondere Oken die Ehre der verunglimpften vier alten Elemente gerettet, indem er darthat, ein eigentliches oder Ur-Element sei dasjenige, welches die allgemeine Grundlage, die erste Quelle, und gleichsam die Mutter aller andern Elemente oder unzerlegbaren Stoffe ist. Und so hat denn nun das Feuer die Freude der Anerkennung erlebt, daß man es als eine Einheit von Licht und Wärme gelten läßt, welche die Ursache aller Bewegung und Thätigkeit, das heißt, alles Lebens in der Natur sind, im ganzen Weltraum verbreitet, als das erste Organ der Schöpfungskraft, gleichsam das himmlische Ur- und Weltelement, der Geist, der die drei irdischen Elemente: Erde, Wasser und Luft, in Bewegung und Wirksamkeit setzt. Die Luft ist das Medium, durch welches die Sonne, als Centralfeuer unsers Planetensystems, der Erde und dem Wasser Licht und Wärme, also Leben sendet. Die Luft umgibt unsere Planeten und durchdringt Alles. Das Wasser, welches vor Jahrtausenden die ganze Erde umgab, und noch jetzt mehr als die Hälfte derselben umgibt, ist auflösend, und demnach die Nährmutter des Erd-Elementes.

Und so erfreuen sich denn nun die vier physischen Ur-Elemente, Feuer, Luft, Wasser und Erde, der Ehre, alle chemischen Elemente oder Grundstoffe in sich zu enthalten. Eben so gewaltig, wie im Schöpfungswerk, zeigt sich die Zahl Vier auch in der Natur und im Menschen. Wir finden sie in den vier Jahreszeiten: Frühling, Sommer Herbst und Winter, deren Bild im Kleinen die vier Tageszeiten: Morgen, Mittag, Abend und Nacht sind, so wie jene und diese im menschlichen Lebensalter wieder erscheinen. Die vier körperlich-geistigen Beschaffenheits-Arten, die sogenannten vier Temperamente, das heißblütige, heftige, kräftige cholerische, das kaltblütige ruhige, behagliche phlegmatische, das leichtblütige, bewegliche, genußlustige sanguinische, und das schwerblütige, beharrliche, trübsinnig-ernste melancholiche, — sie tragen viel bei, das Leben dem Menschen und durch ihn seinem Mitmenschen, leicht oder schwer zu machen, zu versüßen oder zu verbittern. Die vier Elemente sind die Bestandtheile des menschlichen Körpers, die vier Jahreszeiten sein Wohnhaus, die vier Tageszeiten die Lebensalter, die vier Temperamente die Hausherren. Blickt der Mensch nachdenkend um sich, so verkündet ihm auch jede der vier Weltgegenden seinen Lebenslauf. In dem prächtigen Sonnenaufgang (Ost) sieht er Jugendkraft, Freude und Hoffnung; im schwülen Mittag (Süd) die Glut der Leidenschaft, die Schwüle und den Schweiß der Lebensmühe; im Sonnenuntergang (West) die Ruhe nach Stürmen, den kühlen Lebensabend und die Ruhe nach vollbrachtem Tagewerke; und

in Mitternacht (Nord) das Erlöschen des Irdischen und die Erholung zu einem neuen schönen Wiederaufleben. Ist der Mensch endlich bis an den Rand des Lebens vorgeschritten, so begegnen ihm endlich noch die gewichtigen vier letzten Dinge: Der Tod, das jüngste Gericht, Himmel und Hölle, Dinge, vor welchen selbst das Größte, was er hier erlebt hat, in eine Nulle, in ein Nichts verschwindet."

Mit erhabenem Stolze trat jetzt die Fünf hervor, und sprach:

„Ich bin diejenige Zahl, auf welche, wie die weisen Pythagoräer gelehrt haben, in der ganzen Natur am meisten ankommt, daher auch die Griechen nach mir das Zählen πεμπαζειν, πεμπαζεσθαι nannten. *) Ich bin das Kind der ersten geraden oder weiblichen Zahl Zwei, und der ersten ungeraden oder männlichen Zahl Drei; daher werde ich auch die Ehe genannt. Dabei habe ich auch den Vorzug aller ungeraden Zahlen. Keine gerade gibt, wenn sie zu einer andern geraden addirt wird, eine ungerade, die ungerade Zahl aber, verbunden mit einer andern ungeraden, gibt eine gerade Zahl. Durch Multiplication mit sich selbst kehrt die Fünf gleichsam in sich zurück, erhält sich, erzeugt nichts Unvollkommenes oder Fremdes, sondern sie hat ihre bestimmten Veränderungen, weil sie entweder die Zehn, Fünfzehn u. s. w., das heißt, immer entweder etwas Vollkommenes oder etwas Eigenes hervorbringt. Alle andern Zahlen geben, wenn sie multiplicirt werden, solche Theile, die

*) Von πεμπε, oder nach der dorischen Mundart πεντε, fünf.

von ihnen ganz verschieden sind; die Fünf aber, mit geraden Zahlen multiplicirt, gibt stets die vollkommenen Zehn, oder sie bringt sich selbst hervor. Der Anfang einer jeden Zahl ist die Einheit, das erste Viereck die Vier; aus diesen beiden entsteht, wie aus Form und Materie, die Fünf. Die alten Philosophen haben fünf Klassen lebendiger Wesen angenommen: Götter, Dämonen, Heroen, Menschen und unvernünftige Thiere. Plato *) nahm fünf Principien als die vorzüglichsten an: das Existirende, das Gleiche, das Verschiedene, die Bewegung und das Stillstehen."

„Fünf ist die Zahl der Finger, welche die Hand des Menschen bilden. Wie viel Gutes und Böses, Schönes und Häßliches gestalten diese fünf Finger, z. B. in der Mechanik, in der Malerei, Instrumental-Musik u. s. w. Und was wären die armen Schriftsteller und Handwerksleute ohne Finger? In den Fingerspitzen liegt das feinste Betastungsvermögen, und dem unglücklichen Blinden müssen sie sogar die fehlende Sehkraft ersetzen. Fünf ist auch die Zahl der Sinne, mit welchen der Mensch die ganze Außenwelt und ihre Eindrücke aufnimmt, wodurch er Ideen, Kenntnisse und Erfahrungen sammelt. Fünf Welttheile geben ihm die Erlaubniß, in ihnen zu hausen und herumzuspaziren. Und so kommt auf jeden Sinn und auf jeden Finger einer Hand auch ein Welttheil. Will man das Vortrefflichste oder das Vollkommenste in seiner Art ausdrücken

---

*) Im Sophisten.

so sagt man, es sei die Quintessenz von diesem oder jenem, z. B. die Quintessenz der Schönheit, die Quintessenz von einem Spitzbuben."

Die Fünf trat stolz und mit einem ironischen Lächeln zurück; die Sechs drängte sich vor, sprechend:

„Die Drei rühmt sich die erste vollkommene Zahl zu sein, weil sie Anfang, Mitte und Ende hat; eben dasselbe kann ich noch mehr von mir in doppelter Kraft rühmen; auch bin ich, so wie jene, in allen meinen Theilen gleich, und habe noch den Vorzug, daß ich aus dem Anfange der Zahlen (der Einheit), aus der ersten geraden (der Zwei), und aus der ersten ungeraden Zahl (der Drei) zusammengesetzt bin. Wird die Sechs mit der Vier vervielfältigt, so entsteht dadurch der erste vollkommene Kubus, nämlich die Zahl vierundzwanzig. Wer mich nicht lieben will, der fürchte mich! Die Pythagoräer legten dem mächtigen und gefürchteten Gotte der Egypter, dem Typhon, das Sechseck bei. Und dennoch erscheine ich den Sterblichen im Würfelspiel als der ersehnte höchste Glückswurf."

„Aber ferne sei es mir, mit so nichtigen Kleinigkeiten zu prahlen! Es genügt mir, eitles Wortgepränge verschmähend, nur das Eine zu sagen: In sechs Tagen schuf Gott die Welt!" — Und ich (fiel die Sieben ein) kann mit Stolz und Freude hinzufügen: Der siebente Tag war der Tag der Ruhe, das allgemeine Fest der Schöpfung, noch jetzt der Tag der Feier und der Freude. Ich vermag aber noch so Manches anzuführen, was für meine Würde spricht und zu meiner Verherrlichung dient, welche schon

der weise Plutarch so anerkannte, daß er sagte, die dem Apollo geweihte Sieben würde mehr als einen Tag erfordern, um alle Kräfte derselben anzuführen *). Die Lebensregeln der sieben Weisen Griechenlands erschollen durch Jahrhunderte. Die durch ungeheure Größe, Dauer und Schönheit ausgezeichneten Kunst-Denkmähler des Alterthums: die egyptischen Pyramiden, die Mauern und die hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon, der Tempel der Diana zu Ephesus, die Bildsäule des olympischen Jupiter, das Mausoleum **), und der Koloß zu Rhodus — sie strahlen als die sieben Wunder der Welt."

„Alle Völker verbinden mit der Zahl sieben die Idee des Feierlichen und Heiligen. In der Stiftshütte stand der große Leuchter mit sieben Lampen. In der Offenbarung Johannis steht der Gottmensch zwischen sieben Leuchtern, und sieben Geister sind vor seinem Stuhl. Der Prophet Isaias spricht von einem siebenfältigen Geiste, der auf dem Messias ruhen werde. Die sieben fruchtbaren und die sieben Mißjahre im alten Egypten sind bekannt. Das Siebengestirn, eines der vorzüglichsten des südlichen Himmels, stellte bei den Morgenländern die Arche Noah's vor. Der helle Stern am Steuer deutete auf göttliche Führung ***)."

---

*) In der Abhandlung über die Inschrift im Tempel zu Delphi.

**) Das Grabmahl, welches Artemisia ihrem Gemahle Mausolus erbauen ließ.

***) Stolberg's Geschichte der Religion Jesu Christi, 1. Band.

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind *).“ Die Herrlichkeit eines solchen Wunders wird gewiß jede Seele, welcher echte Frömmigkeit innewohnt, in der Geschichte der Siebenschläfer erbauen. Sie bilde den Schluß meiner Rede!“

„Als Kaiser Decius die Christen verfolgte, verbargen sich sieben edle Jünglinge aus Ephesus in einer geräumigen Höhle eines nahe gelegenen Gebirges. Decius, welcher dies erfuhr, sprach über sie das Todesurtheil, und ließ den Eingang mit Steinen vermauern. Die Jünglinge fielen sogleich in einen tiefen Schlaf, welcher einhundert sieben und achtzig Jahre währte, ohne Vernichtung oder Verminderung der ruhenden Lebenskraft. Nach Verlauf dieser Zeit nahmen die Sklaven eines gewissen Adolius, welcher Eigenthümer des Berges geworden war, die Steine weg, um sie zum Baue eines Landhauses zu verwenden. Die Sonnenstrahlen fielen in die Höhle, plötzlich erwachten die Siebenschläfer, aus einem — wie sie glaubten — Schlummer weniger Stunden. Vom Hunger getrieben, ging Jamblichus, Einer der Sieben, in die nahe Stadt, um heimlich und unerkannt für sich und seine Gefährten Brot zu kaufen. Ephesus schien ihm ganz fremd; er konnte sich kaum in den Straßen zurecht finden. Mehr als Alles setzte ihn aber die Erscheinung eines großen Kreuzes über dem Hauptthore der Stadt in Erstaunen. Der Bäcker, dem

*) Göthe.

Jamblichus eine alte Münze aus dem Zeitalter des Decius gab, gerieth sowohl über diese als über die sonderbare Tracht des Käufers in Verwunderung, und führte denselben, in der Vermuthung, er habe einen Schatz gefunden, vor den Richter. Durch das Verhör kam die wunderbare Begebenheit ans Licht. Das Volk von Ephesus, die Obrigkeiten, der Bischof und selbst der Kaiser Theodosius eilten nach der Höhle der Siebenschläfer, welche nach erhaltenem Segen in dem Augenblicke, da sie die Erzählung ihrer Geschichte geendigt hatten, sanft entschlummerten."

Die Sieben schwieg. Bescheiden und schüchtern trat die Acht mit der Neun vor.

Die Acht sprach:

„Acht heiße ich, und ach! rufe ich; denn es wäre mir lieber, wenn ich gar nichts sprechen dürfte, indem ich nichts anderes zu sagen weiß, als etwas, das ich nicht verstehe, und was auch wahrscheinlich wenig oder nichts bedeutet. Da dieses aber, wie ich höre, bei Herren und Damen nichts Seltenes ist, so will ich denn in Kürze nur so viel sagen, daß die Acht, wie einige mathematische Philosophen des Alterthums behauptet haben, der erste Würfel von der geraden Zwei ist, und die Frau, gleich einem Würfel, beständig, eingezogen und nicht leicht zu bewegen sein soll. Da mir Unwissenden der tiefe Sinn dieses Unsinns ein Räthsel ist, so schließe ich mit dem unbedeutenden Beisatze, daß bei den Römern den Mädchen der Name am achten Tage, den Knaben aber am neunten gegeben wurde. Ist's nicht wahr? Rede du, Nummer neun!" —

„Wahr!“ sagte die Neun.“ „Eben so wahr ist es auch, daß, wie die Sieben dem Musenführer, eben so die Neun den Musen geweiht ist. Die alten Delphier haben nicht mehr als drei Musen gekannt, welchen sie die Namen Nete, Mese und Hypate gaben *). Auch Orus Ephialtes, die Söhne eines gewissen Aloeus, verehrten zuerst auf dem Berge Helikon nur drei Musen, welchen sie unter dem Namen Melete (Fleiß, Übung), Mneme (Gedächtniß), und Aoide (Gesang), göttliche Ehre erzeigten **). Die Alten fanden, daß alle Künste und Wissenschaften sich auf drei Hauptgattungen: Philosophie, Rhetorik und Mathematik zurückführen lassen; diese betrachteten sie als Geschenke und Wohlthaten dreier Gottheiten, und nahmen deshalb drei Musen an. Als aber Künste und Wissenschaften sich immer mehr entwickelten und ausbildeten, fand man, daß jede der drei Hauptgattungen wieder drei besondere Arten enthielt, nämlich, daß in der Mathematik die Musik, die Arithmetik und die Geometrie; in der Philosophie die Logik, die Moral und die Physik; in der Rhetorik die dreierlei Arten des Vortrages bei Lobreden, Berathungen und Rechtsstreiten, enthalten seien. Weil sie nun glaubten, daß keine Wissenschaft ohne den Schutz einer Gottheit bleiben dürfe, (Homer sagt: „Es bedürfen ja al-

---

*) Das heißt: die untere, mittlere und obere Saite der Lyra.

**) Plutarch in den Tischreden, 14. Frage des 9. Buches. — Pausanias im 29. Kapitel des 9. Buches.

le Menschen der Götter *)," so erhielt jede der **Neun**, die sich in drei Dreie theilen lassen, eine eigene Muse, von der sie gepflegt und vervollkommnet wird, als Vorsteherin. Dichter und Astronomen durften sich damals nicht beschweren, übergangen zu sein, da die Alten die Astronomie zur Geometrie, die Dichtkunst zur Musik gerechnet haben. — Nach und nach kamen die **neun Musen** — insbesondere zur Zeit der großen Völkerwanderung — ganz in Verfall, ja sogar in Lebensgefahr. Aus Furcht und Verzweiflung verwandelten sie sich in die **neun** Kegel, und die grausamen Rezensenten feuern unter sie mit hölzernen Kugeln." —

Alle Ziffern schwiegen nun; ich sollte bestimmen, welcher unter ihnen der Vorrang gebühre. Ich sann lange hin und her; da ich aber mit mir selbst eben so wenig einig werden konnte, als die Ziffern es unter sich waren, so erklärte ich ihnen kurz, daß mich der ganze Rangstreit nichts angehe: sie würden am besten thun, einen Vergleich einzugehen. Mit diesem Vorschlag hatte ich aber nur Öl ins Feuer gegossen; denn die Ziffern fielen nun ganz wüthend über einander her, und es entstand eine Zifferschlacht, die noch grimmiger war, als jene Bücherschlacht, welche Swift im Märchen von der Tonne beschrieben hat. Ich tappte mit der Hand auf das wilde Getümmel; da vereinigten sich alle, und kneipten mich in die Finger. Und so **erweckten** mich die Ziffer nun eben so, wie sie mich vorher **eingeschlä-**

*) 18. Vers im 3. Gesange der **Odyssee**.

f.e r t hatten. Ich fühlte aber sogleich die Gegenwart aller neun Ziffern, denn in dem Augenblicke, da ich die Augen öffnete, schlug meine Zimmeruhr die vier Viertel der siebenten Morgenstunde des ersten der 365 Tage des Jahres 1829, und der ganze Traum war Null.

Sprüche des armen Richards *).

Gott hilft denen, die sich selbst helfen.

Eine Regierung, welche von ihrem Volke den zehnten Theil seiner Zeit für sich in Anspruch nähme, würde man für despotisch erklären; der Müssiggang verlangt aber einen noch weit größeren Theil derselben. Die Trägheit verkürzt, Krankheiten bringend, sogar unser Leben. Sie verzehrt, gleich dem Roste, die Kraft schneller, als die Arbeit sie ermüdet. Ein gebrauchter Schlüssel behält immer seinen Glanz. Wie viel mehr Zeit als nöthig, spenden wir dem Schlafe! Wir vergessen, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe genug schlafen.

Verlorne Zeit wird nimmer gefunden, und es zeigt sich bald, daß dasjenige, was wir „Zeit genug" nennen, wenig genug ist.

---

*) Aus einer Vorrede Franklins zu einem alten pensilvanischen Almanache, betitelt: „Poor Richard improved."

Die Trägheit macht Alles schwer, die Thätigkeit Alles leicht. Wer spät aufsteht, muß den ganzen Tag schnell traben, und holt sein Geschäft doch kaum Nachts ein. Die Trägheit schleicht so langsam, daß ihr die Armuth bald nachkommt. Treibe dein Geschäft, damit das Geschäft dich nicht treibe! Früh zu Bette gehen und früh aufstehen, macht gesund, reich und weise.

Die Betriebsamkeit erspart sich das Wünschen. Wer von der Hoffnung lebt, wird Hungers sterben. Kein Gewinn ohne Mühe!

In des Arbeiters Haus kann der Hunger hineinschauen, aber nicht eintreten.

Die Betriebsamkeit zahlt Schulden, während die Verzweiflung sie mehrt.

Pflüge fleißig, indeß der Faule schläft, so wird dir's nie fehlen an Korn, zur Nahrung und zum Verkauf!

Ein Tag ist zwei: morgen! werth.

Die Katze mit Handschuhen fängt keine Maus.

Da du keiner Minute gewiß bist, so wirf keine Stunde weg!

Fliehe Vergnügungen, und sie werden dir folgen!

Muße und Müßiggang ist zweierlei.

Behalte deinen Laden, so behält dein Laden dich!

Willst du einen treuen Diener haben und einen, der dir gefällt, — so diene dir selbst!

Aus einer kleinen Nachlässigkeit kann großes Unglück entstehen. Weil ein Nagel fehlte, ging der Huf zu Grun-

de; weil das Pferd fehlte, ging der Reiter zu Grunde, da er vom Feinde eingeholt und getödtet wurde.

Eine fette Küche macht ein mageres Testament.

Weiber, Wein und Spiel machen den Reichthum klein und den Mangel groß.

Was ein einziges Laster kostet, davon könnten zwei Kinder leben.

Die Narren geben Feste, die Klugen genießen sie.

Aus Körnern werden Haufen. Ein kleiner Leck macht ein großes Schiff untergehen.

Kauf viel Unnöthiges, so wirst du bald das Nöthigste verkaufen müssen. Nur ein Narr vergeudet Geld, um sich die Reue zu kaufen.

Seide und Sammt löschen das Küchenfeuer aus.

Ein Bauer, der auf seinen Füßen steht, ist höher, als ein Edelmann, der auf den Knieen liegt.

Wer aus dem Mehlkasten nur herausnimmt und nichts hineinlegt, kommt bald auf den Boden.

Wenn der Brunnen trocken ist, dann erkennt man den Werth des Wassers.

Willst du den Werth des Geldes kennen lernen, so geh' borgen! Borgen macht Sorgen.

Ehe du auf die Vergnügungen hinschaust, sieh deinen Beutel an!

Der Stolz ist ein so ungestümer Bettler, als der Mangel, und noch kecker.

Hast du ein schönes Ding gekauft, so mußt du noch zehn andere schöne Dinge kaufen, die das erste verlangt,

damit Alles zusammenpaßt. Es ist leichter, den ersten Wunsch zu unterdrücken, als allen nachfolgenden Genüge zu leisten.

Der Hochmuth frühstückt mit dem Überfluß, speist Mittags mit der Armuth, und Abends mit der Schande.

Die Lüge reitet auf dem Rücken des Schuldenmachers.

Die Armuth raubt dem Menschen oft Geist und Tugend. Ein leerer Sack kann nicht aufrecht stehen.

Die Gläubiger haben ein besseres Gedächtniß als die Schuldner.

Die Gläubiger sind abergläubische Leute; sie halten viel auf gewisse Tage und Zeiten.

Sorge für dein Alter und gegen den Mangel! Die Morgensonne dauert nicht den ganzen Tag.

Es ist leichter, zwei Rauchfänge zu bauen, als einen in der Feuerung zu erhalten.

Es ist besser, hungrig zu Bette gehen, als mit Schulden aufstehen.

Erfahrung ist die theuerste Schule, aber auch die beste; nur der vollkommene Narr lernt sogar in dieser Schule nichts.

Man kann den Leuten wohl guten Rath geben, aber nicht die Gabe, ihn zu befolgen.

Aprilflocken und Thautropfen.

Gewohnheiten des Eigensinns sind petrifizirte Gedanken und Empfindungen.

Die Phantasie ist der Liebe das, was das Gas dem Luftballon ist, den es von der Erde emporhebt.

Was man gerne thut, dafür findet man immer einen Grund, oft sogar tausend und einen.

Viele bauen ihren Lebensplan, wie das Kind ein Kartenhaus, aber — ein Stoß, ein Hauch, und das ganze Gebäude fällt zusammen.

Viele kleine Uebel sind schwerer zu ertragen, als ein großes. So duldet und übersteht der Mensch eine schwere Krankheit leichter als hundert Gebrechen und Kränklichkeiten.

Falsche Zähne will ich den Leuten gerne erlauben, aber nur keine falschen Zungen.

Man braucht sich eben nicht sehr zu wundern, wenn so Manches im Menschen versteinert wird, ist doch sein irdisches Dasein zwischen zwei Steine eingeklemmt, den Taufstein und den Grabstein.

Das Meiste und das Beste von dem, was wir wissen, haben wir erworben, ohne es zu wissen. Wir können uns z. B. erinnern, wie wir Lesen und Schreiben gelernt haben, keineswegs aber, wie wir sprechen, Farben und Töne unterscheiden, Lieben oder Haßen lernten, u. s. w. Die Unschuld der Kindheit gleicht der Magie des glühenden und doch so schönen Morgenrothes. Offenheit ist des Kindes Element, mit dem ersten Gedanken, welchen ein Kind vorsätzlich verbirgt, hört die Unschuldswelt der Kindheit auf.

Das alte Sprüchwort in Beziehung auf Feuer und Wasser: „Ein guter Diener aber ein böser Herr", läßt

sich eben so gut auf die Phantasie und auf die Leidenschaften anwenden.

Manche Übel und Leiden gleichen dem schlechten Wetter; Anfangs scheinen sie unerträglich zu sein, endlich gewöhnt man sich daran.

Die Lebensgeschichte der Menschen zerfällt gewöhnlich in drei Haupttheile, ihre Thorheiten, ihre Freuden, und ihr Glück oder Unglück.

Die Eifersucht muß tragisch sein, sonst wird sie lächerlich.

Unsere Schwächen bringen uns mehr Nachtheil, als unsere Fehler.

Ein zu ängstliches Bestreben, Andern eine gute Meinung von uns beizubringen, verleitet uns oft zu Unwahrheiten und Albernheiten.

Die Jugend pflegt ihre Wünsche zu Hoffnungen zu steigern, und jede Hoffnung zur Gewißheit. Hoffnung ist der Prophet, dem sie blindlings glaubt, die Klugheit aber eine Kassandra, deren wahrste Vorsehungen bei ihr kein Gehör finden.

Die Wahrheit braucht lange, bis sie Eingang findet; nichts auf der Welt verbreitet sich aber so schnell, als Lügen und Geheimnisse.

Freuden der Gegenwart werden sehr oft mit künftigen Leiden bezahlt.

Man tadelt die Menschen oft, daß sie ihre Mitbrüder vergessen. Ach! sie vergessen sich selber noch viel öfter.

Das Reden ist in zwei Fällen eine üble Sache, näm-

lich: wenn man Alles sagt, was man sich denkt, und wenn man stets anders spricht, als man denkt. Wer hier die Klugheit mit der Ehrlichkeit vereinigen will, vergesse nie den Spruch: Silbern strömt die Rede vom Munde, aber Schweigen ist köstliches Gold!

Je mehr bei zunehmender Verfeinerung eines Volkes die Tugend verloren geht, desto ängstlicher hält man auf die Beobachtung des äußern Anstandes.

Die schriftstellerische Mittelmäßigkeit bleibt sich immer gleich; desto wechselreicher ist die Genialität, in deren Werken man nicht selten die entzückendsten Schönheiten neben der flachsten Trivialität findet. Der größte Fehler mancher Schriftsteller ist — der, daß sie keinen haben. Je mehr große Schönheiten in einem Buche, um so mehr große Fehler auch. Ein Werk ohne Fehler ist gewiß kein geniales. Sehr händereiche Schriftsteller verfallen oft in einen gewissen Mechanismus, wobei Alles zur Sprache wird, und schöne Worte die Stelle der Ideen vertreten. Die spätern Werke solcher Schriftsteller gleichen dann Blumen, die schön für das Auge sind, aber ohne Duft.

Manche Menschen wissen mehr als sie sagen; andere sagen mehr als sie wissen.

Soll eine Schmeichelei gute Wirkung thun, so muß sie, gleich der rothen Schminke, nicht zu stark aufgetragen sein.

Die Träume.

Träume, die unsern Schlaf besuchen, sind transparente Mondscheingemälde unserer Seele, aber die — gewiß nur sehr wenigen Menschen unbekannten Träume im wachen Zustande kommen mir vor, wie Nachtlichter, die am Tage brennen.

Auch der Fremdeste, der uns seine gewöhnlichen Träume erzählt, schließt uns sein Innerstes auf, selbst ohne es zu wollen. Die Träume eines Menschen können uns wirklich als seine Temperamentsmesser dienen. Der Leidenschaftliche erhält seine Träume stets aus dem Gebiete der nächsten Vergangenheit und der fernsten Zukunft, der ruhige umgekehrt, aus der nächsten Zukunft und aus der fernsten Vergangenheit der Kindheit.

Die Unschuld im Leben hat unter ihren unendlichen Herrlichkeiten auch diese, daß sogar ihre Träume unschuldig sind, wogegen die Träume des Schuldbelasteten vielleicht von allen seinen Quälgeistern die schrecklichsten sind.

Ernst und Scherz großer Gelehrten.

Mehrere der gründlichsten Gelehrten, deren Ruhm so groß ist, daß selbst diejenigen daran glauben, die ihre Werke gar nicht kennen und auch nicht kennen zu lernen verlan-

gen, haben sich von ihren anstrengenden Geistesarbeiten dadurch zu erholen gesucht, daß sie scherzhafte Lobreden auf werthlose oder geringfügige Gegenstände verfaßten. So z. B. wird erzählt, daß Pierius Valerianus ein Lob des Bartes, ein anderer Gelehrter ein Lob der Perrücken, Holstein ein Lob des Nordwindes, Heinsius ein Lob des Esels, Erasmus das Lob der Thorheit, Sallengre das Lob der Trunkenheit, Sinesius ein Lob der Glatze u. s. w. geschrieben haben.

Etwas vom Alter der Porträte und von der Eitelkeit des Porträtirens.

Die Römer liebten *Porträte* großer Männer, das ist bekannt; von der eigentlichen Beschaffenheit derselben weiß man aber nichts Bestimmtes. Vermuthlich bestanden diese Abbildungen in bloßen Umrissen. Atticus, Cicero's geistreicher Freund, und Varo, der gele hrte Polyhistor schrieben Biographien ausgezeichneter Männer, und jeder derselben schmückte sein Werk mit Bildnissen. Plinius, der Naturforscher, nennt diese Werke ein Schauspiel für Götter *). Der Dichter Martialis besaß einen Band von Virgils Gedichten mit dem Porträt des Dichters, worauf er folgendes Sinngedicht machte:

*) Im 35. Buche seiner Naturgeschichte.



Quam brevis immensum cepit membrana Maronem!
Ipsius vultus prima tabella gerit *).

Manche Menschen ohne alle Verdienste lassen sich häufig porträtiren, manche verdienstvolle sträuben sich dagegen. Bei jenen ist gewöhnlich eine übermäßige Eitelkeit die Triebfeder, bei diesen eine falsche Bescheidenheit oder zu viel Stolz. Als Montesquieu einem Künstler nicht sitzen wollte, bewog dieser ihn endlich nur dadurch zur Willfährigkeit, daß er ihm sagte: „Glauben Sie nicht, daß Ihre Weigerung mehr Stolz verräth, als die Gewährung meiner Bitte?"

Die glücklichen Nachahmer.

Manchen Halbdichtern ist es gelungen, sich in den Geist großer Originaldichter so hineinzustudiren, daß sie die Dichtungsweise derselben mit Glück nachahmten. Man denke z. B. an so manche Nachahmer Anakreon's, Ossian's, Ariost's, Shakespeare's, Klopstock's, Göthe's, Schiller's ꝛc. Auf jene paßt die Antwort, welche König Philipp von Macedonien einem Kunstmanne gab, der sich rühmte, den Gesang der Nachtigall auf die täuschendste Weise nachmachen zu können. Philipp erwiederte lächelnd: „Mag sein! Ich gebe aber dennoch der Nachtigall selbst den Vorzug."

Eine sonderbare Erscheinung bleibt es, daß die griechischen und römischen Dichter der Nachtigall und andern Singvögeln, deren Gesang die neuern Dichter nicht genug

*) Das 186. Sinngedicht des 14. Buches.

preisen können, so wenig Aufmerksamkeit schenken. Sangen diese Vögel damals noch nicht so schön wie späterhin, oder fehlte es den Dichtern an Empfänglichkeit für solchen Gesang, oder -- an Sentimentalität? — Catull schrieb wohl ein Liedchen auf einen Sperling; ich kenne aber kein Gedicht jener Zeit auf eine Nachtigall.

Die Wichtigkeit und Kunst des Essens.

So widersprechend auch die Lebensansichten der unzähligen Bewohner dieser Erde, und so verschieden auch ihre Meinungen in den meisten Dingen sind, so herrscht doch unter ihnen die größte Übereinstimmung wenigstens in Einem Punkte, nämlich in der allgemeinen Überzeugung von der Nothwendigkeit und Wichtigkeit des Essens. Der Choleriker und der Phlegmatiker, der Sanguiniker und der Melancholiker, der Robuste wie der Schwächling, das schöne Geschlecht wie das starke, der tapferste Held wie der friedfertigste Gelehrte, der beweglichste Tagelöhner wie der sitzende Manufakturant, der spirituellste Dichter wie der materiellste Bierbräuer, das Kind, welches den Löffel noch nicht, und der Greis, der ihn nicht mehr halten kann, die Vornehmsten und Reichsten, so wie die Geringsten und Ärmsten aller Stände und Klassen, sie theilen die Überzeugung, wie nothwendig und wichtig das Essen sei, nicht nur deshalb, weil es ein Hauptbe-

dingniß des Lebens ist, conditio sine qua non, sondern weil von der Quantität und Qualität der genossenen Nahrungsmittel, dann von der Art und Weise, wie sie zubereitet und genossen werden, die Beschaffenheit unseres körperlichen Zustandes, und dadurch auch die unsers moralischen und geistigen, mehr oder weniger abhängt.

Bei dieser so einleuchtenden und so allgemein anerkannten Wahrheit darf man sich wohl nicht wundern, wenn wir in der großen Kunst und Wissenschaft des Essens, mehr als in jeder andern, so viele ausgezeichnete Virtuosen, so viele eminente Genies finden, und wenn viele Menschen alles Mögliche anwenden, um ihrer Kunst einen brillanten Spielraum zu verschaffen, mithin splendider Mahlzeiten theilhaftig zu werden und den Speisegenuß auf den höchsten Grad zu potenziren suchen. Eine reichbesetzte Tafel ist der Vereinigungspunkt, an dem sich Trojaner und Griechen, Haß und Groll vergessend, in freundschaftlicher Harmonie zusammen finden, denn das nährende Essen ist das Alpha und Omega aller Existenz von der Wiege bis an's Todtenbett.

Für den großen Zweck des Essens ist daher auf eine besondere Weise zweifach gesorgt, indem fürs Erste alma mater, die mütterlich nährende Natur, dem Menschen im Thier- und Pflanzenreiche, wohin er seine Augen wendet, überall die mannigfaltigsten Nahrungsmittel gehen, schwimmen, fliegen, an allen Bäumen und Sträuchen wachsen, und aus der Erde hervortreten läßt.

Ein zweiter mächtiger Beweis der allwaltenden Fürsor-

ge für das Essen zeigt sich in der kunstreichen Einrichtung und Verbindung der menschlichen Zermalmungs-, Verschlingungs- und Verdauungswerkzeuge, welche den großen Boerhaave zu dem Ausrufe der Bewunderung bewog: **Tam operosa fit arte deglutitio! tot conspirantes organorum adeo multiplicium et concurrentium actiones huc requiruntur!**

Das Essen ist ein Schauspiel, welches, um einen erfreulichen Ausgang zu erhalten, in drei Acte abgetheilt sein muß: 1. Act: das gesunde Mundwerk; 2. Act: die glückliche Reise nach dem Magen; 3. Act: die gute Verdauung.

In der Exposition des 1. Actes werden die Speisen von den Zähnen gekaut und zermalmt, wobei sehr viel von der Gesundheit der Zähne abhängt, weil schlechte Zähne nicht nur schlecht zermalmen, sondern auch von schlechten Säften im Munde begleitet sind. Beides erschwert die Verdauung, welche schon durch die Zunge vorbereitet wird, die, versehen mit vielen Muskeln und mit einer Menge von Nerven, Gefäßen und Geschmackswärzchen, aus feinen Gefäß- und Nervenenden bestehend, erweichende Säfte absondert, die Speisen zwischen die Zähne bringt und in die Speiseröhre leitet, wobei der Mensch, wenn nicht der sich schnell schließende Kehldeckel wäre, bei jedem Bissen, den er hinabschluckt, ersticken könnte. Hat die so bereitete, mit Speichel vermengte Speise die Reise in das Innere von Afrika angetreten und die Meerenge von Gibraltar, den Schlund, passirt, so begegnet sie auf ihrem Wege nach dem Magen vielen Drüsen, welche sie durch das Absondern von Feuchtigkeiten schlüpfrig machen, und ihr die Bewegung nach

ihrem Ziele erleichtern. Ist sie endlich, zu Anfang des dritten Actes, im Magen eingetroffen, so werden die Nahrungsstoffe, durch die Bewegung des Magens und durch die in demselben befindliche Flüssigkeit, den Magensaft, aufgelöset, von den gröbern, zur Nahrung unbrauchbaren Theilen geschieden und in den sogenannten Speisebrei verwandelt, woraus dann der eigentliche nährende Milch- oder Lebenssaft (Chylus) erzeugt wird.

Dieser Chylus wird nachher in das eigentliche rothe Blut (Cruor) sublimirt, welches alle Theile des Körpers durchströmt, und die für seine Erhaltung und sein wachsendes Gedeihen erforderlichen frischen Nahrungssäfte absetzt.

Es scheint hiernach beinahe, daß jeder Mensch, um ein vernünftiger und doch tüchtiger Esser sein zu können, ein Arzt oder Anatom sein sollte, und daß ein Arzt sich durch das Essen nie verderben könne, weil er das Verdauungsgeschäft am besten verstehen muß. Die Ärzte gehören auch größtentheils in die Rubrik der stärkern Esser, und müssen wohl gleichsam ex officio gute Mägen haben, nicht nur, um die Bewirthung der durch ihre gute Behandlung glücklich Genesenen, sondern auch um die Vorwürfe der nicht glücklich Behandelten oder nicht Genesenden gehörig verdauen zu können. Für die letztere Unannehmlichkeit werden sie aber durch gewisse Herren und Damen entschädigt, deren einziges und ausschließendes Hauptgeschäft darin besteht, dem Gaumen, dem Schlunde, dem Magen und dem Bauche zu fröhnen, daher diese lebendigen Speisekammern, diese wandelnden Fasanengräber, Austergrüfte, Tortenpyrami-

den, Pastetenarchive, Ragoutsmausoleen 2c. ohne Ärzte und Arzeneimittel nicht bestehen können, weil sie nie daran denken, daß jeder Bissen zu viel ein Stoff zur Unverdaulichkeit, jede Unverdaulichkeit die Veranlassung zu einer Krankheit, und jede Krankheit ein Wegweiser zum Grabe ist.

Wer keinen guten Magen und keinen gesunden Appetit hat, wird sich in der Regel keines hohen Alters erfreuen; denn genügende und wohlverdaute Nahrungsmittel geben Gesundheit, Körperkraft, Geistesheiterkeit und langes Leben. Ganze Nationen, besonders die erobernden, sind als tüchtige Esser bekannt; der ungeheure Speisenluxus der reichen Römer ist bekannt, wie ihre Eroberungen; die Schwelger Crassus, Lucullus, Marcus Antonius, M. Gabius Apicius 2c. haben sich unsterblich gemacht, und Cölius Apicius steht mit seinem römischen Kochbuche (**de arte coquinaria**) in der Reihe der Klassiker. Eben so weiß man, daß auch das gemeine römische Volk sich Alles gefallen ließ, wenn man es nur gut sättigte. Die Worte: „**Panem et Circenses**“ floriren als vielbenütztes Sprüchlein. Wer dieses Volk am besten fütterte, der war auch der größte Staatsmann und Feldherr. Die Gladiatoren wurden sehr kräftig gemästet. Unsere deutschen Vorfahren aßen zwar einfach, aber tüchtig, ohne deshalb das Trinken zu vernachlässigen. Die französischen Leckerbissen der raffinirtesten Gaumenkunst sind weltberühmt, und die Franzosen huldigen der Göttin Mode selbst beim Essen so sehr, daß selbst der **boeuf à la mode** erscheinen muß. Die bairische, böhmische und Wiener Koch-

erwerben haben, nicht selten empfindlich für irgend eine, selbst scheinbare Vernachlässigung oder Zurücksetzung.

Wer nicht alle jene Eigenschaften besitzt, wird nie ein vielgesuchter Hauptgast werden, dessen sich wohlhabende Leute gleichsam als eines Lockvogels bedienen, um andere Gäste an ihre Tafel zu ziehen. Der Aermste muß sich dann gefallen lassen, entweder vom eigenen Fett und auf eigene Kosten zu zehren, oder sich wenigstens mit frugalen Mahlzeiten und unansehnlichen Tischgenossen zu begnügen. Schreibt indessen ein moderner Plutarch etwa einmal Tischgespräche, so kann dem Unglücklichen, wenn er sie fleißig studirt, vielleicht doch einige Hoffnung blühen, sich zu Luxustafeln aufzuschwingen. Sollte ihn aber der Name des ernsthaften alten Griechen von der Lektüre philosophischer Schriften abschrecken, so will ich ihn dazu ermuthigen, indem ich ihm sub rosa vertraue, daß eben dieser weise Plutarch, seiner Weisheit unbeschadet, der Wichtigkeit des Essens die feurigste Lobrede hält, welche hier auch der meinigen die Krone aufsetzen soll und also lautet:

„Hebt man die Nahrung auf, so werden auch zugleich alle Altäre der Götter der Freundschaft und des Gastrechtes aufgehoben. Thales sagt, das ganze Weltgebäude würde in Verwirrung gerathen, wenn man die Erde daraus wegnehmen wollte; eben so würde auch jenes das Ende aller häuslichen Gesellschaft sein. Mit dem Tische müßten zugleich das der Vesta geheiligte Feuer, der Herd, die Becher, die Gastmahle, die Gastrechte, die ersten und nothwendigsten Bande der gegenseitigen Liebe, mit einem Worte, das ganze

So viel Werth und Wichtigkeit hat das Eßwesen für den Reichen, dessen Tafel mit Gold- und Silber-Service prangt, wie für den Bettler, der seine Suppe auf einem gebrochenen Stuhl, sein trockenes Brot auf einem Steine sitzend verzehrt, für den Gourmand, der in den Salons der üppigsten Gasthöfe speis't, wie für den gemeinsten Tagelöhner, der sein karges Mahl in der gemeinsten Kneippe zu sich nimmt, wo der eiserne Leuchter sammt der Lichtscheere mit einem Kettlein an den löcherigen Tisch befestigt ist! Gute Nahrung erhält ja nicht nur dem Menschen Gesundheit und Kräfte, sie stärkt auch Manchen das Gedächtniß so, daß sie nach Wochen, Monaten und Jahren noch alle bei einem großen Gastmahle aufgesetzten Gerichte in der genauesten Ordnung ihres Erscheinens, die vorzüglichsten Nationalspeisen in allen Ländern und Städten, ja alle Gasthöfe und alle Privathäuser, wo man gut bewirthet wird, so genau anzugeben wissen, wie Homer alle Schiffe vor Troja, Tasso alle Helden und Völker vor Jerusalem.

Wir finden wirklich viele Menschen, die sich selbst mehr oder weniger achten, je nachdem sie besser oder schlechter gespeist haben. Mancher, der an frugalen Tagen die Bescheidenheit selbst, und beinahe demüthig ist, trägt nach dem Genuße eines splendiden Mahles die Nase hoch, wird sogar arrogant, keck und absprechend. Manche Menschen sind vor dem Mittagsmahle viel zugänglicher und humaner als nach demselben. Mancher setzt sich sehr artig zu Tische und steht insolent auf.

Mag nun auch hie und da ein griesgrämischer Siech-

schen Alterthums, die Lenkerin sowohl der guten als der bösen Schicksale des Menschen. Es läßt sich daraus erklären, warum es so oft geschieht, daß das Glück manche Menschen unglücklich macht, weil sie es nicht ertragen können, wogegen durch das Unglück so viele Menschen, die sich von demselben nicht zermalmen lassen, zuerst glücksfähig, dann glücklich werden. Das Unglück führt uns oft auf einem sehr rauhen Wege, voll von Steinen und Dorngesträuchen, zum Tempel des Glückes; es züchtigt uns aber auch für die Verbrechen, die wir im Tempel des Glückes begingen. Viele Unglückliche sind glücklich geworden, allein viel größer ist die Zahl der Glücklichen, die unglücklich wurden. Der Verlust des Glückes fällt uns aber um so schwerer, ist uns um so schmerzlicher, weil derselbe gewöhnlich — mehr oder weniger — die Folge unserer Thorheit oder Schuld, folglich unser eigenes Werk ist. Unsere unvernünftigen oder schlechten Handlungen sind die dichten schwarzen Wolken, welche sich vor die Sonne stellen und zerstörende Gewitter bringen. Heil dem Menschen, den solche Todesstürme noch zu reinigen vermögen, wie die Atmosphäre!

Die Vorwelt erschöpfte sich in Huldigungen, welche sie dem Glücke darbrachte. Ein tiefer Sinn liegt in dem orphischen Mythos, in welchem Fortuna als eines und dasselbe Wesen mit der unterirdischen Göttin Hekate erscheint. So wie sich die Macht der Letzteren über die Unterwelt erstreckt, eben so vermag uns die Erstere in den Abgrund zu ziehen.

Sehr wahr und treffend finde ich die Abbildung dieser

dreigestaltigen Hekate *) als drei mit dem Rücken zusammengefügte Figuren, welche das gute und böse Glück in ihrem vollen Umfange bedeutungsvoll darstellen. Eine dieser drei Figuren trägt einen halben Mond (Ruhe und sanfte Heiterkeit) auf dem Haupte. Ueber dem Halbmonde sieht man Blumen, die Sinnbilder der Freude. In jeder Hand hält sie eine Fackel; das Glück erleuchtet uns ja die Lebensjahre und bestrahlt nicht nur den Glücklichen, sondern auch Alles, was ihn umgibt. Die Flammen derselben können aber auch ein wildes Feuer entzünden, und die Fackeln der Lust werden Todesfackeln.

Das Haupt der zweiten Figur bedeckt eine phrygische Mütze. Die aus dem Rande derselben hervorkommenden Strahlen bilden ein Diadem. Umgibt nicht ein eigener Nimbus das Haupt des Glücklichen, der ihn den Nicht-Glücklichen als einen Verklärten, als ein Wesen höherer Art erscheinen läßt? — Sein Licht fällt sogar auf Jeden, der in seiner Nähe stehen darf. Leider verwandeln sich aber jene Strahlen nicht selten in Blitze, die dem Strahlenden selbst so verderblich werden als dem Bestrahlten. — In der einen Hand hält diese Figur ein Schwert, in der anderen eine Schlange. Deutet das Schwert nicht auf den Uebermuth des Glücklichen, der ihn zu mancher gewaltthätigen Handlung verleitet und endlich ihn selbst einem gewaltsamen Tode entgegen führt? Und wer weiß es nicht, daß die giftige Schlange gern unter Blumen lauert?

*) Man sehe Montfaucon's: L'antiquité explicée 1. Bd.

Das Haupt der dritten Figur ist mit Lorbeerzweigen bekränzt. Fortuna krönt den siegreichen Helden, den unsterblichen Künstler. — In der rechten Hand trägt sie einen Schlüssel; das heißt: ihr Geld öffnet dem Lieblinge alle Thüren und Thore. Die linke Hand hält einen Strick — das Zeichen der Schmach! Wie Viele führte das Glück an den Pranger! wie Viele zum Strange!

Die Römer zeigten sich dem Glücke, dem sie so viel zu verdanken hatten, höchst dankbar; sie behaupteten sogar, Fortuna habe sich, nachdem sie, ohne irgendwo zu verweilen, die ganze Erde durchflogen, endlich auf dem palatinischen Hügel niedergelassen, wo sie ihre Flügel ablegte, um für immer in Rom zu residiren. Man ersieht daraus, daß auch die flatterhafteste Person noch recht standhaft und solid werden kann, wie denn manche junge Herren und ältliche Fräulein, wenn sie ausgetobt, ausgeschwärmt und ausgetanzt haben, endlich recht gute und solide Ehepaare geben! In der Stadt Antium hatte die Fortuna einen prächtigen Tempel, in dem man die beiden Statuen derselben als Orakel befragte; und mit vollem Rechte! War denn nicht das Glück von jeher das Orakel der Welt?

In Rom selbst hatte Fortuna nicht weniger als siebenundzwanzig Tempel; und da es so vielgestaltig und so wandelbar erschien, so erhielt es bei den Römern auch viele Beinamen, wie z. B. das bärtige Glück, das kurzdauernde, das eintägige, das zweifelhafte, das böse, das männliche, das jungfräuliche, das weibliche, dessen Statue ihre weibliche Natur augenblicklich dadurch bewährte, daß sie,

in Rom kaum aufgestellt, sogleich zu sprechen anfing; ferner das willfährige Glück, das Glück der Erstgeburt, das Staatsglück, das wiederkehrende, das Glück der guten Hoffnung, das Unfall verhütende, das starke, mächtige u. s. w. *). So viele Beinamen Fortuna erhielt, eben so vielfältig sind auch ihre Abbildungen. Sie erscheint, um ihre Flüchtigkeit anzudeuten, bald geflügelt, bald ohne Flügel, oder auf ein dahin rollendes Rad gestützt, oder auf einer Kugel sitzend oder stehend, bald mit verbundenen Augen, ihre Gaben blindlings austheilend, bald als Schätzespenderin mit einem Füllhorn, bald als Weltbeherrscherin mit einer Weltkugel. Sie trägt auch den Gott des Reichthums (Plutus) als Säugling auf den Armen; auch findet man sie mit zwei Steuerrudern abgebildet, mit denen sie den Nachen des guten oder des widrigen Geschickes lenkt.

Die Römer, ungeachtet sie sich brüsteten, daß Fortuna bei ihnen zu Hause sei und gleichsam das Bürgerrecht habe, glaubten sogar an ein schlafendes Glück. Bei dem Fensterthor **) in Rom befand sich das sogenannte Schlafzimmer der Glücksgöttin. Leider ist es nur zu wahr, daß das Glück, wenn das Verdienst auf dasselbe wartet, oft mit den Siebenschläfern wetteifert und von der Schlaf-

---

*) Fortuna barbata, brevis, hujus diei, dubia, mala, virilis, muliebris, virgo, obsequens und blanda, primigenita, publica, redux, bonae spei, averunca, fortis etc.

**) Porta fenestrella oder fenestralis.

sucht und dem Starrkrampfe befallen zu sein scheint, wogegen es manchen Unwürdigen im Schlafe besucht, wie Luna den Endymion, und Andern gar als **Fortuna viscata** *) erscheint, indem es seine Lieblinge so festhält, wie der Vogelleim die Vögel. Ungeachtet dessen wird jeder Mensch besser thun, auf sein Verdienst zu bauen als auf das Glück, eben weil jenes bleibend, dieses unstät und ein Kind des Zufalls ist. Das ungünstige Glück kann uns in Noth und Elend versinken lassen, es kann aber nicht den Rechtlichen zum Schurken, den Vernünftigen zum Narren, den Muthigen zur Memme machen u. s. w. Das Glück ist die Feuerprobe, die so Wenige unversehrt bestehen; es versetzt Viele in den Zustand jener schweren Krankheiten, worin der gefährlich Kranke gesund zu sein glaubt. Das Glück gleicht jenen Giftarten, die nur ein gesunder Mensch ohne Schaden berühren und bei sich tragen kann; nähert sich aber denselben ein Mensch mit Wunden und Geschwüren, so werden sie ihm tödtlich, weil sie sogleich in diese eindringen.

Das Glück hat aber eine besonders starke Neigung, sich in Alles zu mengen; da, wo es nicht als stabiler Schauspieler auftreten kann, will es wenigstens Gastrollen spielen; kommt es nicht dazu, Heldengedichte und Schauspiele zu schreiben, so spuckt es wenigstens in Zeitschriften und Taschenbüchern, und vertheilt auf den Jahrmärkten seine Gaben an solche Menschlein, die von denselben keinen rech-

---

*) Von dem Worte viscum, Vogelleim.

ten Gebrauch zu machen verstehen, während Andere gar nichts Besseres zu thun wissen, als die Geberin sammt ihren Gaben eiligst zum Fenster hinauszuwerfen, indessen Andere Beide hinter Schloß und Riegel versperren. Wenige verstehen es, sich des Glückes würdig zu machen, noch Wenigere wissen es recht zu genießen, noch Wenigere es festzuhalten. Das blinde Glück ist, leider! zugleich der Wegweiser der eben so blinden Menschen.

Der beste Dienst, welchen das Glück einem Menschen leisten kann, besteht nicht darin, daß es ihm die höchsten Güter der Erde gibt, sondern daß es ihm die Fähigkeit verleiht, sich jene Güter auf rechtliche und edle Weise selbst zu erwerben. Es muß ihm gleichsam bei seinen Untersuchungen die Hand bieten. So z. B. sind zwei Ärzte oft gleich geschickt, gleich eifrig in ihrem Berufe, aber — der Eine ist ein glücklicher Arzt, die meisten seiner Kranken genesen; dem Andern sterben die meisten, er hat kein Glück! Große Dichter und große Maler sind Kinder des Glückes; sie wissen oft selbst nicht, wie es geschah, daß sie so viel Schönes und Herrliches schufen, und derjenige, der sich ihrer himmlischen Schöpfungen erfreut, ruft in seinem Entzücken aus: „Welche glückliche Idee! welche glücklichen Züge! —

Der Maler Protagoras malte einen Hund, der, von Müdigkeit erschöpft, keuchend da lag. Zeichnung und Colorit war trefflich; nur der Schaum an der Schnauze wollte, ungeachtet aller darauf verwendeten Mühe, nicht gelingen. Der erzürnte Künstler ergreift einen Schwamm, mit

dem er die Farben abzuwischen pflegt, und wirft ihn auf das Gemälde, um es zu vertilgen. Der Schwamm trifft die Schnauze, und siehe da! was aller Kunst nicht gelang, das that der glückliche Wurf.

Zu bedauern ist der größte Feldherr, wenn er kein Glück hat, denn die durchdachtesten Operationen und Plane mißlingen ohne dasselbe. Sylla erhielt den Beinamen des Glücklichen. Plutarch schrieb lange Abhandlungen über das Glück des großen Alexander und über das Glück der Römer. Cäsar rief dem zitternden Schiffer im Sturme zu: „Du führst den Cäsar und sein Glück!" — Bekannt ist das Mährchen vom Fortunat, dem Schooßkinde des Glückes, dem Alles gelingt, während Andern Alles mißlingt. Das Leben eines solchen Glückskindes ist ein ununterbrochenes Wunder. Jason von Pherä, dem das Leben, wegen eines für unheilbar erklärten Geschwüres in der Brust, verhaßt war, stürzte sich, den Tod suchend, in das dichteste Schlachtgetümmel. Durch eine in die Brust erhaltene tiefe Wunde öffnet sich das Geschwür, er wird geheilt und gesund.

Ungeachtet aber die Macht des Glückes so groß ist, bleibt es doch gewiß, daß die Macht des Geistes noch größer ist. Das Glück liefert ihm eigentlich nur den Stoff; die Bearbeitung, die Bildung und der Gebrauch desselben ist sein Werk. Und so hängt unser Wohl und Weh in der Hauptsache nicht vom Glücke, sondern von uns selbst ab, und wir thun besser, nicht der Glücksgöttin, sondern unserm guten Genius zu huldigen. Ruhmwürdi-

ge Thaten ausüben, ist unser Werk, das Bekanntwerden und die Belohnung derselben, ist die Sache des Glücks. Wir sind wohl die Herren unserer Plane und Entwürfe, den guten Erfolg derselben krönt aber das Glück. Durchblättern wir die Annalen der Geschichte, so sehen wir, wie oft das Glück seine Hand im Spiele hat; wir finden aber auch nicht wenige Beispiele, daß — Tugend und Klugheit die Rolle des Glückes übernehmen, das Glück selbst aber das größte und gefährlichste aller Hazardspiele ist. Insbesondere dringt sich aber die Bemerkung auf, daß sich in unserm irdischen Treiben die meisten Dinge von selbst machen.

Das Glück äußert den wohlthätigsten Einfluß auf uns, wenn es kommt und wenn es scheidet. Anfangs nämlich macht es den Menschen gewöhnlich gut, edel und froh; verläßt es uns aber, dann sammeln wir die köstliche Erfahrung, daß man die Welt und die Menschen nie besser kennen lernt, als bei einem Glückswechsel.

Unter allen Erdengütern wäre die Liebe allein im Stande, ein Surrogat des Glückes zu werden. Eine Liebe, die sich immer gleich bliebe, wäre allerdings im Stande, des Glückes zu entbehren; aber — wo findet man denn eine Liebe, die sich immer gleich bliebe? Und leider muß man bekennen, daß sogar die Liebe ohne Mittel nicht selten ein leerer Titel ist, und daß die schöne und mächtige Zauberin sich in der Länge der Zeit oft in eine abscheuliche Hexe verwandelt.

Das menschliche Leben erinnert mich, hinsichtlich des

Glückes, an die alte Eintheilung Arabiens. Zwei Theile dieses Landes (**Arabia deserta** und **Arabia petraea**) bestehen aus dürren Sandwüsten; das glückliche Arabien prangt zwar mit Gold und Edelsteinen; man bedient sich daselbst sogar der wohlriechendsten Gewürzbäume statt des Brennholzes, während die beiden erstern sogar an den gewöhnlichen Bäumen Mangel leiden; aber ach! dieses glückliche Arabien ist nur ein kleiner Theil des öden Ganzen, und dennoch bringen nur wenig Glückliche einen kleinen Theil des Lebens in diesem Diminutiv-Ländchen des glücklichen Lebens-Arabiens zu!

Anekdoten.

Ming-Vang, einer der Richter in der Unterwelt der Chinesen, sandte einen seiner dienstbaren Geister in die Oberwelt, ihm einen sehr geschickten Arzt zu holen. „Gib nur Acht," sagte er, „wenn du zu seinem Hause kommst. Siehst du vor dem Thor keine Schaar von wehklagenden Geistern, so bist du bei dem rechten Manne." — Der Abgesandte langte mit Anbruch der Nacht auf der Erde an, und durchwanderte die Stadt bis Mitternacht, fand aber vor jedem Hause, in dem ein Arzt wohnte, einen Schwarm von zürnenden, wehklagenden Geistern, die ihren Mörder verwünschten. Endlich kam er zu einem Hause, vor welchem nur eine einzige Schattengestalt seufzend und ächzend auf

und nieder schritt. Voll Freude rief das Gespenstlein aus: „Nun habe ich den rechten Mann gefunden!“ — Er fragte einen Vorübergehenden: „Der Arzt, der in diesem Hause wohnt, ist ohne Zweifel sehr geschickt und sehr berühmt? — „O nein!“ erwiederte der Gefragte, „er treibt sein Geschäft erst seit gestern.“

Einem Porträtmaler, der keine Kunden fand, gab ein guter Freund den Rath, sich und sein Weib, in zärtlicher Umarmung unter einem Baume sitzend, mit sprechender Ähnlichkeit zu malen und das Gemälde vor dem Hause aufzustellen, damit jeder Einwohner des Städtchens Beide sogleich erkennen und die Geschicklichkeit des Malers bewundern müsse. Der Künstler befolgte sogleich den guten Rath. Am ersten Tage der Kunstausstellung ging der Schwiegervater des hoffnungsvoll lauernden Künstlers an dem Hause vorüber, erblickte das Bild und fragte den Schwiegersohn, ob die hier konterfeite Schöne ein Ideal sei, oder ob sie der Wirklichkeit angehöre. Der Künstler rief ihm zürnend entgegen: „Wie! Unnatürlicher Vater! Ihr erkennt Eure eigene Tochter nicht?“ — Nun gerieth aber der Schwiegervater in Zorn und sagte: „Wie kommt Ihr aber zu der absurden Idee, meine Tochter in der Umarmung eines fremden Mannes zu malen?“

Ein übermüthiger reicher Spaßvogel that einem Geizigen den Antrag, er wolle ihm hundert Thaler geben, wenn er sich von ihm zu Tode prügeln lasse. Der Geizige dachte eine Weile nach und sagte dann: „Nein! das geht nicht.

Gebt mir aber fünfzig Thaler und prügelt mich halb zu Tode!"

Derselbe Geizhals wanderte einst mit seinem Sohne durch einen Wald. Ein Tiger sprang aus einem Gebüsche hervor, packte den Alten und sprang mit ihm davon. Der Sohn spannte flugs den Bogen und schoß dem Tiger einen Pfeil nach. Der Pfeil stack in der Seite; der Tiger ließ die Beute los und war todt. Die ersten Worte, welche der gerettete Filz dem Retter zürnend entgegen rief, waren: „Ungeschickter Knabe! Nun hat das schöne Fell durch den Pfeil ein Loch bekommen; wer wird es uns jetzt abkaufen?"

Die Lügner von Profession, so verächtlich sie an und für sich sind, werden doch ergetzliche Personen, wenn sie mit ihrem schnöden Gewerbe das Übertreiben und Aufschneiden verbinden. Diese Gabe pflegt vorzugsweise denjenigen eigen zu sein, die in der Welt viel herumgekommen sind. Besitzen sie dabei auch die gehörige Dosis Redseligkeit, so werden sie bald Meister in ihrer Kunst, und es fehlt ihnen nie an geneigten Zuhörern. Ein Sprichwort sagt: Wer aus der Ferne kommt, hat gut lügen. Wer jene Großhändler im Lügen bekämpfen will, muß es mit ihren eigenen Waffen thun; er muß ihre ärgsten Übertreibungen durch noch ärgere überbieten.

Den Sieg über alle andern Nationen, selbst über die Franzosen, haben auf diesem Felde die rühmlichst bekannten Gaskonier davon getragen.

Aus der Menge der Anekdoten, die man von solchen

Gaskonaden erzählt, will ich hier pour la bonne bouche nur ein Kleeblättchen mittheilen.

Zwei lustige Gesellen schlenderten einst behaglich in den Gässen von Straßburg umher. Als sie den Münster erblickten, betheuerte der Eine, die Schärfe seiner Sehkraft rühmend, daß er so eben auf der Spitze des Thurmes ein junges Mäuschen laufen sehe. „Nein!" sagte der Andere, „sehen kann ich sie nicht, aber ich höre, wie sie eben am Thurmknopfe nagt, und sich in dem Augenblick ein unendlich kleines Zähnchen bricht."

Noch mehr zu bewundern wäre das Auge desjenigen, der in Wien auf dem Stephansplatze stehend, eine Mücke auf der Thurmspitze gähnen zu sehen vermöchte.

Ein Reisender, der in allen Welttheilen zu Hause zu sein vorgab, erzählte als ein besonderes Naturspiel, er habe Kohlhäupter gesehen, die so hochstämmig und so ungeheuer groß und breit waren, daß unter jedem Blatt fünfzig Krieger kämpfen konnten, und die Feigen unter jedem Blatte noch so viel Raum zur Flucht fanden, daß die Verfolger sie nicht einholen konnten. Als der Erzähler geendet hatte, nahm einer der Zuhörer das Wort und sagte sehr gelassen: „Auch ich bin weit und breit herumgekommen, sogar bis zu den Grönländern und Feuerländern. Bei den Letztern sah ich mit nicht geringem Erstaunen dreihundert Schmiede, die an einem Kessel arbeiteten, dessen Kreis zu umgehen man mehr als drei Stunden brauchte." — „Aber," sagte der Erste, rasch einfallend, „wozu sollte denn dieser unsinnig ungeheure Kessel dienen?" — „Vermuthlich," er-

wiederte der Zweite, „um Ihren unsinnig ungeheuren Kohl darin zu kochen." — Jener sagte, etwas erboßt: „Sie werden mir doch glauben, daß ich in einem Seegefechte, dem ich als Volontair beiwohnte, auf einem feindlichen Schiffe dreihundert Mann getödtet habe?" — „Einer solchen Heldenthat," sagte der Andere mit der ruhigsten Haltung, „kann ich mich zwar nicht rühmen, als ich aber die Schweiz besuchte, machte ich die Bravour, durch einen Schornstein herabzugleiten, um bei festverschlossener Hausthür in das Zimmer eines Mädchens zu kommen, in welches ich sterblich verliebt war." — „Jammerschade!" schrie der Erste spottend, „daß es in der Schweiz keine Schornsteine gibt." — „Sie sind doch sehr ungefällig," erwiederte der Älpler; „ich lasse Sie ohne Widerrede dreihundert Mann auf einem Schiffe tödten, und Sie erlauben mir nicht einmal, durch einen Schornstein herabzugleiten, um ein hübsches Mädchen zu sehen!"

Zerstreute.

Ein evangelischer Landgeistlicher in England nahm Abends von seiner Auserwählten zärtlichen Abschied, nachdem mit Zustimmung der Braut und ihrer Ältern beschlossen worden war, daß am nächsten Vormittag um eilf Uhr die Trauung Statt haben sollte. Als der Bräutigam aber früh erwachte, gerieth er über die Schönheit des Morgens

in ein solches Entzücken, daß er die Braut und die Trauung vergaß, Fischangel und Netz ergriff, und nach einem entfernten Teich wanderte, wo er sich seiner Lieblingsunterhaltung, dem Fischfange, mit solchem Vergnügen überließ, daß er nicht eher aufhörte, als bis die Abenddämmerung und der Hunger ihn an die Rückkehr mahnten.

Im Hause der Brautältern stand indeß den ganzen Vormittag ein köstliches Gabelfrühstück bereit; die Hochzeitgäste versammelten sich, kein Bräutigam erschien. Die Mutter trippelte mit ängstlicher Ungeduld umher, der Vater brummte, die schneeweiß gekleidete Braut, das kunstreich gelockte Haar mit dem Myrthenkranze geschmückt, saß in steigender Verlegenheit und mit zunehmender Röthe nach Thür und Fenster blickend. Man schickte Boten nach dem Bräutigam: er war nicht zu Hause, auch wußte Niemand, wo er sei. Endlich — gegen sieben Uhr Abends — erschien er mit einem Netze voll köstlicher Fische. Die freudige Erwartung des Lobes, womit man ihn nun überströmen würde, glänzte in seinen Augen; er erstaunte daher nicht wenig, als er sich in seiner süßen Hoffnung getäuscht und mit Vorwürfen von allen Seiten überhäuft sah. Vergebens bat er um Verzeihung, vergebens bat er die Trauung am nächsten Tag zu feiern. Die unerbittliche Braut erklärte, keine Macht auf Erden werde sie bewegen, ihn zu heirathen. Der unglückliche Zerstreute mußte sammt seinen Fischen das Haus verlassen, mit dem Bedeuten, es nie wieder zu betreten. Daheim angelangt, übergab er die reiche Beute seiner Magd mit den Worten: „Warum hast

du mich denn nicht erinnert, daß heute mein Hochzeittag sein sollte?" —

Er wagte es nicht mehr, an eine Heirath zu denken, und starb als Junggeselle.

Eines Tages ging er in die Bude eines Optikers, um Augengläser zu kaufen. Nach langem Wählen erwischte er eine Brilleneinfassung von Schildkröte — doch ohne Gläser, setzte sie auf, und wollte bezahlen, indem er versicherte, er habe noch nie so vortreffliche Augengläser gehabt.

Er pflegte an Sonntagen, wo er in einem, eine Stunde entlegenen Dorfe predigte, zu reiten, ein Viertelstündchen, ehe er zum Orte kam, abzusteigen, den Zügel um den Arm geschlungen, das Pferd zu führen und seine Predigt zu überlesen, bis er an den Eingang des Kirchhofes kam, wo der ihn erwartende Sohn des Küsters das Pferd übernahm.

Eines Tages hatte er seinen Weg auf die gewöhnliche Weise zurückgelegt und stand endlich am Kirchhofthor stille.

Der Küsterknabe verbeugte sich und blieb stehen.

Pastor. Nimm das Pferd!

Knabe. Welches Pferd?

Pastor. Nu — meinen Braunen.

Knabe. Wo ist er denn?

Pastor. Hier.

Der Braun war aber nicht hier, denn er hatte sich, als dem leitenden Herrn unterwegs der Zügel vom Arm entschlüpfte, eigenmächtig beurlaubt.

„Soll ich ihm nachlaufen?" fragte der Junge, als

der Pastor sich von der Abwesenheit des Pferdes überzeugt hatte.

„O nein!" sagte dieser, „auf dem Rückwege werde ich ihn wohl finden."

Nicht weniger komische Züge von Zerstreutheit liefert ein englischer Landedelmann. Er besuchte eines Tages einen Freund in der Nachbarschaft, bei dem er auch das Mittagsmahl einnahm. Erst spät ritt er nach Hause. Die Nacht war dunkel; der Wind pfiff. Den Reiter befiel auf dem öden Wege die Furcht vor Räubern; er gab dem Pferde die Sporne. Plötzlich vernahm er hinter sich den Schall von Pferdehufen. Kein Zweifel! Ein Räuber verfolgte ihn. Er fiel vom Trabe in Galopp; der Verfolger gleichfalls. Je stärker er galoppirte, desto stärker galoppirte auch der ihm nachsetzende Feind. Endlich hatte er, ganz athemlos, sein Schloß erreicht. Sein Diener sprengte vorwärts, um das Thor öffnen zu lassen.

„Wer da?" rief der Edelmann.

„Ich," sagte der Diener.

„Welcher Ich?"

„Richard, der Reitknecht."

Nun war das Räthsel gelöset. Der zerstreute Edelmann hatte sich vor dem Hufschlag seines eigenen Reitknechtes gefürchtet, da er nicht mehr daran dachte, daß er einen Begleiter bei sich hatte.

Derselbe Edelmann pflegte auch laut zu denken.

Eines Tages besuchte ihn ein Bekannter, mit dem er lange sprach. Endlich verfiel er in seine Zerstreutheit, schaute

dem Besuchenden fest in die Augen, hielt ihn beim Knopfe, und sagte, was er blos zu denken glaubte: „Hm! Soll ich ihn zum Mittagmahle laden? Zwei Plätze sind noch leer; ich habe diesen Sommer zwei Mal bei ihm gespeiset; muß ihn doch laden." — Nun folgte eine kleine Pause, dann fuhr er fort: „Nein — ein andermal; er ist ein gar fataler Kopfhänger!" —

Der arme Kopfhänger stellte sich, als habe er diese Worte nicht gehört, da er merkte, daß der Sprechende das Gesagte nur zu denken glaubte.

Als jener Edelmann einst bei einer verwitweten Gräfin zu Gaste war, führte er sie am Arme zur Tafel, setzte sich aber selbst oben an, präsentirte ihr die Gerichte und legte ihr vor, schimpfte jedoch unaufhörlich über die schlechte Küche. „Der Koch müsse betrunken sein — ein elendes Essen — nichts zu genießen! — Die Verlegenheit der sich selbst und den Koch entschuldigenden Hausfrau endigte erst, als sich's aufklärte, daß der zerstreute Gast daheim zu speisen und seinen eigenen Koch zu tadeln glaubte.

Graf Brancas, welcher dem La Bruyère zu dem Charakterbilde des Zerstreuten viele Züge geliefert haben soll, las eines Tages sehr aufmerksam in einem Buche, als die Amme ihm sein Kind brachte. Er warf das Buch auf den Tisch und nahm das Kind auf den Arm. Während er mit demselben tändelte, wurde ihm ein wichtiger Besuch gemeldet. Der Zerstreute vergaß darüber das Kind, glaubte noch das Buch in den Händen zu haben, und warf das schreiende kleine Wesen auf den Tisch.

Der französische Dichter **La Fontaine** hatte zwar dem Leichenbegängnisse eines seiner Freunde beigewohnt, dessen ungeachtet aber ging er ein paar Tage darauf in die Wohnung des Verstorbenen, in der Absicht, ihn zu besuchen. Als man ihm nun den Tod desselben meldete, sagte er: „Ganz recht! Ich erinnere mich jetzt, daß ich selbst vorgestern bei seiner Leiche zugegen war!"

Ysopblätter.

Wer einen übermäßigen Hang zur Einsamkeit fühlt, hat entweder zu wenig oder zu viel gelebt.

Der Streitende erhält das Recht, der Nachgebende die Eintracht.

Bücher füllen den Geist, aber die Erfahrung nährt ihn.

Der Geistreiche weiß selbst den Geistlosen zu verwenden. So läßt sich aus Wasserstoff brennbare Luft erzeugen.

Die Liebe in einem unheiligen Herzen erscheint wie der heilige Johannes in der Wüste.

Wolle doch Jeder nur das sein, was er sein kann, und leben in dem, was er ist!

Gute Ältern sind Phönixe, die sich selbst verbrennen, um ein neues Leben hervorzurufen.

Auch der hellste Verstand kann leicht irren; eine Wahr-

heit, die Jeder unbedingt zugibt, in so fern er dabei an — seinen Nebenmenschen denkt.

Der Neidische hält jedes einem Andern gespendete Lob für eine Beleidigung gegen sich, und jedes einem Andern zu Theil gewordene Gut für ein, an seiner Person begangenes Unrecht.

Es gibt in Hinsicht auf das Bewundern zweierlei Narren; die Einen bewundern Alles, die Andern nichts.

Wer hoffnungslose Liebe bekämpfen will, muß, gleich den alten Parthern, fliehend kämpfen. Bleibt er auf derselben Stelle, so ist alle Mühe vergebens.

Menschen, die Glück haben, und es nicht zu gebrauchen wissen, stellen Bildsäulen am Tempel der Fortuna vor.

Das Glück der Liebe ist den meisten Menschen nur Entzückung eines flüchtigen Taumels, nicht anhaltende Wonne des wachen Bewußtseins, nur ein Nordlicht, keine Himmelssonne des Lebens.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Dieses Sprüchlein kann man auch dahin deuten, daß weise Männer oft naseweise Söhne haben.

Der Epos ist im Reiche der Poesie der Adler, der Roman die Schwalbe; er fliegt nicht hoch und liebt das häusliche Leben.

Drei Hauptmomente unserer Pilgerreise hienieden sind: Lebensmühe, Lebenslust und Lebensglück. Unverdrossen sei die erste, so gedeiht die zweite ruhig, und durch sie die dritte kräftig.

Echte Künstler sind Salamander, die in dem Feuer leben, von welchem andere Wesen verzehrt werden.

Das Kamäleon, von dem man sagt, daß es sich von der Luft ernähre, hat die schnellste Zunge.

Nur der Elende erkennt die Macht des Glückes; der Glückliche rechnet den Wohlstand, dessen er sich erfreut, seiner Klugheit und seinem Verdienste zu.

Tadel ist die Taxe, welche ein Mensch den Übrigen zahlen muß für die Erlaubniß, ausgezeichnet durch Vorzüge sein zu dürfen.

Ein schwacher Grund, den man für seine Behauptung anführt, schwächt alle starken, die man vorher gab.

Manche Menschen bestreben sich ängstlicher ihren Verstand zu verbergen als ihre Gebrechen, so wie Manche ihre Tugenden und Vorzüge sorgfältiger verhüllen, als Andere ihre Untugenden und Mängel.

Jeder will lang leben, aber Keiner will alt werden.

Die Mädchen gleichen in puncto ihres Herzens jenen Besitzern von Weingärten, die zugleich die Schenkgerechtigkeit haben, mit welcher sie dann die Zusprechenden in beiden Herzenskammern erquicken.

Venus, eine schöne gutmüthige Frau, ist die Göttin der Liebe; Juno, eine entsetzliche Widerbellerin, die Göttin der Ehe. Beide waren Todfeindinnen.

Lesen wir in einem Buche eine Stelle, worin des Schriftstellers Meinung mit der unsrigen übereinstimmt, so sagen wir, das sei eine treffliche Bemerkung. Denken wir aber mit ihm nicht gleich, so sagen wir, er habe sich geirrt.

Neider und auch manche Kritiker gleichen den Mücken, die den Menschen oder Schriftsteller in der schönsten Jahreszeit am meisten quälen.

Zürnen heißt, die Fehler eines Andern an sich selbst strafen.

Leute mit engen Seelen gleichen den enghalsigen Flaschen mit moussirenden Weinen: je weniger in ihnen ist, desto mehr Getöse machen sie, wenn dieses Wenige herausspringt.

Viele Menschen handeln verständig, noch mehrere klug, aber sehr wenige großmüthig.

Diejenigen, die in Gesellschaft gewöhnlich als liebenswürdig brilliren, sind gewöhnlich aus Höflichkeit und Falschheit zusammengesetzt.

So wie die Weiber gleich den Räthseln schwer zu entziffern sind, so gleichen sie diesen auch darin, daß sie selten mehr gefallen, sobald wir die Auflösung wissen.

Sich selbst Thorheiten verzeihen, die man Andern nicht verzeiht, heißt mit andern Worten: lieber selbst ein Narr sein wollen, als es Andern erlauben.

Man sollte sich nie schämen zu gestehen, daß man Unrecht gehabt habe, denn man gesteht dadurch eigentlich nichts Anderes, als daß man heute besser oder klüger sei als gestern.

Je heller das Licht, in dem ein Gegenstand sich befindet, desto leichter ist jeder kleinste Flecken an demselben zu erkennen. Dies gilt von Kleidern wie von Menschen.

Musterkarte von Pedanten und Pedantinnen.

Man ist, herkömmlicher Weise, gewohnt, sich unter einem Pedanten einen Gelehrten, insbesondere einen Schulmann zu denken; und der Pedantinnen, so viele es deren auch gibt, geschieht fast gar keine Erwähnung. Es ist wahr, man trifft unter den Gelehrten und Schulmännern die meisten Pedanten; man findet sie aber auch in allen übrigen Ständen, in jedem Alter, und beim weiblichen Geschlechte so gut, wie beim männlichen: Pedanten mit Tabaknasen, so wie Pedanten von Wohlgerüchen duftend; Pedanten bei der düstern Nachtlampe, wie im kerzenhellen Tanzsaale, im solid schwarzen Galakleide, so wie in buntfärbiger Harlekinsjacke, in der staubigen Arbeitsstube, wie an der zierlichen Toilette. Man sollte also Pedanten nicht nur diejenigen nennen, die unter Büchern aufgewachsen und, in ihre Papiere eingemauert, für nichts Anderes Sinn haben, sondern auch Jeden, der, ein Sklave der Gewohnheit und ein lebendiges Petrefakt seiner Manier, nicht weiß, wie er außer seinem täglichen Geschäftskreise leben, denken, sprechen und in geselligen Kreisen sich benehmen soll.

Den Pedanten überhaupt charakterisirt in seinem Aeußern eine gewisse steife Förmlichkeit und ein gewisses mechanisches, monotones Wesen. Sein Inneres unterscheidet sich von dem aller übrigen Menschen durch die Geistesbeschränktheit, womit er an den einmal angenommenen Regeln, Ansichten und Formen so fest hängt und klebt, daß er für al-

les Andere gar keinen Sinn hat. Er ist gewöhnlich eines von Beidem: entweder langweilig oder lächerlich. Das, was er weiß, meint oder thut, hält er für das einzig Rechte, Richtige und Interessante. Er ist daher, wenn nicht stolz, wenigstens eitel, dabei meistens geschmacklos und kleinlich, langsam, bedächtlich, mehr oder weniger ängstlich, schroff und unzugänglich für alles Fremdartige; ja er gleicht manchmal sogar den Bewohnern der alten Insel Tauris, die jeden Fremden ihrer Schutzgöttin Diana schlachteten. Man findet aber drei Hauptklassen von Pedanten: Bücherpedanten, Geschäftspedanten und Lebenspedanten, in jeder dieser drei Klassen aber gutmüthige und bösartige.

Die Bücherpedanten pflegen einander gewöhnlich Weihrauch zu streuen und sich mit Lobpreisungen zu überschütten. Wenn ein solcher z. B. einen klassischen Schriftsteller zum neunhundert und neunundneunzigsten Male neu edirt, oder in einem neuen Commentar emballirt, wo hie und da im Texte ein Partikelchen verändert oder ein winziges Nötchen angelöthet wird, so wird der Mann von seinen Collegen zu den Sternen erhoben.

Die Geschäftspedanten schütteln gern über einander die Köpfe, indem Einer den Andern für einen Pedanten erklärt. Die untergeordneten Geschäftsmänner haben dabei einen üblen Stand.

Die Lebenspedanten schreien einander, weil sie sich in den Gesellschaften, wo jeder sein ausschließendes Privilegium zu haben glaubt, wie Felsen entgegen stehen, für fatale und unerträgliche Menschen aus.

Der Schulmann, als gelehrter Pedant, steht allerdings oben an. Von ihm hat ja die ganze Gattung den Namen erhalten, vom griechischen Worte παις, der Knabe, und παιδευω, erziehen, oder παιδευτηριον, die Schule. Ein deutsches Kraftwort nennt ihn Schulfuchs. Man hat bemerkt, der gelehrte Pedant sei unter allen Pedanten noch der erträglichste. Wenn man ihm die hohe Meinung von seiner Wissenschaft und seinem Wissen unangefochten läßt, und ihm das Auskramen seiner Ware gestattet, so ist mit ihm übrigens gut auszukommen. Die Aergsten unter den gelehrten Pedanten sind diejenigen, die wenig gesunde Vernunft besitzen, aber eine Menge von Büchern, ohne Geschmack und Urtheilskraft, durch- und untereinander gelesen haben.

Wir wollen nun eine Gallerie verschiedenartiger Pedanten und Pedantinnen die Musterung passiren lassen. Den Anfang mache Thomas Folio, ein gelehrter Trödler. Er bemüht sich, alle seltenen und Pracht-Ausgaben zusammen zu treiben. Kein Buchladen wird geöffnet, wo er nicht schon vor der Thüre steht; keine Auction wird abgehalten, wo er nicht, steif dasitzend, mitsteigert; kein Buch verließ die Presse, ohne daß er vom Werke und vom Autor und vom Verleger die genauesten Notizen hat; kein Bücherkatalog erscheint, der ihm nicht, noch naß, aus der Druckerei zugeschickt wird. Herr Folio ist eine seltsame Mischung von einem Viel- und Wenigwisser. Was die Titelblätter-Gelehrsamkeit betrifft, da wird ihm wohl kaum Einer gleichkommen, denn er kennt die Titel aller Werke, ihre Jahreszahlen und Verlagsörter, die Namen aller Schriftsteller, alle Lobsprü-

che und Schmähungen, die sie erfahren haben. Ein Herausgeber oder Commentator Homer's gilt ihm mehr, als Homer selbst. Und so fühlt er auch für Heyne, Harduin, Ernesti, Wolf, Ruperti ꝛc. mehr Hochachtung, als für den Virgil, Plinius, Cicero, Juvenal ꝛc.; und spricht man vom Athenäus, so hält er eine Lobrede auf Schweighäuser. Druckfehler in dieser oder jener Edition weiß er mit triumphirender Miene an den Fingern herzuzählen; auch trägt er immer irgend einen Klassiker in der Tasche, und spricht stundenlang über ihn, ohne sechs Zeilen von seinen Werken gelesen zu haben. Ersucht Jemand ihn um Belehrung über den Geist eines Schriftstellers, so glaubt er volle Genüge zu leisten, wenn er sagt, welche Werke Jener geschrieben, dann wo, in welchen Jahren und in welchen Formaten sie erschienen sind; höchstens nennt er dazu noch die Taufnamen des Autors, Jahr und Tag seiner Geburt und seines Todes. Wer nur von dem Inhalt der Werke, vom Geiste und von der Darstellungsweise eines Schriftstellers zu sprechen weiß, den bemitleidet er als einen Belletristen ohne gründliche Kenntnisse.

Der pedantische Soldat ist gewöhnlich gegen seine Untergebenen ein Despot, und tyrannisirt die Gesellschaft mit ellenlangen Berichten von allen Schlachten und Belagerungen, denen er beiwohnte, von der geringsten Streifwunde, die er erhielt oder zu erhalten in Gefahr war u. s. w. Alles, was er sagt, riecht nach Schießpulver und klingt wie Säbelhiebe.

Der pedantische Rechtsgelehrte umgarnt die ganze Ge-

sellschaft mit seinem gewonnenen und verlornen Processen, und schlägt unaufhörlich mit dem Corpus Juris um sich. Ein nicht minder arger Pedant ist der politische Kannengießer, der die Gesellschaft taub redet, allen Höfen und Ministern sagt, was sie thun sollen, aber im Pfeffer sitzt, wenn ein paar Zeitungen ausbleiben.

Sehen wir uns noch weiter um, so zeigt sich ein zahlloses Heer von Pedanten aller Art. Der Eine ist ein Pedant im Conversationswesen selbst. Er hat für jeden Tag der Woche regelmäßig sein Mittagsmahl in dieser oder jener Familie, jeden Abend seine sichere Partie zum Kartenspiel. Bleibt eine Einladung aus, so weiß er nicht, was er anfangen soll, und die unbesetzte Stunde wird eine Lücke in seinem Leben.

Ein anderer Geselligkeits-Pedant hat nur Sinn für das Theater; ein Normatag macht ihn unglücklich. So lang er von Schauspielen und Schauspielern sprechen kann, ist er unerschöpflich; verstummt aber, sobald das Gespräch sich auf einen anderen Gegenstand wendet.

Die bezaubernde Louise beschränkt ihr ganzes Wesen und Thun auf die neuesten Modekleider, Modestoffe, Modekrankheiten, Modespiele, Modesprüche, Modelieder, Modeschönheiten, Modepromenaden u. s. w., die sie an den Fingern herzählen kann. Ist das vorbei, so steht die liebe Unwissenheit da, und sie wird der Gesellschaft nun eben so unnütz, wie der pedantische Schulfuchs. Gehen wir einen Schritt weiter, so kommt uns hier eine Hundepedantin entgegen, dort ein Pferdepedant. Ist das Lieblingsthema von

Beiden abgeorgelt, so scheint ihr ganzer Verstand auf einmal weggeflogen zu sein.

Nicht wenig Pedanten findet man auch unter den sogenannten gereis'ten Leuten, diesen lebendigen Koffern und Protokollen aller Länder und Völker, die, wenn sie einmal zu peroriren anfangen, kein Ende finden.

Wenn jener Galan mit dem eitlen Lächeln der Albernheit und der süffisanten Selbstzufriedenheit uns erzählt, wie hoch ihm dieser Frack von echt englischem Tuch und Schnitt zu stehen kommt, wenn er die echten Pariser Glanzhandschuhe zeigt, und mit Entzücken von seinem runden Hute spricht, dessen Form das Werk seiner eigenen Erfindungskraft ist, und Hunderte von Nachahmern fand; so ist er in seiner Art eben so gut Pedant, wie sein langweiliger Herr Vormund, wenn er Frauen und Fräulein von den griechischen Aoristen erzählt, und ihnen Stellen aus dem Aristoteles citirt. Beide verstummen aber, wenn der Herr Cousin, ein Pedant anderer Art, das Wort nimmt, ein junger Herr, der beinahe zwölf Monate lang Kreuz- und Querzüge durch ferne Länder that, als irrender Ritter, und jetzt mit seinem Reisekoffer auf gleicher Linie steht. Nennt man das Wort Musik, so strömt aus seinem Munde sogleich eine ganze Geschichte der vorzüglichsten Sänger und Sängerinnen Italiens. Spricht Einer das Wort Gemälde aus, so sprudelt über seine Lippen flugs die Beschreibung aller Bildergallerien von Wien, Florenz, Dresden 2c. 2c.; wird irgend ein Bächlein genannt, so überschwemmt er die Gesellschaft mit dem Rhein, der Donau, der Themse, der Seine

u. s. f. Beim Namen eines Hügels läßt er sogleich den Aetna, den Montblanc, den Chimborasso und ganze Gebirgsketten vor uns aufsteigen.

Kehren wir aber doch wieder zu jener bezaubernden Louise zurück! Sie lächelt eben mitleidig über ihre Tante, und nennt sie eine altmodische Pedantin, weil die wackere Frau beim Mittagsmahle sehr viel über die Zubereitung der Speisen, über die gute Qualität der Tischzeuge, der Geschirre und anderer Gegenstände der Haushaltung spricht; sie denkt aber nicht, daß sie selbst stundenlang von nichts als ihren Kleidern und Schneidern faselt, und als eine neumodische Pedantin erscheint.

Eine Pedantin anderer Art ist die gute Ernestine, die in allen Gesellschaften unaufhörlich von den vorzüglichsten Eigenschaften ihres Gatten und von der Schönheit ihrer kleinen Emma erzählt, und aller Welt kund und zu wissen thut, wie närrisch ihr kleiner Fritz sich geberdete, als er sein erstes Höschen anzog, und daß die winzige Nina schon sieben Zähne hat und am achten arbeitet, obschon sie am nächsten Mittwoch, Abends um 7 Uhr, erst eilf Monate alt wird. Diese Art von Pedantinnen ist aber zum Glück so selten, daß man sie, eben dieser Seltenheit wegen, in Gesellschaften leicht dulden kann.

Es gibt sogar Pedanten der Liederlichkeit. Herr von Zeißig, obschon er nun die Fünfzig passirt hat und übel mitgenommen ist, setzt sein tolles Treiben und Nachtschwärmen, so lästig und beschwerlich es ihm jetzt schon fällt, noch immer fort, und zwar blos deshalb, weil ihm die unor-

dentliche Lebensweise zur Tagesordnung geworden ist. Er beobachtet dabei eine solche pedantische Genauigkeit, daß er nach durchschwärmten und durchschwelgten Nächten jeden Morgen, das heißt: gegen Mittag, mit Kopfschmerzen aufsteht, krankhaft dem nächsten Abend entgegen schwankt, dann, vom neuen Taumel betäubt, wieder zu genesen anfängt, bis endlich die Mitternacht ihn ganz herstellt. Bei seinem jetzigen Leiden, der ertanzten Schwindsucht und der erschlemmten Gicht, tröstet er sich mit dem Gedanken, daß er ohne diese Acquisition die Welt, den Geist der Zeit und den feinen Conversationston nie recht kennen gelernt, ja nie gelebt hätte. Und so erlaubt sich dieser Pedant der Liederlichkeit, alle Menschen, die ordentlich leben, Pedanten zu nennen.

Und so ist denn Jeder ein Pedant in seiner Art, sobald er die allgemeine Unterhaltung der Gesellschaft dadurch hemmt, daß er seine Lieblingsweise und Lieblingsmanier behauptet und breit auskramt, und ohne Rücksicht, ob das, was ihm wichtig und interessant scheint, Beides auch für die Uebrigen ist, den Frohsinn und das Leben einer wechselseitigen Conversation zerstört, woran Jeder theilnehmen, geben und empfangen soll. Wenn ein Gast bei Tische die besten Gerichte zu sich nähme und sie allein verschlänge, so würde man ihn der größten Unhöflichkeit beschuldigen; wer aber in einer Gesellschaft sich aller Ohren bemächtigt, die Conversation, auf welche alle Anwesenden ein gleiches Recht haben, an sich reißt, sie gleichsam allein verschlingt und nur

so viel übrig läßt, als ihm beliebt, — ist ein solcher Mensch weniger unhöflich als jener Gourmand?

Ueberhaupt pflegen viele Menschen nicht zu erwägen, daß wir selbst keine competenten Richter über den Werth unseres eigenen Gespräches sind, und nicht beurtheilen können, ob und wie lange die Gesellschaft daran Behagen finden werde. Wir sollten daher nie vergessen, daß die Bemerkungen, die wir machen, die Geschichten, die wir erzählen, von Zuhörern beurtheilt werden, die einen anderen Maßstab anlegen, als der Vortragende. Jeder bringt der Gesellschaft gern sein Lieblingsthema oder Leibgericht, aber nur Wenige bedenken, daß dasjenige, was dem Einen, der es aufträgt, schmackhaft dünkt, dem Andern schmacklos vorkommen mag.

Die Theaterlöwen.

Als ich unlängst meinen nachmittägigen Spazirgang durch einige Gassen der Vorstädte machte, kam mir eine ärmlich gekleidete Familie entgegen, Vater und Mutter mit eilf Kindern; jedes von ihnen trug, gleich großen und kleinen Papageno's und Papagena's, Käfige mit allen Gattungen von Vögeln angefüllt, durcheinander flatternd, singend und schreiend. Auf meine Frage, ob das buntgefiederte Chaos für das Vergnügen der Ohren oder des Gaumens bestimmt

sei? erwiederte mir das Haupt der Familie: Die gesammte singende, springende Menge sei von einem Theaterdirektor bestellt und bestimmt, sich zu einem, aus wirklichen Bäumen und Bächen zusammengesetzten Wäldchen in ihrem eigenthümlichsten Rollenfache, nämlich als Singvögel, zu produziren.

Ich erlaubte mir an den trotzigen Berichterstatter die Frage: Ob das fliegende Orchester ein stabiles Engagement erhalte? — Auf die kurze Antwort: „Das kümmere ihn wenig!" brummte ich nur vor mich hin: Es wird schwer halten, die einmal aufgenommenen geflügelten Sänger wieder zu entlassen, denn wenn sie einmal im Besitze des Theaters sind, werden sie wohl größtentheils da bleiben, und dann auch in Stücken und Decorationen erscheinen, wo sie nicht hingehören, vielleicht sogar unter den Zuschauern selbst als Zuschauer an mancher Vorstellung Theil nehmen. Der alte Papageno versicherte dagegen, daß sogar eine kleine Armee von Mäusen für die Bühne engagirt wurde, indem man nächstens ein Stück geben werde, dessen Held zuletzt, in einen unsaubern Thurm gesperrt, von Mäusen aufgefressen werden müsse. — Ich konnte an der Wahrheit der Nachricht um so weniger zweifeln, als der Berichterstatter mir betheuerte, er selbst habe schon eine Bestellung auf sechstausend Mäuse erhalten, die er, Stück für Stück zu zwei Groschen, binnen drei Wochen liefern müsse, damit sie noch zu den Theaterproben gehörig eintreffen.

Papageno wurde nun, wie das vielen Menschen eigen ist, durch das längere Sprechen selbst immer gesprächiger,

und erzählte mir endlich, aufgemuntert durch freigebig gespendeten Schnupftabak nebst einigen Groschen, seinen ganzen Lebenslauf.

Er war in einem Dorfe der Umgegend von W . . . geboren, diente bei einem reichen Bauer als Knecht, wurde dann Dorf-Kleidermacher, endlich gar Theater-Schneider-Gesellen-Gehülfe. Aus dieser letzten Periode theilte er mir mehrere biographische und dramaturgische Notizen mit. Es war (sagte Papageno) schon so weit gekommen, daß der Theaterdirektor die Hälfte des menschlichen Personals entließ, weil das Publikum eine entschiedene Vorliebe für die vierfüßigen Schauspieler zeigte, und die ganze Naturgeschichte, das heißt: Viehkünstler aller Gattungen, auf der Bühne sehen wollte.

Ich habe unter diesen Thieren recht brave Leute kennen gelernt; insbesonders fand ich in unserm Theaterlöwen einen äußerst scharmanten Mann. Sonderbar traf sich der erste Augenblick unserer Bekanntschaft. Ich ging in den ersten Tagen meiner Anstellung beim Kleidungs-Kunstfach unter den Coulissen, meine große Tuchscheere suchend, herum. Plötzlich stoße ich an etwas auf der Erde, ich schaue hinab — und — wer beschreibt meinen Schrecken! ein ungeheurer, fürchterlicher Löwe liegt vor mir. Ich schreie und will die Flucht ergreifen; da ruft mir das grimmige Thier mit der sanftesten Stimme nach, ich möchte doch ruhig sein und mich ja nicht fürchten, ein Löwe seiner Art füge Niemanden Schaden zu. Er sei im Gegentheil ein wahrer Menschenfreund, und habe gegenwärtig so viel lange Weile,

daß es ihm sehr lieb wäre, wenn ich ihm die Ehre meiner Gegenwart zu einer Conversation schenken wollte.

Ich nahm die freundliche Einladung mit Dank an, und setzte mich zu ihm auf den Boden, wo er ausgestreckt neben mir liegen blieb, denn er war schon im ganzen Kostume, weil er bei der heutigen Hauptprobe mitspielen mußte. Dieser äußerst affable Kunstlöwe nahm mich von jener Stunde an in Affection. Er sprach sehr gern über das Schauspielwesen. Eines Tages sagte er mir, er wisse recht wohl, ein Rezensent, gegen den er sich für das viele Lob sehr erkenntlich zeigte, habe sich einmal dennoch die Bemerkung erlaubt, daß der gefeierte, rühmlich bekannte Theaterlöwe seine Art zu agiren seit seiner ersten Kunstleistung schon dreimal verändert habe, worüber sich Viele mit Recht verwunderten. Der Kritikus wußte nicht, daß jene Veränderung von der sehr einfachen Ursache herrührte, daß die Viehkünstler, ohne etwas davon im Publikum verlauten zu lassen, öfter verändert wurden. So zum Beispiele war ich in Zeit von einigen Monaten der dritte Theaterlöwe. Der erste Löwe, zugleich Lampenanzünder, war ein sehr eigensinniger Mensch und von cholerischem Temperament. Er that bei seiner Rolle immer mehr, als nöthig war, und wollte nie leiden, daß man ihn mit geringer Mühe, und so schnell, als die Theatergesetze und das Publikum es forderten, tödte. Dieser Trotz ging endlich so weit, daß er in einem Haupt-Spektakelstücke gegen den mit ihm kämpfenden Helden alle Kräfte aufbot, und denjenigen, der ihn besiegen und tödten sollte, ohne Gnad' und Barmherzigkeit mit unbändiger Wuth nie-

derwarf, den Liegenden auf dem Boden herumzog, und sogar nach menschlicher Weise in Schimpfworte gegen den feigen, schwächlichen Theaterhelden ausbrach. Das war doch zu arg. Alle Zuschauer brachen in ein unsinniges Gelächter aus, das Stück fiel und der arme Theaterlöwe wurde entlassen.

Sein Nachfolger war ein Schneider, ein schwächlicher, hagerer, blasser, äußerst sanftmüthiger Mann, der gern mit aller Welt im Frieden lebte; ganz das Gegentheil vom vorigen Löwen. Kam er auf's Theater, so ging er ein paarmal sittsam auf und nieder, blieb, wenn der Kampfheld gegen ihn anrückte, demüthig und respektvoll stehen, und fiel auf den ersten Hieb oder Stich der Länge nach nieder, aus bloßer Besorgniß, den Schauspieler ja durch keinen unbescheidenen Widerstand zu ärgern oder zu beleidigen. Er wurde auch allgemein der gute Löwe genannt; weil er aber den Helden durch das zu schnelle Fallen und Sterben alle Gelegenheit zu schönen Stellungen raubte, und er seine übermäßige Schüchternheit und Herzensgüte, ungeachtet aller Ermahnungen, nicht abzulegen vermochte, sah der Theaterdirektor sich genöthigt, den guten König der vierfüßigen Thiere wieder zum Schneider zu degradiren. Jetzt erlaubte er sich aber — geschah's aus Passion oder um sich Arbeit zu verschaffen? — der ihm versagten Löwenhaut sehr oft heimlicher Weise Löcher oder Risse zu versetzen.

Der gegenwärtig engagirte Löwe ist der einzige Sohn eines verstorbenen reichen Müllers, also ein eigentlicher Müllerlöwe, der sein Metier ohne Gehalt, mithin als

wahrhafter Kunstfreund treibt. Um seine Familie nicht zu compromittiren, verschweigt er seinen rechten Namen, und nennt sich Hugo Leone. Man sieht es ihm auch bei jedesmaligem Auftreten an, daß er — wie der Kunstausdruck lautet — con amore spielt. Er hat viel Geld, und ist daher beim ganzen Theaterpersonale beliebt, vorzüglich bei seinen Kunstgenossinnen, die nebst seiner feurig-zärtlichen Complexion auch seine Freigebigkeit hochschätzen. Die Gunst des Publikums hat er sich vorzüglich durch seine glückliche Mischung von Muth und Sanftmuth erworben, kraft welcher er, wenn er getödtet wird, immer im rechten Augenblicke und mit gehörigem Anstande stirbt, ganz nach den Regeln der Schauspielkunst. Dafür wird ihm auch bei seinem Verscheiden jedesmal ein rauschender Beifall gezollt. Dieser machte aber den ehrgeizigen jungen Künstler einmal so perplex, daß er, Alles vergessend, schon getödtet aufsprang, sich auf die Hinterpfoten stellte, dem Publikum in einer wunderschönen Rede dankte, dann hineinlief, in seinem Freudenrausche eine Actrice nach der andern umarmte, und für alle Schauspieler denselben Abend die Zeche bezahlte.

Am nächsten Tage verrückte ihm der Künstlerstolz den Kopf in dem Grade, daß er um die Mittagszeit als Löwe auf die galante Promenade gehen wollte, wovon seine Freunde ihn nur mit vieler Mühe abhielten. Seitdem besteht eine kleine Spannung zwischen ihm und dem ersten Helden, den es ärgert, daß der Löwe mehr Bewunderer findet, als derjenige, der ihn tödtet. Uebrigens wäre jedem Schauspieler der Eifer unseres braven Müllerlöwen zu wünschen! Ein

einziger Recensent wagte es einmal, den gefeierten Löwen in einem beliebten Journale zu tadeln. Dieser aber schrieb dem scharfen Kritikus nur ein kleines Billet mit dem wenigen Worten: „Verehrter Herr! Einem Löwen soll man nicht den Muth nehmen!“ — Diese wenigen Worte begleitet von einigen Bouteillen Wein, verfehlten ihre Wirkung nicht. Der gefeierte Müllerlöwe brachte es in der Folge so weit, daß er, reich wie er war, sich einen eigenen Vice-Löwen hielt. Dieser, ein verunglücktes Genie, voll Eigendünkel und Aufgeblasenheit, ließ sich zu diesem Engagement nur des lieben Geldes wegen herbei, aber mit der hochmüthigen Äußerung: „Wenn er schon ein Vieh vorstellen müsse, so wolle er wenigstens kein anderes als ein Löwe sein.“

Als er einmal wegen Unpäßlichkeit des primo Leone in dieser Rolle auftreten, und von einer schönen Amazone sterben mußte, ergab er, alle Wuth vergessend, sich der reizenden Heldin ohne den geringsten Widerstand, wodurch denn die Täuschung zum Mißvergnügen des Publikums gestört wurde. Der Theaterdirektor, über diesen Übelstand erboßt, rüttelte die Mähne des armen Vice-Löwen, so wie die Jäger vom Walde ihn hinter die Couliſſen trugen, grimmig. Jener entschuldigte sich damit, die Schönheit der Amazone habe auf ihn einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß es ihm nicht möglich war, sich zu der vorgeschriebenen Wuth hinaufzusteigern. Vergebens bemühte sich die geschmeichelte Schauspielerin, den gerechten Zorn des Direktors zu besänftigen Der arme Löwe mußte, zur Strafe für seinen

Schönheitssinn, im nächsten Stücke, Meleager betitelt, die Rolle des ungeheuern Ebers übernehmen. Diese Herabsetzung beleidigte den jungen Herrn so sehr, daß er seinen Abschied verlangte und erhielt.

Ich dankte dem redseligen Erzähler für die mir so freundschaftlich mitgetheilten Theaternachrichten nicht nur mit verbindlichen Worten, sondern auch mit etwas, dessen Wohlklang selbst die wohlklingendste Sprache übertrifft. Er steckte die Gabe mit vielem Dank in die Tasche, konnte aber dabei dennoch einen Seufzer nicht unterdrücken und sagte: Herr! So erwünscht mir das Geld kommt, so wüßte ich doch Eines, was mir noch lieber wäre!" Auf meine theilnehmende Frage, was dies wäre? erwiederte er: „Ja, Ihnen will ich mein Herz öffnen. Ich möchte — ich möchte auch ein Vieh werden; aber was für eines? Ein recht tüchtiges, ja ein Hauptvieh, ein Vieh, das noch mehr wäre als der Löwe!" —

Ich rieth ihm den Elephanten an. Er gerieth darüber in Entzücken, und meinte, das wäre wohl gar schön, wenn er nur ein Theaterstück fände, in dem der Elephant sich in einer Hauptrolle produziren könnte. Ich konnte seiner, beinahe schmerzlichen Sehnsucht und seinen kindlich dringenden Bitten nicht widerstehen und versprach, für ein Stück zu sorgen, welches seine kühnsten Erwartungen übertreffen, und ihn mit einem Glanze von Ruhm und Geld ganz überfirnissen sollte. Um mich selbst und den hohen Plan, den ich mit ihm vorhatte, ihm begreiflich zu machen, erklärte ich dem gespannt Aufhorchenden zuerst die Art und Weise der

beliebten kleinen Verkleidungs-Lustspiele, in welchen ein und dieselbe Person in vielfachen Verkleidungen auftritt, so daß sie in jeder neuen Scene und in jeder neuen Gestalt einen Aufwand von Kunst darlegen kann. Was jene als Menschen leisteten, dasselbe sollte er mit ungeheurem Kunstaufwande in einer Reihe von Thiergestalten und Viehstücken darstellen. Einen reichen Stoff zu solchen Kunstleistungen fand ich in den Feldzügen Alexanders des Großen in Europa, Asien und Afrika. Ich lieferte dem vor Freude aufjauchzenden Manne zur Probe den Inhalt einiger Scenen. So z. B. kommt Alexander in das Land, wo die Hunde von ungeheurer Größe und Stärke, und dabei, wenn der Geschichtschreiber Curtius Rufus nicht gelogen hat, so grimmig sind, daß sie jeden Begegnenden anfallen, und sich mit den Zähnen in sein Fleisch so fest verbeißen, daß man sie nicht mehr wegzuziehen im Stande ist; sie lassen sich in Stücke zerreißen und zerhauen, halten aber immerzu ihre Beute so fest gepackt, daß zuletzt, wenn von ihrem zerstückten Leibe nichts mehr übrig ist, der Rachen allein noch am Fleische des Unglücklichen hängt, und ohne Aufhören fortbeißt, bis der ganze menschliche Leib verzehrt ist. Es versteht sich von selbst, daß Alexander durch allerlei Wälder zieht, wo sich wilde Thiere aller Arten zeigen können, insbesondere kann eine Schaar von großen Affen ihm entgegen kommen, die er für afrikanische Krieger hält. Er greift sie an; die Affen stellen sich in Schlachtordnung; ein blutiges Treffen erfolgt; die Affen werden geschlagen; Alexander siegt, erkennt nun erst die menschennachah-

menden Bestien, und schämt sich nicht wenig. Ein Affe kann dabei als Centurio eine sehr dankbare Rolle spielen. Endlich kommt die Hauptschlacht mit dem Könige Porus, der auf einem Elephanten reitet, Alexander auf seinem unsterblich gewordenen Leibpferde Bucephalus. In Egypten kann ein Krokodill auftreten und durch das Verschlingen ganzer Helden sammt Panzer und Helm, Schild, Spieß und Schwert, sich im höchsten Grade auszeichnen, noch mehr aber durch sein schreckliches Weinen nach genossener Mahlzeit. Überdies kann sogar ein Phönix erscheinen, der sich in der egyptischen Sonnenstadt (Heliopolis) im großen Tempel pompös verbrennt und aus seiner Asche neu verjüngt wieder auffliegt! Kann es ein schöneres Spektakel geben? Endlich kann ein Chor von Schwänen kommen; und einer von ihnen, im Sterben begriffen, kann sich vor seinem Tode selbst sein Schwanenlied singen; das wäre neu, denn so viele Thiere auch auf dem Theater schon erschienen sind, eine eigentliche Bravour-Arie hat doch keines noch gesungen; und so weiter! — Mein guter Thierkünstler war von diesen hingeworfenen Ideen ganz verwirrt, betäubt und wie berauscht. Ich gab ihm Adressen an einige animalisch-dramatische Dichter; er trennte sich von mir mit dem Versprechen, daß ich bei seiner Benefice auf eine Freiloge rechnen dürfe.

Die Liebäugler.

Die Liebäugler sind geschworne Feinde der Ruhe des schönen Geschlechts, welches sie mit ihren Blicken nicht nur

auf der Promenade, in den geselligen Zirkeln und im Theater verfolgen, sondern sogar in den Kirchen beunruhigen. Vergebens bieten die Holden Alles auf, dem Augenbanne zu entgehen; ein mystischer Zauber fesselt sie so gewaltig, daß sie nicht nur ihre Gedanken den Beschauern nicht entziehen können, sondern daß sie sogar die auf sie gehefteten Blicke von Zeit zu Zeit selbst verstohlen ansehen müssen. Dies hat denn zur Folge, daß sie den Liebäuglern das Augenfixiren immer weniger übelnehmen, sich bald gegen diese Angriffe des Sehvermögens nicht mehr vertheidigen können, dann durch das bloße unaufhörliche Angeschautwerden sich wie von Netzen umstrickt fühlen, und endlich gar ihren Feinden geneigt werden.

Es ist zu besorgen, daß diese leidenschaftliche Augensprache nicht nur den Schönen ungeheure Verlegenheiten verursachen, sondern daß sie sogar der hinreißenden Beredsamkeit der Liebe, als einer von der Natur uns eingeflößten Kunst, die schönsten Gefühle des Herzens auszudrücken, bedeutenden Schaden zufügen wird. Wer möchte sich wohl ferner um gewinnende, das Innerste der liebenden Seele darstellende Worte bemühen, wenn er mit anstarrenden, glühenden, durchbohrenden Blicken, oder mit plötzlich gesenkten Augensternen, oder durch begegnendes und aufhaschendes Liebäugeln denselben Zweck um so viel leichter erreichen könnte?

Vor kurzer Zeit bemerkte ich in einem Theater ein anhaltendes Kreuzfeuer von vier Augen aus ziemlicher Entfernung. Die Feuersprühenden schienen, in ihr eigenes Schau-

piel versenkt, der Schaubühne ganz zu vergessen, obschon der Wahnsinn des unglücklichen Königs Lear die Gemüther aller Anwesenden tief erschütterte. Ich selbst wurde von dem Duodram des Privattheaters in der herrlichen Tragödie so gestört, daß ich meine ganze Aufmerksamkeit den auf einander gerichteten vier Augensternen zuwendete, und immer zu deutlich erkannte, wie sie bald eine mächtige Bewegung, bald forschendes Mißtrauen, bald freudige Empfindungen, bald vorherrschende Wehmuth oder Sehnsucht, bald erzwungene Gleichgültigkeit, bald übel verholene Liebe, bald heimlichen Zorn mit spielenden Lichtstrahlen wechselweise ausdrückten.

Ich dachte bei dieser Gelegenheit an die alte Erzählung von der Klapperschlange, die sich unter einen Baum legt, auf dem ein Eichhörnchen spielt. Die giftige Unholdin verwendet kein Auge von dem zierlichen Thierchen; gelingt es ihr, nur einen einzigen Blick aufzufangen, so macht dies auf die Phantasie des armen Thierchens einen solchen Eindruck, daß es schon verloren ist. Es schwingt sich zwar noch von einem Zweige auf den andern, ohne die Schlange weiter anzusehen; endlich aber senkt es sich immer tiefer hinab und kommt der lauernden Feindin näher, endlich so nahe, daß es ihr in den verschlingenden Rachen fällt.

Von einem solchen Geschichtchen verzaubernder Liebäugelei war ich einst selbst Augenzeuge.

Myrtenreis, ein Muster in der Kunst des Liebäugelns, und Hildegarde, im Kokettiren nicht unerfahren, hatten ihr früheres zärtliches Verhältniß aufgegeben, und sie wichen einander nun eben so sorgfältig aus, als sie vormals sich

gesucht hatten. Der Zufall fügte es, daß sie sich nach langer Zeit im überfüllten Schauspielhause wieder fanden, wo Myrtenreis, ohne seine Stelle im dichten Gedränge verändern zu können, im Parterre so zu stehen kam, daß er der Loge, aus welcher Hildegarde hervorleuchtete, wie eingewurzelt gerade gegenüber stand.

Hildegarde hatte bei ihrem Eintritt in die Loge kaum die bewundernden Blicke der im Parterre zusammengedrängten Männerwelt mit scheinbarer Gleichgültigkeit bemerkt, als Herr von Myrtenreis, der so lange nicht Gesehene, ihr in's Auge fiel. Sie erwiederte sein unverwandtes Hinstarren auf sie zuerst mit einem Blicke voll Verachtung, ließ aber die Augen sogleich über andere Gegenstände hingleiten, und gab dem fixirenden Bewunderer, als ihre Augen wieder auf ihn zurückkehrten, einen höchst gleichgültigen Blick.

Myrtenreis ließ sich durch dieses Manöver nicht aus der Fassung bringen; seine Geistesgegenwart war vielmehr so groß, daß er Gleiches mit Gleichem erwiederte, und sich auf die Fortsetzung des Augenduells bereit machte. Hildegarde gewahrte nun auf dem Angesichte ihres verliebten Feindes einen mokanten Zug, welcher seine Lippen auf eine sehr fatale Art umspielte.

Hildegarde gerieth hierüber in Verlegenheit, jede Miene verrieth die Unruhe ihres Innern. Um diese so viel als möglich zu verbergen, ließ sie die Augen im ganzen Hause herumschwärmen, und schaute die Meisten, ohne es selbst zu wissen, sehr freundlich an.

Jetzt flog der Vorhang empor, und Macbeths Zauber=

schwestern begannen ihren Herenspuck. Als der erste Act vorüber war, wußte Hildegarde, die sich indeß gesammelt hatte, ihrem Antlitze den gewünschten Ausdruck von Ruhe und Frohsinn gleich dem feinsten Rouge aufzulegen. Sie übersah nun die Reihen der Zuschauer; der letzte Blick traf den Herrn von Myrtenreis. Dieser schien zwar seine ganze Aufmerksamkeit auf ein Fräulein in der Loge gerichtet zu haben, wendete sich aber, als Hildegardens Augen noch auf ihm ruhten, plötzlich gegen die Erröthende, und begrüßte sie mit einer Verschmelzung von Ehrerbietung und Freundlichkeit. Die Schöne erwiederte das Kompliment mit einem bezaubernden Lächeln, welches zugleich eine vollkommene Verzeihung und Versöhnung ausdrückte.

Zwischen den folgenden Acten wurden die Augenverhandlungen mit solchem Eifer und mit so glücklichem Erfolge betrieben und fortgesetzt, daß Myrtenreis Hildegarden am Schluße des Stückes zum Wagen begleitete und ihr dann am nächsten Abende bei einer Klaviersonate auf der Violine akkompagnirte.

Selbst dieses kleine Pröbchen kann zum Beweise dienen, daß zwischen der Sprache eines Auges und der Sprache eines andern keine geringere Verschiedenheit herrscht, als zwischen dem Ton einer Stimme und einer andern. Die Augen derjenigen, die sich alle im Gebrauche derselben anwendbaren Künste erlauben, sind noch weit gefährlicher als die Zunge, so wie das süße Gift der Blicke oft noch stärker wirkt, als die bethörendsten falschen Worte.

Der Ursprung der Dämmerung.

Vor der Versammlung der Götter erschien einst, in schwarzen Schleier gehüllt, die Nacht; ihr gegenüber trat der ewig junge Tag in hellstrahlendem Feierkleide ein. Die Nacht begann:

„Ich bin die Trösterin der Sterblichen; verwundet von den Lichtpfeilen und Beschwerden des Tages, kühlt die Ruhe meines umhüllenden Schattenflores die Qual der glühenden Brust, und mein Friede gießt seinen Balsam auf des Entschlummernden verweintes Auge. Fern vom Getümmel des Tages, erhebt sich der Geist des Weisen auf meinen Schwingen zum Wohnsitze der Götter. Ich bin der Liebe hold und entziehe sie den Blicken des Neides, den knöchernen Händen der Habsucht, den Fesseln des Hochmuths und den Dolchen blutlechzender Rachgier. Erquickend umgaukeln meine Träume den Müden, erheben den Armen auf den Gipfel des Glückes und öffnen der gekränkten Unschuld Elysiums Fluren. Darum, o Zeus! vernichte den Ruhestörer Tag, und gib mir allein die Herrschaft über die Erde!“

Nun begann der Tag. Wie er zu lächeln anfing, übergoß sein Lächeln den ganzen Olymp mit Rosenlicht:

„Ich bin,“ sagte er, „der Gott der Freude. Mein Erwachen strömt neues Leben und Entzücken über die Erde, die, von der Nacht in ein Sterbekleid gehüllt, zugleich Grab und Leiche, schauderhaft da lag. Auf meinem ersten Strahle schwingt sich des Frommen Gebet zum verklärten Himmel empor. In meiner Klarheit erblickt der Weise den

Abglanz der Gottheit. Licht und Wärme wandeln mir wie Genien zur Seite, richten jede Blume auf, reifen jede Frucht, entzünden das Feuer der Thätigkeit und wecken die Lebenslust, daß sie aus tausend Kehlen aufjubelt. Aber indem ich noch meine Wohlthaten ausstreue über die Erde, die im Freudenschmucke der Abendperlen schimmert, da kommt die neidische Nacht und zieht mich mit dem betäubenden Leichenschleier hinweg. Darum, Gott der Götter, erhöre mein Flehen, und laß mich der waltende Freund der Erde immerzu sein!" —

Zeus lächelte. „Euch Beide," sagte er, „bedürfen die Menschen in gleichem Grade. Haben sie dein reges Leben, Gott des Tages, genossen, deine Blumen gepflückt, deine Mühen getragen, dann sammeln sie, stille Nacht, auf deiner kühlen duftenden Balsamflur, Ruhe und Kraft zu neuem Genusse, zu neuer Thätigkeit. Theilen müßt ihr die Herrschaft über den Menschen, so wie auf seinem Antlitz Lächeln und Thränen wechseln, und aus seinem Munde Seufzer und Jubel hervorgehen. Darum nimm du, stille Nacht, zu deinem Gefolge die Ruhe, den Balsam des Schlafes, den Chor der Träume, den Kuß der Liebe und den Flug heiliger Begeisterung! Dir aber, junger Gott des Lichtes! gebe ich zu treuen Gefährten das allbelebende Wachen, freudige Thätigkeit, muthiges Streben und den Chor lauter Freuden und Scherze." —

Versöhnt durch den Gott der Götter, umarmten sich die Verschwisterten. Da ward die Düsterheit der Nacht von einem sanften Lächeln erhellt, indeß ein Wehmuthsflor fü-

ßer Rührung das leuchtende Antlitz des Tages umwob. So zerfloß ihre erste Umarmung in die Dämmerung, die seitdem beim Scheiden eines jeden Tages und jeder Nacht das Zeichen ihrer Versöhnung blieb.

Amor und die Häßlichkeit.

Die wüthende Eifersucht verfolgte einst den fliehenden Amor über Berg und Thal. Der Arme sank endlich, erschöpft an Kräften, in eine Gebirgskluft. Die alte Häßlichkeit, welche sich seit einiger Zeit diesen düstern Aufenthalt zum Wohnsitz erkoren hatte, vernahm das Aechzen des Götterkindes, wankte mürrisch herbei, haschte den jammernden Knaben und band ihn. Amor sträubte sich gewaltig; da rief sie den Ehrgeiz und den Gott des Reichthums zu Hülfe. Ihrer vereinigten Macht gelang es, den Unglücklichen in Fesseln zu legen. Götter und Menschen forderten seine Befreiung. Nach langem Weigern gewährten sie diese endlich, doch nur unter einer Bedingung: Amor mußte einem von Gold und Edelsteinen schimmernden Gürtel, welchen die Zwingfrau nach dem Muster vom Zaubergürtel seiner Mutter machen ließ, die Kraft ertheilen, durch Blendwerk auch das Häßliche als schön erscheinen zu lassen.

Tod und Leben.

Die ruhende Erde lag im Schooße der Nacht. Aus einem Abgrunde stieg des Todes Riesengestalt empor, noch

dunkler als die Nacht. Ihm gegenüber schwebte der Genius des Lebens auf einer mondhellen Wolke, schaudernd beim Anblicke des Würgers, der, in Hohn und Grimm auflodernd, feindliche Drohungen ausstieß gegen den leuchtenden Engel, dessen Glanz vor Wehmuth dämmerte. Mit dumpfer Donnerstimme sprach die grauenhafte Nachtgestalt des Königs der Schrecken:

„Die Erde ist mein Reich, und der Mensch, der Staub wird, mein Eigenthum! Von der Wiege an dem Grabe verfallen, erhält er sein Leben, um es mir hinzugeben. Entweiche denn, ohnmächtiger Geist, und erkenne mein Recht und meine Macht über den Sterblichen! Tausend Wege bahn' ich ihm zum Grabe, und tausend Mittel seiner Zerstörung stehen mir zu Gebot: Krankheit und Leidenschaft, Gift und Seuche, Schmerz und Freude, und der Krieg mit Feuer und Schwert. Alle Begierden sind mit mir im Bunde, und die Elemente gehorchen meinem Wink. Blut und Athem entsaug' ich dem Leben, und die Fülle der Kraft, von mir berührt, vergeht in Ohnmacht. Nichts ist, das mir hienieden zu widerstehen vermag! Du selbst, leuchtender Menschenfreund, wirst einst vergehen vor meinem Vertilgungszorne, wie diese Wolke vor dem Nachthauche zerfließt!" — Indem der Feind des Lebens so sprach, umzog Dunkel den Mond; dumpfer Donner rollte dröhnend durch die Hallen des Firmaments, und in der Tiefe der Gräber rasselten die Gebeine.

Aber siegreich und noch leuchtender trat der Engel aus der Wolke hervor, und schwang die Rechte mit dem Pal-

menzweige segnend über die Erde. Ueber seinem Haupte stand ein heller Stern, vor dessen herniedergleitenden Strahlen der Tod sein Antlitz wegwendete. Und der milde Genius, der Ewiglebende, sprach zur nachtverhüllten, todbedrohten Erde:

„Friede sei mit euch, die ihr zwischen Wiege und Sarg hinwandelt! Friede sei mit euch, ihr Ruhenden im Nachtgrauen! Ihr seid nun gleich den Schläfern im Grabe; aber ihr sollt wieder erwachen und aufstehen aus den Banden des Scheintodes, ihr, die ihr nun da liegt, nicht mächtig eurer selbst! Wohl steht der Tod an eurer Wiege, wohl verfolgt er euch auf jedem Schritt eurer Pilgerreise, wohl gehört ein Theil eures Daseins ihm an; dennoch aber muß der Vernichtungsgierige wieder herausgeben seine Beute, frei lassen seinen Stundensklaven! Aus dem Schooße des Todes geht ihr siegreich hervor. Ohnmächtig ist der Geist der Vernichtung, all seine Macht nur das Mittel zu neuem, zu ewigem Leben, wozu euch jetzt die Sonne, einst Gott weckt!“

Zum ersten Male durchzuckte den erbarmungslosen Tod ein flüchtiges Gefühl der Rührung. Heller floßen die milden Strahlen vom Himmelslicht des Sternes in die Erdennacht und in das Todesgrauen hinab, und aus dem Dunkel ging des Schlafes dämmernde Gestalt hervor, ein Bild des Todes und zugleich ein Quell des Lebens, das Wesen Beider in sich vereinigend, ein Vermittler zwischen Sein und Nichtsein, ein todtes Leben, ein lebendiger Tod!

Schmerz und Freude.

Die scherzende Freude mit dem Frühlingsgesichtchen verirrte sich einst in einem Haine, ernster Dämmerung voll. Ihr trat im Trauergewande der Schmerz entgegen, mit bleichen Wangen und thränengetrübten Augen.

Schon hob die ewig Muntere den Fuß, zu entfliehen; da schwebte, wie aus Morgenglut gebildet, die Liebe einher. „Wollt ihr denn, sprach die himmlische Erscheinung mit melodischem Schmelz der Stimme, ewig getrennt leben? Willst du, feindseliger Schmerz, mit deiner Last die Seele darnieder drücken? Du, Gauklerin Freude, ihr Kraft und Würde rauben? — O versöhnet, verbündet euch!

Und — sie umarmten, sie küßten sich. Zwischen den Lippen der Küssenden loderte ein blaues Flämmchen empor, nicht Schmerz, nicht Lust. Süßes Weh! Dein Geist war ihr Feuerkuß, sanfte Wehmuth, mondheitere Trösterin! Mild lodert dein Flämmchen, aber es erhellt und erwärmt das Herz und schwingt sich zu den Sternen empor.

Der Muth und seine Familie.

Muth war einst der schönste, aber auch der feurigste und ungestümste Jüngling. In seinen reifern Jahren erhob

er sich durch Besonnenheit und gediegene Kraft zum Ideal der Männlichkeit. Das aus jeder Miene hervorleuchtende Bewußtsein, daß er die ihm innewohnende Kraft nie mißbrauche, sondern sie stets nur zu edlen und großen Zwecken anwende, gab seiner Schönheit einen eigenen Reiz. Alle fürchteten ihn, weil er selbst furchtlos war, liebten ihn aber in eben dem Grade, wie sie ihn fürchteten.

Er genoß das seltene Glück, sich der Liebe dreier Gattinnen zu erfreuen, schön und tugendreich. Zuerst vermählte er sich mit der Tapferkeit, dann mit der feurigen Kühnheit, zuletzt mit der sanften Besonnenheit. Von ihnen erhielt er eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Am glücklichsten fühlte sich Vater Muth in seinen Töchtern. Unter ihnen war sein Liebling die Großmuth, eine stattliche Jungfrau voll edler Gesinnung. Sie ließ gern Gnade für Recht ergehen, und zeigte sich stets bereit, dem Besten Anderer nicht geringe Opfer zu bringen. Nicht minder werth war dem Vater auch das zarte liebliche Töchterchen Anmuth mit lächelndem Frühlingsgesichtchen, und die stille Sanftmuth, freundlich und mild wie die Abendröthe, deren weiche Herzensgüte jedes Herz für sich gewann, wenn sie die, zwischen Brüdern und Schwestern waltenden Zwiste als Vermittlerin ausglich. Nach diesen stand in des Vaters Gunst die bescheidene Demuth, ein Mädchen von so anspruchlosem Wesen, daß sie das geringste fremde Verdienst höher hielt als ihr höchstes eigenes, jedem der Geschwister den Vorzug willig vor sich einräumte, und sich

selbst immerzu mit dem letzten Range und dem letzten Platze begnügte.

Die sich stets gleich bleibende Langmuth erwarb sich mehr die Achtung als die Liebe der Ihrigen. Das heimliche Wesen und die stille Trauer der blassen Tochter Wehmuth ergriff oft des Vaters Innerstes, und er fühlte sich von der holden Schwärmerin, wenn sie sich in der leisen grauen Abendstunde zu ihm gesellte, und, in Thränen lächelnd, sich an seine Brust schmiegte, so bewegt, daß er sie oft an das Herz drückte, und die Blicke ahnungsvoll zum gestirnten Himmel erhob. Dagegen konnte er seine Abneigung gegen die Schwermuth kaum bemeistern; ihr ungeselliges finsteres Wesen hatte für ihn etwas Drückendes und Zurückstoßendes. Die Unglückliche zog sich auch, scheu wie sie war, gern in die Einsamkeit, und konnte da, taub für alle Vernunft- und Trostgründe, tagelang weinen, weil sie sich einbildete, ihre Lage sei entsetzlich, und sie selbst rettungslos verloren. Eigentlich verhaßt war dem Vater unter allen Töchtern nur Eine: die Muthlosigkeit, deren blödes, albernes und höchst zaghaftes Wesen seiner eigenen Natur so ganz entgegen war. Auch die Brüder und Schwestern hatten wenig Verkehr mit ihr; sie schloß sich daher an die Schwermuth, mit welcher sie dann ihre Klagen vereinigte.

Weniger glücklich war Muth mit seinen vielen Söhnen. Seine volle Liebe besaß der Heldenmuth. Leider raubte ihm der lorbeerreiche Tod auf dem Schlachtfelde den herrlichen Jüngling in der Blüte seiner Vollkraft! Der wuthentbrannte Vater wollte, den Tod des Sohnes zu rächen, dem

Gefallenen fürchterliche Opfer bringen, allein der hochsinnige jüngere Bruder wußte ihn davon abzuhalten, indem er ihn auf das häßliche Wesen der Rachsucht und Grausamkeit aufmerksam machte. Weil aber der wackere Edelmuth das väterliche Haus oft verlassen mußte, indem er häufig gerufen wurde, bald, um eine Versöhnung zwischen erbitterten Feinden zu bewirken, bald einem Beleidiger Verzeihung zu erwirken, bald, die Theilnahme für einen Unglücklichen zu erwecken, so übernahm Bruder Gleichmuth, der alle Schläge des Schicksals stets mit unerschütterlicher Gelassenheit ertrug und sich auf das Trösten trefflich verstand, die Sorge für das wunde Vaterherz.

Es würde ihm auch gewiß gelungen sein, den leidenden Vater vollends zu beruhigen, weil auch Bruder Wohlgemuth die ganze Heiterkeit seines jovialen Wesens aufbot, um alle düstern Bilder und traurigen Gedanken aus der Seele des Vaters zu verscheuchen. Leider aber fand der gute Alte in seiner Familie bald das größte Unglück durch die drei ungerathenen Söhne: Wankelmuth, Hochmuth und Übermuth.

Der Wankelmuth ließ sich in eine Menge von Geschäften und Verbindungen ein, brach oft sein Wort und hielt fast niemals zu, da er jeden Augenblick einen andern Entschluß faßte. Er entwarf Pläne auf Pläne, ohne einen einzigen auszuführen, änderte mit jedem Tage seine Ansichten und Gesinnungen, und versprach Alles, ohne je ein Versprechen zu erfüllen. Dadurch wurde er immerzu in verdrießliche Händel verwickelt, die dem alternden Vater vielen Kum-

mer verursachten. Der aufgeblasene, lieblose Hochmuth, Alles tief unter sich erblickend und voll Verachtung gegen alle Welt, erlaubte sich bittern Spott, Schmähung und erniedrigende Kränkungen gegen Jeden um so mehr, als die noch verwegneren, rasenden Brüder Muthwille und Übermuth bald seine unzertrennlichen Gefährten wurden und ihn dahin brachten, daß ihm nichts mehr heilig und ehrwürdig blieb, und er sich berechtigt glaubte, Recht und Sitte mit Füßen treten zu dürfen.

Die Frevel dieser Tollen zogen ein Ungewitter von Unfällen auf das Haus. Nun gelang es endlich der unholden Schwermuth sich in das Herz des gebeugten Vaters einzuschleichen, welches die Finstere jetzt nach Willkür zusammenpreßte und quälte, wobei ihr die Schwester Muthlosigkeit, mehr aus Blödsinn als aus Bösartigkeit getreulich Beistand leistete. Dazu gesellte sich auch der verkrüppelte, zwerghafte, immer sieche und traurige Bruder Kleinmuth, mit dem der bleiche, knöcherne, untheilnehmende Kopfhänger Mißmuth gemeinschaftliche Sache machte.

Diese vier Unholde legten sich wie Vampyre an die Brust des Vaters, dem sie das edelste Lebensblut entsogen, und sie wurden durch ihren frechen Bund bald so mächtig, daß sie die übrigen Geschwister theils unterjochten, theils vertrieben.

Zum vollständigen Siege fehlte ihnen nur noch Einer.

Und siehe da! der schwarze, häßliche, sich selbst verhaßte Unmuth trat in den Bund, und ging in seinem tückischen Grolle so weit, daß er den Vater in einer schauerlichen

Nacht überfiel, und ihn erwürgte. Als die Frevelthat verübt war, flohen Alle, vom Entsetzen ergriffen. Die Wehmuth allein blieb weinend bei der verlassenen Leiche.

Der Brunnen und die Schöpfenden.

In einem Walde stand ein Brunnen. Einige winzige Männlein, zwergartige Figürchen kamen dahin, Wasser zu schöpfen. Sie senkten ihre Gefäße in die Tiefe, zogen sie nach langem Harren wieder herauf, und sahen mit Verdruß, daß sie nur wenige Tropfen gefangen hatten. Die Zwerglein ließen sich aber nicht abschrecken und wiederholten den Versuch. Jetzt war aber nicht einmal die Spur von einem Wassertropfen zu finden. Zürnend sagten sie: Laßt uns gehen! Der Brunnen ist ausgeschöpft.

Da sie eben den Wald verlassen wollten, trat ihnen ein Mann von hoher, edler Gestalt entgegen. Die Männlein riefen ihm zu, er möge sich nicht bemühen, denn der Brunnen sei ausgeschöpft.

„Das mag euch scheinen!“ sagte der Mann mit der hohen Gestalt, schwieg, senkte das Gefäß in die kühle Tiefe — und siehe da! das hellste reinste Wasser schimmerte den staunenden, verstummenden Figürchen in dem heraufgezogenen Gefäße entgegen.

Dem Brunnen gleicht die unerschöpfliche Natur. Er, dem Kraft und Größe mangeln, beklagt ihre Erschöpfung,

den Mangel des Neuhervorquellenden, indeß sie dem Genius ein nie versiegender Quell bleibt.

Die Kritik.

Kritik, eine Tochter des Fleißes und der Wahrheit, wurde, kaum geboren, der Säugamme Gerechtigkeit übergeben, und im Tempel der Weisheit erzogen. Nachdem ihre Bildung vollendet war, bestimmten die Olympier sie zur Lehrerin der Phantasie. Mutter Wahrheit gab ihr ein Zepter von besonderer Art. Die obere Spitze war in Ambrosia getaucht, mit Amaranthen und Lorbeern umwunden, das untere Ende aber mit Cypressen und Mohnblättern, und mit Tropfen aus dem Strome der Vergessenheit benetzt. Nebst dem erhielt sie auch eine ewig brennende Fackel der Wahrheit, und berührte das Echtbefundene mit des Zepters Unsterblichkeit verleihender Amaranthenspitze; das Unechte aber bethaute sie mit letheischen Tropfen, Vergessenheit oder Zerstörung bewirkend. Insbesondere fand sie eine große Anzahl von Werken, in denen Schönheiten und Mängel so innig verschmolzen waren, daß sie oft, ungeachtet des hellsten Fackelglanzes, das Zepter zweifelnd in der Hand hielt und nicht wußte, ob sie diese Zwitter mit Ambrosia oder mit Lethe benetzen sollte. Aus Besorgniß, das Zepter der Gerechtigkeit in so zweifelhaften Fällen irrig anzuwenden, über-

trug sie die Entscheidung über jene Geistesprodukte dem Ausspruche der Zeit.

Die Urtheile der Zeit, einige Launen der Göttin ausgenommen, widersprachen der Gerechtigkeit selten. Einige Werke wurden durch einen Schwung der Sense auf immer vernichtet, andere, die schon mit stolzer Sicherheit der Unsterblichkeit entgegen zu gehen glaubten, schrumpften nach und nach zusammen. Während die Zeit ihr Amt auf solche Weise verwaltete, brach eine barbarische Horde hervor, deren Führer: Vorurtheil, Unwissenheit und falscher Geschmack, sich des Tribunals der Kritik bemächtigten. Die zürnende Göttin verließ die Erde und zerbrach beim Scheiden in ihrem Unmuth das Zepter der Gerechtigkeit. Schmeichelei fing die Splitter der ambrosischen Spitze auf, der letheischen aber bemächtigte sich die Feindseligkeit.

Die Verehrer der Schmeichelei, unter welche die süße Göttin die ihr zugefallenen Ambrosia-Splitter vertheilte, hatten zur Untersuchung keine Fackel, verlangten auch keine, sondern berührten ohne Unterschied Alles, was Macht oder Eigennutz ihnen vor die Augen stellte. Die Gefährten der Feindseligkeit erhielten zwar eine Fackel, aber — von den Furien, daher sie auch die höllische Eigenschaft besaß, Alles im schlechten Lichte zu zeigen, zu entstellen und mit schwarzem Peche zu beflecken.

Die Schöpfung des Weibes.

Ein alter Mythos, neu erzählt.

Im Antiken-Kabinete der Menschheit bleibt die Gemme der Weiblichkeit stets das getadeltste und gesuchteste Stück. Das blinde Heidenthum, welches mitunter auch sehr hell sah, gab dem Weibe sogar einen göttlichen Ursprung.

Prometheus hatte sich erkühnt, den Göttern zum Trotz einen Mann aus Thon zu bilden, und ihn mit einer dem Jupiter selbst entwendeten Flamme zu beleben, denn er sollte durch seinen Geist den Himmlischen selbst gleich kommen. Das Werk war dem Menschenkünstler über alle Erwartung gelungen. Prometheus gab seinem Geschöpfe nach sich den Namen Epimetheus. Die zürnenden Olympier, die es übel nahmen, daß der Verwegene einen Eingriff in ihr ausschließendes Privilegium that, beschloßen sich zu rächen, und den Bildner von wegen des Mannsbildes auf das Empfindlichste zu beschämen und zu strafen.

Vulkan erhielt den Auftrag, ein Gegenstück, wie die Göttinnen selbst gestaltet, zu liefern. Er vollendete das Werk eben so schnell als gut. Die Gesammtheit der Olympier gab ihm die volle Zufriedenheit zu erkennen. Alle Götter und Göttinnen wetteiferten, zur Vollkommenheit des Kunstgebildes das Ihrige beizutragen. Die Göttin der Schönheit, das kaum geschaffene Frauengebilde in ihre Arme schließend,

entzündete im aufpochenden Herzen mit einem Kusse den Geist der Liebe und — der Gefallsucht. Lippen und Wangen- und Abendroth, und der Augen Zauberspiegel erglänzten von holder Schüchternheit und siegreicher Schlauheit. Venus selbst bedauerte, kein Mann zu sein, und wäre sie nicht die Göttin der Liebe gewesen, so hätte sie gegen die **Parvenue** aus Neid und Haß entbrennen müssen.

Der so schön Belebten verlieh Juno nun die weibliche Würde, zugleich aber auch eine nicht unbedeutende Fertigkeit der beweglichen Zunge, die, wenn nicht immer das erste, doch billiger Weise das letzte Wort spricht, um gebührender Maßen das, der Schönheit eigene Recht der Herrschaft zu behaupten. Diesen Vorzügen fügte die Göttin noch eine kleine Zugabe von Launenwechsel und Zorn bei, der der Reizenden so wohl läßt, nebst einem unversiegbaren Springquell von Thränen, die ihre Wirkung nie verfehlen.

Minerva ertheilte der Schönen Unterricht im langweiligen Stricken und Nähen, lehrte sie die Kunst der Stickerei, die Erfindung unzähliger Formen, des bezaubernden Farbenspiels und des schönen Faltenwurfes der Gewänder, und hielt ihr überdies Privat-Vorlesungen über die Putzsucht, welcher ein Heer von Moden sein Dasein verdankt.

Hermes versah die Geschmückte mit einem Schatz von List und Gewandtheit, um der Liebe hülfreiche Mittel und Kunstgriffe zu ersinnen, feine Plänchen zu entwerfen, und die sich entgegenstellenden Hindernisse zu besiegen. Nebstbei wußte der schlaue Gott dem holden Wesen auch einen Theil der ihm eigenen Vorliebe für den Reichthum einzuflößen.

Phöbus verlieh der Gewandten die Gabe, die süßesten Worte der Zärtlichkeit mit des Wohllautes weichstem Schmelze zu sprechen, die Zauberkraft des entzückenden Gesanges, und ein Brillantfeuer des frohsinnigsten und lieblichsten Witzes.

Jetzt kamen die Grazien, halfen der Reichbegabten Toilette machen, ordneten die Lockenfülle, die das schön geformte Haupt umfloß, und schmückten sie mit Blumen und mit dem wallenden Schleier, welcher das Rosengesicht und die schlanke Gestalt spielend umflatterte. Zuletzt brachten sie ihr einen Gürtel, Aphroditens Gürtel nachgebildet, welcher die zarteste Sittigkeit mit allem Liebeszauber vereinigte. Da Alles vollendet war, hielten sie der Geschmückten einen Spiegel vor, doch nur auf einen Augenblick.

Ein Strahl des Bewußtseins ihrer Reize durchflog das holde Wesen, verschwand aber so schnell, daß die Erröthende nur ein flüchtiges Traumbild zu schauen wähnte und die Selbstbeschauung nicht jenen Grad der Eitelkeit hervorbringen konnte, die in allen Mienen den Gedanken: „Wie bin ich doch so schön!" zum Nachtheil der Schönheit selbst unaufhörlich verkündet.

Man nannte das herrliche Geschöpf Pandora, die Allbegabte.

Alle Götter fühlten sich bei ihrem Anblick elektrisirt und glühten von Liebe, so wie die Göttinnen von Neid und Reue über ihre übereilte Freigebigkeit. Die Eifersucht erwachte in den olympischen Schönen. Juno ertheilte daher, im Namen Aller, den Befehl, die Gefürchtete sogleich vom Olymp zu entfer-

nen, und gab der Abreisenden zum ewigen Angedenken ein goldenes Kästchen.

Aber — wie sollt' es nun dem Manne des Prometheus ergehen, wenn schon der ganze Olymp durch die Bezaubernde in Verwirrung kam?

Der einsame Epimetheus wandelte, als die wunderbare Erscheinung zur Erde hernieder schwebte, am Ufer des Meeres in tiefsinnige Betrachtungen verloren, und mit nichts Geringerem beschäftigt, als das Wesen der Dinge, die Gesetze der Natur und den Zweck des Weltalls zu ergründen, für dessen Herrn und Gebieter er sich hielt.

Armer König der Schöpfung! Welche entsetzliche Veränderung steht dir in einem Augenblicke bevor!

Er sah die Herabschwebende und hielt sie zuerst für einen Regenbogen, dann für eine der Göttinnen, von welchen Prometheus ihm erzählt hatte, endlich gar für die aufgehende Sonne, denn er fühlte sich ganz entzündet und stand wirklich in Flammen. Er vergaß das Wesen der Dinge, die allgemeinen Gesetze der Natur, den Zweck des Weltalls und seine eigene Herrlichkeit und Gebieterschaft, sah nur das Wunder der Schönheit vor sich, sank vor der menschlichen Göttin auf die Knie, und ergoß sich in einen Feuerstrom des Entzückens.

Prometheus schaute auf die zärtliche Scene von einem Berggipfel herab und seufzte, da er sein erhabenes Projekt so unerwartet vereitelt sah. Vom Olymp scholl ein unbändiges Gelächter herab.

Pandora horchte auf den vor ihr knieenden Redner,

erröthete, schwieg, schien ihn nicht zu verstehen, schlug die Augen nieder, und reichte ihm endlich, ohne ein Wort zu sprechen, das goldene Kästchen. Epimetheus, dadurch ermuthiget, ergriff mit der Linken die schöne Gabe, während sein rechter Arm die noch schönere Geberin umschlang. Der Kühne ruhte jetzt nicht, bis er das Geständniß der Gegenliebe erhielt.

Als endlich die Flitterwochen und ihr Taumel vorüber waren, öffnete das Ehepaar gemeinschaftlich das Geschenk der Juno, aber — o weh! ein Heer von rabenschwarzen Sorgen flog heraus. Pandora weinte, Epimetheus verzweifelte. Da trat Prometheus zu ihnen und sagte: „Die Götter sandten euch zwar ein großes Uebel, doch steht es in eurer Macht, viel für dessen Verminderung zu thun. Alle Sorgen sind leider los; die Hoffnung aber ist auf dem Boden des Kästchens zurück geblieben. Behaltet ihr nun diese nebst der Liebe, so könnt ihr, fürwahr! noch sehr glückliche Menschen werden.

Gedanken vor einer Wage.

Sowohl Themis, die strenge Göttin uneigennütziger Gerechtigkeit, als auch Merkur, der schalkhafte Gott des gewinnsüchtigen Handels und der Patron der noch gewinnsüchtigeren Diebe, — beide Gottheiten werden mit einer Wage abgebildet. Themis hatte, wenn wir dem Homer

glauben dürfen, beim Göttermahle im Olymp die Vertheilung der Speisen über sich; vermuthlich müssen die gefräßigen Götter, wie die Kinder, öfter gezankt haben, wenn einer sich eine etwas größere Portion zueignete als der andere. —

Merkur hat dafür die eigentliche Gold- oder Dukaten-Wage; sie ist immer hellglänzend, weil sie unaufhörlich gebraucht wird, wogegen die Wage der Themis manchmal Rostflecken bekommt. Ein Mysanthrop könnte daraus schließen, daß in der Welt der Eigennutz mehr zu thun hat, als die Gerechtigkeit.

Die Menschen lassen sich sehr ungerne moralisch abwägen, und dennoch hat Jeder die Passion, alle Andern auf die Wage zu legen.

Eine Wage befindet sich dann im Gleichgewicht, wenn die Zunge senkrecht stille steht; wendet man dies auf die Weiber an, so befinden sie sich wohl nie im Gleichgewicht, oder höchstens dann, wenn der traumlose Schlaf es herstellt.

Die Fama ist mit ihrem Urtheil über Menschen und Handlungen lange schon fertig, wenn Vernunft und Gewissen lange noch unschlüssig bleiben, denn sie legt Alles auf die Schnellwage.

Man hat eigene Dukaten-Wagen, um zu ersehen, wie viel jedes Goldstück — durch das Beschneiden von fremder

Hand — an seinem wahren Werthe verlor. O gäb' es doch auch moralische Goldwagen, um zu erfahren, wie viel mancher gute Mensch von seinem herrlichen Wesen blos dadurch verloren hat, daß er vom bösen Schicksal und von bösen Menschen so grausam beschnitten wurde.

Es gibt Leute, mit denen blos deshalb so schwer umzugehen ist, weil sie jedes Wort eines Andern auf die Dukatenwage legen. Möchten sie doch bedenken, daß die Dukatenwage zwar das beste Metall wägt, daß sie selbst aber unter allen Wagen die kleinste ist, und selbst am leichtesten wiegt.

Wer immer die Dukatenwage in der Hand hält, bringt sich selbst um den besten Genuß — sowohl der Menschen als der Bücher.

Ananas-Gleichnisse.

Die Welt läßt sich mit einer Ananas vergleichen, denn sie ist eine Frucht, die für den Glücklichen den lieblichsten, für den Unglücklichen den widerwärtigsten Geschmack hat, für den Fröhlichen den süßesten, für den Traurigen den bittersten; für den Reichen ist sie gar ein auserlesenes Geschmacks-Potpourri, für den Nothleidenden aber eine glänzende Steinfrucht, schön anzusehen.

Im Fruchtgarten der schönen Literatur und Kunst gibt's eine eigene Klasse von Ananas-Liebhabern und Ananas-Gourmands. Sie legen in jedes Kunstwerk ihre frivole Individualität hinein, saugen dann ihren Lieblingsgeschmack heraus, und finden das Geschmacklose am schmackhaftesten. Das schöne Geschlecht überhaupt — mit Ausnahme von sehr Wenigen — betrachtet die schöne Literatur als eine Ananas von Spielen und Gefühlen für Herz und Scherz. Dabei machen viele Weiber und Mädchen sich gerne durch Kunst zu dem, wozu die Natur sie schon gemacht hat — zu Ananassen der Liebe und des Lebens, indem sie sich — so viel's leicht sein kann — oberflächliche Kenntnisse und Notizen anschminken, um sie bei Gelegenheit der männlichen Welt als Geschmacksorten einer gewissen Ananas-Bildung zum Besten zu geben.

Betrachtungen über Krebsgang, Krebsfang und Krebsnaturen.

Die Krebse sind, gleich den Menschen, fast über den ganzen Erdboden zerstreut. Nur in Sibirien hat man bis jetzt — zwar Menschen, aber keine Krebse entdeckt. Alle Landkrebse haben Neigung zum Wasser, alle Wasserkrebse gehen Nachts gerne auf das feste Land. So sind auch die Menschen; sie thun gerne das, was ihrer Natur entgegen ist. Die alten Naturhistoriker erzählten einst, daß die Kreb-

se den im Sande liegenden Goldstaub verzehren; ist der Mensch darnach weniger begierig? Ich glaube, die Alten stellten dieses Mährchen nur als ein allegorisches Bild des Menschen auf.

Wenn mehrere Krebse um eine Krebsin werben, so fallen oft so furchtbare Schlachten vor, daß das Schlachtfeld mit zerbrochenen Scheren und Füssen bedeckt wird. Ach, wie so manche menschliche Krebsin war die Ursache trojanischer Kriege und zerstörter Ritterburgen!

O könnten wir Menschen uns doch so manche Eigenschaft von den Krebsen aneignen! Vor Allem ihr jährliches Abwerfen der hornartigen Schale und ihre Reproductionskraft. — Das Gemüth der besten Menschen erhält durch Leiden und Unglücksfälle, getäuschte Erwartung, fehlgeschlagene Hoffnung, Verkennung, Undank und Mißhandlung, allmälig eine bedeutende Verhärtung, wodurch sie dann oft Mysanthropen werden. Wie schön wär's, wenn man diese feindselige Unglücks-Kruste wieder abwerfen und wenigstens einige Zeit hindurch — bis zur aufgedrungenen neuen moralischen Hornhaut — wieder weich und menschenfreundlich werden könnte! — Und wenn erst gar unser Inneres die Reproductionskraft des Krebses hätte! Ach, wie gut wär's, wenn wir Menschen, so wie die Krebse ihre durch Zufall oder im Kampfe mit ihres Gleichen eingebüßten Scheren, Füße oder Fühlhörner in kurzer Zeit wieder ergänzen, die edlen Theile unsers schwer verwundeten Innern, so manche uns gewaltsam entrissene schöne Gemüths- und Geistesgabe wieder hervorbringen könnten! Wie schön wär's, wenn der

Redliche, der sein Herz immer auf der Zunge trug, vielfach betrogen und verrathen, die verlorne Offenheit in sich neu hervorbringen könnte; wie schön wär's, wenn der mit Undank belohnte Menschenfreund seine ehemalige Wohlthätigkeit, der mißhandelte Gerechte seinen vorigen Edelmuth, der von Bosheit und Falschheit Zerrissene seinen verlornen Glauben an die Menschheit, der vom Unglück Zermalmte den geraubten Verstand, der verhöhnte Gutmüthige sein einst gehabtes Mitgefühl, der in Gemeinheit Versunkene seinen entweihten und entwichenen Schönheitssinn, der von Leiden Entnervte die Kraft seiner bessern Zeit, die Entehrte die einst so liebliche Unschuld und Reinheit ihres Herzens, der Verbrecher den entflohenen Frieden seiner Seele reproduziren könnte! Leider entbehrt der Mensch diesen Vorzug des Krebses, und wird dagegen so oft die Beute des ärgsten aller Krebse, — des moralischen, der schauderhaftesten Gemüths- und Seelenkrankheit, die mit dem Gift des Lasters unser Inneres auflös't, unsere herrlichsten Gaben verzehrt.

Und werden wir Menschen nicht oft, gleich den Krebsen, von dem unbarmherzigen Schicksal oder von noch unbarmherzigeren Menschen mit siedender Essigbrühe übergossen, oder gar in einen glühenden Topf voll Aqua tofana eingekocht, daß wir mit brennender Wundenröthe herauskommen, als Blutzeugen unserer ausgestandenen Leiden im Schmerzen-Scharlachmantel?

Dafür hat der Flußkrebs das Vergnügen, daß er bei

der jährlichen Häutung auch einen ganz neuen Magen bekommt, der den sich ablösenden alten verschlingt und verdaut. Was gäbe mancher reiche Schlemmer, manche genäschige Dame, wenn sie statt des verdorbenen alten Magens jährlich einen neuen bekommen könnte! Freilich würde dadurch eine Menge von Krankheiten ganz verschwinden, mit denen zugleich eine Menge von Ärzten verschwinden müßte, deren Beutel die Schwindsucht bekämen!

Aber welche auffallende, sonderbare Ähnlichkeit zwischen Krebsen und — so manchen Menschen! Der Krebs hat seinen Magen im Kopfe in der Nähe der Augen. O wie viele Menschen scheinen ihren Magen im Kopfe zu haben! Wenigstens geht ihr ganzes Dichten und Trachten, Thun und Lassen auf den Magen, für den sie mit rastlosem Eifer sorgen, der ihnen stets im Kopfe liegt, auf den alle ihre Gedanken gerichtet sind, den sie nie aus den Augen lassen. —

Der Bernhardskrebs ist das wahre Sinnbild der Selbsterkenntniß und der Klugheit. Sein Hintertheil ist nicht, wie bei andern Krebsen, mit einer harten Schale, sondern nur mit einer weichen Haut bedeckt. Um sich daher vor Verletzungen zu sichern, sucht er sich ein leeres Schneckenhaus, das er bezieht und mit sich nimmt. Und dennoch wird er von den Naturhistorikern auch der Soldat genannt! Warum? — Wir lachen und spötteln über das Rückwärtsschreiten des Krebses, und sehen doch so häufig, daß sehr viele Menschen und Künstler, sobald sie ein gewisses Ziel glücklich oder mühsam erreicht haben, ohne weiteres den

Krebsgang gehen. Sahen wir nicht schon, daß ganze Literaturen, ja sogar ganze Völker den Krebsgang nahmen? Und doch wär's oft recht gut, wenn manches den Krebsgang ginge und lieber zum Alten zurückkröche! — Man lockt und fängt die Krebse in ihren Teichhöhlen am besten in der Nacht bei Fackelschein; auch die Menschen lassen sich im verwirrenden Dunkel und durch blendenden Schein am besten fangen! —

Uhren, Menschen und Bücher; eine Parallele.

Seit dem Augenblick, da ich die erste Zeile meines ersten Werkes niederschrieb, bis zu dem gegenwärtigen, sind mir, wie Dir, mein Leser, viele Stunden verronnen. Und so wie ich selbst am Anfang eines Werkes nicht weiß, ob Tod und Schicksal mir auch gestatten werden, es zu vollenden, eben so hast auch Du, mein Leser, nicht Siegel und Brief, ob jene zwei Potentaten Dir erlauben werden, dieses Werk, wenn Du wirklich willst, zu Ende zu lesen. Das soll uns aber nicht kleinmüthig machen. Schlägt unser letztes Stündlein, so kommt's nur darauf an, daß wir ein gutes Gewissen haben; in allem Übrigen lassen wir Ihn walten, den Herrn des Lebens und des Todes, der uns in diese Erde nur wie junge Pflanzen zusammen setzte, um uns in eine bessere zu verpflanzen.

Der Anblick einer jeden Uhr, so wie ihre Schläge, sollte den Menschen in eine sehr ernsthafte St immung versetzen, weil ihm dabei Zeit und Ewigkeit vor die Seele treten. Unter allen Uhren aber kann wohl keine uns feierlicher stimmen als die Sanduhr, die uns zugleich an den Sandmann erinnert. So verschieden aber die Stunden sein mögen, die ich und Du, mein Leser, während dem Schreiben und Lesen, erlebt und Andere erleben gesehen haben, eben so verschieden als diese und die wechselnden Zeiten überhaupt, sind auch die Uhren sehr bedeutende warnende Sinnbilder! Bedenken wir aber dies nicht, so werden uns die verschiedenen Arten der Uhren schon dadurch interessant, daß sie eine so auffallende Ähnlichkeit mit Menschen und Büchern zeigen. Man kann, wie ich es sogleich thun werde, jede Art von Uhren mit einer gewissen Art von Menschen und Büchern zusammenstellen; ich sage z. B. so

Thurmuhren sind uns alle die unsterblichen Heroen der Vorzeit, die uns selbst in ihrer Höhe und Entfernung groß erscheinen, und deren mächtige Stimmen aus weit entlegener Vergangenheit uns noch jetzt entgegen schallen, imponirend durch Geist und That. Die Zeit selbst ist der hohe Thurm, auf dem wir, hinauf blinzelnd, sie erblicken. Im Reich der Wissenschaft und Kunst sind Thurmuhren alle jene Werke des Genies, nach denen untergeordnete Geister sich richten, Nachahmer ihr Thun und Treiben regeln.

Taschenuhren sind wir selbst gegen jene Riesen. Unsere

Zeit liefert überhaupt gern Alles im Taschenformat, selbst Köpfe und Herzen. Wär's möglich, so gestaltete sie Riesen im Taschenformate. Die feingekünstelten Werke der schönen Literatur haben zierliches Taschenformat. Taschenbücher sind die Sinnbilder der neuesten Literatur.

Wanduhren sind Hausfrauen, die ihren Namen mit Recht verdienen, weil sie, in ihren vier Wänden hausend, ihr eigentliches Leben und Regiment führen. In Häusern, wo die Wanduhr unrichtig geht, hält die Hausfrau nicht auf Ordnung. Man sieht jetzt mehr Ex-Hausfrauen als andere. Hausfrauen, die zwar wacker und rüstig, dabei aber in ihren Häusern etwas laut und heftig sind, gleichen den Wanduhren mit lärmenden Weckern. In der Literatur sind alle wahrhaft gemeinnützigen Werke den Wanduhren zu vergleichen.

Ringuhren und jene sehr kleinen Miniatur-Uehrchen, die von den Damen an goldenen Ketten als Halsschmuck getragen werden, und in der großen Welt paradiren, sind die Ebenbilder jener paradirenden Damen selbst.

Springuhren sind melancholisch-sanguinische Menschen, die mit den schnellsten Uebergängen von einem Extrem in's andere hinüber springen, vom tiefsten Schwarz in's freundlichste Rosenfarb. Auch die unaufhörlichen Bonmotisten sind witzige Springuhren. Dagegen finden wir lebendige

Spieluhren in jenen holden Modefräulein, die mit dem lieblichen Glockenspiel ihrer Reize und Sentiments zu bezaubern wissen, sobald sie glauben, daß ihr Fangstünd-

chen schlagen könnte, wo sie dann herzlos in Liebe zerfließen, und ohne Liebe ganz Herz zu sein scheinen.

Repetiruhren sind Menschen von mittelmäßigen Talenten, die sich aber gern produziren, folglich das Wenige, was sie wissen, bei jeder Gelegenheit an Mann bringen wollen, und wiederkäuen, was Jeder schon weiß.

In der Literatur gehören hieher alle Schriftsteller, die fremde Werke ausschreiben, und, mit andern Worten, das von Andern Gesagte wiederholen.

Sekundenuhren sind jene äußerst emsigen Ameisen-Menschen, die sich den ganzen Tag regelmäßig ab- und zerarbeiten, und, im Kleinsten geschäftig, gar nicht wissen, daß auch ein Großes existirt. Hieher gehören auch die bis in's kleinste Detail unsäglich mühsam gelehrten Werke.

Wasser- und Sanduhren stellen uns schwerfällig-melancholische Menschen dar, die das Rechte und Heilige ehren, aber — ohne zu leben — den Tod immer dicht vor den Augen haben, und — mit Verachtung aller Rosenlauben — heroisch-fest immer nur Thränenweiden und Cypressen aufsuchen.

Sonnenuhren endlich nenne ich alle diejenigen, die das Höhere zwar im Auge behalten, aber — als sinnlich-vernünftige Wesen, naturgemäß leben. Ich halte diese für die Klügsten und Besten, und wünsche Dir, mein Leser, daß Du eine solche Sonnenuhr seiest, damit Du das Irdische recht und tadellos genießest und des Ewigen eingedenk und werth bleibest.

Gebet den Armen!

Diese Ermahnung gibt die heilige Schrift uns Christen, und legt sie uns dringend an's Herz, weil sie die Wurzel der Nächstenliebe ist, da unter uns armen Menschen die Armen der größte Theil der Menschheit sind. — Helfen können ist so schön, daß nur Eines noch schöner ist: Helfen wollen! Ein Reicher und Großer der Erde kann viel thun, ein liebevoller, gerechter Mensch — geradeweg — oft noch viel mehr. Wer auf die Strohhütte des Armen einen Goldregen fallen läßt, handelt hülfreich; wer aber zum Leidenden in die Hütte hinein kriecht, gibt mehr als Gold, — gibt sich selbst. Je schwieriger etwas zu vollbringen ist, um so verdienstlicher ist der Vollzug; je saurer die Pflichterfüllung, desto süßer die Frucht der erfüllten Pflicht. Gebet den Armen, — aber mit offenem Auge! — Derjenige Theil der Armen, der mit ausgestreckten Händen fordert und das Dargereichte gierig und jubelnd nimmt, ist die weniger würdige Hälfte dieser Klasse. Die Edleren unter ihnen beben zurück vor dem Gedanken, ihr Elend zur Schau zu tragen. Sie fassen sogar den Tribut, welchen Mitleid und Milde ihnen darreichen, mit geheimem Schauder, und ihr Dank ist weniger warm und wortreich, weil Verzagtheit und Beschämung ihre Zunge lähmen. Allein, nicht nur das moralische Zartgefühl, sondern auch der Stolz bringt diese Wirkung hervor.

Wenn dieser Stolz aber schon beim physischen Mangel unerträglich und nachtheilig ist, wie viel mehr muß er es da sein, wo Mangel an Geist und an Herzen eintritt! Gerade um so viel mehr, als Beide über dem Körper stehen. Und doch — wie sonderbar! Wer an physischer Habe darbt, fühlt sein unbefriedigtes Bedürfniß, fühlt — daß er arm ist; die an Geist und Herzen Armen aber glauben es nicht, daß sie arm sind, und zwar um so weniger, je ärmer sie sind und je mehr ihnen fehlt!

O ihr — an Geist und Herzen Armen! wie sträflich seid ihr! Der physische Mensch muß darben, weil sich oft kein Retter findet, weil er ferne oft vom Hause der Wohlthätigkeit, und die Hand der Nächstenliebe nicht bis in seine morsche Hütte hinabreicht. Aber euch, ihr Armen an Geist und Herzen! euch stehen tausend Quellen offen zur Befriedigung, Nahrung und Labung. Euch winken Schätze zu sich — und ihr verschmäht sie; euch steht die offene Tafel des Schönen und Guten bereit — und ihr meidet sie.

Weh' euch, ihr Armen an Geist und Herzen! Ihr sterbet einen ewigen Hungertod, und wollt nicht erkennen, nicht verbessern euer trauriges Loos. Wer aber möchte darben, wo er im Ueberflusse schwelgen kann? O ihr Armen an Geist und Herzen! laßt fahren euren Wahn von Wissen, das ihr nicht besitzt! laßt fahren die Geringschätzung dessen, was ihr nicht kennet oder zu kennen verschmäht! Ihr gleicht denen, deren geschwächte Verdauungswerkzeuge allen Nahrungsstoff verweigern und in Schwindsucht auszehren. Eilt hin zu den Schätzen, welche uns alle Zeiten und Völker der Vorwelt

hinterließen, und die Herrlichsten der Zeitgenossen uns darbieten! Eilt hin und genießet! Eure Begierde darnach wird wachsen mit jedem Genusse, so wie man die Eßlust erst dann fühlt, wenn man sie befriedigt.

Schwelgt an den gold'nen Tischen der Geistreichen! aber schwelgt mäßig und weise, um das Genossene auch weise zu verdauen; denn alles zu viel und zu schnell Aufgenommene bleibt unverdaute Masse, die keine Lebenssäfte zeugt.

Wohl dem an irdischen Gütern armen Menschen, der Seneca's Spruch beherzigt: „Reich ist, der mit dem zufrieden ist, was er hat." — Aber wehe dem, der diesen Spruch auf Ideen und Gefühle ausdehnen will! Denn, so wie der Körper — gleich jeder anderen Maschine — durch den Genuß sich abnützt, eben so unermüdlich und unerschöpflich ist der Geist, und seine Elasticität so mächtig, daß jeder Genuß, jede Anstrengung seine Kraft vermehrt, und er — selbst zu Boden geworfen, wie ein Ball — noch kräftiger in die Höhe springt, weil er für die Höhe bestimmt ist. —

Darum immer vorwärts! denn nur der Geist verschönert das Irdische, nur der Geist ist in uns das Ewige. Und mögen wir nun hienieden auch noch so arm auseinander gehen, unendlich reich treffen wir jenseits uns wieder! —

Ueber das, was man erfahren, und was man nicht erfahren soll.

Es ist schön und gut, Manches erfahren zu haben, — noch schöner und besser ist's aber, Manches nicht erfahren zu haben. Wer von vielen schwarzen Sünden gar nie gehört, viele glänzende Laster nie in ihrem Glanze gesehen hat, — der ist glücklich zu preisen gleich Demjenigen, dessen gesunden Leib ein Pesthauch nicht einmal angeweht hat.

So kann uns die Erfahrung oft ein Engel, noch öfter ein Teufel werden. Habe nichts erfahren, und — bleibe rein! Es ist besser, als Du habest viel erfahren und wissest Manches, was man lieber nicht wissen soll. Lebe nur mit Guten für das Gute; — Böses zu schauen und Böse zu hören meide wie den Anblick einer Hölle! denn alles Gute stärkt zum Guten, alles Böse vergiftet.

Und doch will der Mensch immer erfahren, und so Mancher brüstet sich mit seiner Erfahrung. Erfahrung in Schmerzen und Leiden ist ein läuterndes, Erfahrung in Freuden ein verzehrendes Feuer. Außerdem ist auch ein bedeutender Unterschied zwischen — viel gelebt zu haben in sich und außer sich, und zwischen viel durchschwärmt zu haben und in Vieles eingedrungen zu sein.

Die viel herumgekommenen Menschen nehmen gewöhnlich gegen die — ihrer Meinung nach im Nest gebliebenen Schwalben eine absprechende, beleidigende Arroganz an, und jedes dritte Wort ist ihre Erfahrung, ihre Welt- und Men-

schenkenntniß. Ihr Eigendünkel wird noch vermehrt durch ihr vieles Erzählen und Sprechen; denn jeder redselige Mensch überhaupt hält sich für den klugen Vormund Desjenigen, der weniger spricht. Die Zunge des Menschen soll aber als Concordia-Glocke nur dann läuten, wenn die Stunde des Geistes oder des Herzens geschlagen hat. Wehe über jedes Mädchen, das in der Liebe eine Anleitung, wehe über jedes Weib, das für ihren Gatten einen anderen Rathgeber und Vermittler braucht als ihr Herz! Es gibt gar viele Dinge hienieden, die man aus keinem Buche und durch keine Erfahrung, sondern einzig und allein aus und durch sich selbst lernen kann. Alles angelernte Gute ist nicht den hundertsten Theil von dem werth, was aus dem Innern hervorquillt. Wer immer der Flamme eines fremden Beispiels bedarf, um sich für's Gute zu entzünden, wird schwerlich selbst für Andere ein Beispiel werden. Wer, gleich einem Ball, in die Höhe geschlagen werden muß, wird ohne Zwang und Gewalt von außen gewiß auf dem Boden liegen bleiben. Es kommt also nicht darauf an, was und wie viel man gesehen, gehört und erfahren hat, sondern wie? mit welchem Geiste? mit welchem Herzen? mit welchen Sinnen?

In der Natur und im Reiche der moralischen Erscheinungen wiederholt sich Alles. Das Alte kehrt wieder mit etwas veränderter Gestalt und Farbe, und stellt uns — gleich verschiedenen Fabeln über einen Satz der Moral — die alte Lehre in neuer Einkleidung vor die Augen. Aller Hauptgrundsätze sind wenige, und diese wenigen sehr einfach. Darum ist auch die echte Größe und das echte Glück

immer sehr einfach. Große Schriftsteller schreiben einfach: Raphael's Gestalten wären herrlich — auch ohne allen Farbenprunk.

Der Mensch von Geist und Gemüthstiefe wird aus wenigen Erscheinungen scharfsinnigere Bemerkungen und wichtigere Resultate ziehen, als der gewöhnliche Flach- und Schwachkopf aus einem ganzen Chaos sogenannter Erfahrungen. Erfahre wenig, aber beobachte viel! Welt-Erfahrungen gleichen oft bösen Zauber- und Höllen-Geistern, die uns mit vollen Geldsäcken zu irdischem Treiben versehen, damit aber verlocken, bis das, in ihr Netz verwickelte Weltkind seine vermeinten Schätze als schwarze Kohlen, und sich selbst am Rande des Verderbens erblickt. Der ewige Jude wandert fort und fort, und erfährt viel, und schaudert vor seinen Erfahrungen, und wir Alle schaudern bei dem Gedanken an ihn. In stiller Tiefe reift das Gold und der Edelstein, und in der einsamen Hütte, im Schooß eines Thales entfaltete sich mancher reiche Geist, manches tiefe Gemüth, herrlicher als irgend eine Weltbildung sie dressiren konnte.

Gäbe das viele Herumkommen immer auch viele Erfahrung, höheren Werth und mehr Recht zu Ansprüchen, so müßte die gemeinste Klasse dies am meisten geltend machen, weil sie, vom Schicksal gewöhnlich aus der Wiege herausgerissen, in das Weltgetümmel hineingeschleudert, und dann wie ein Ball von Menschen zu Menschen, von Ländern zu Ländern geworfen wird. Und doch ist dies nicht der Fall. Fehlt der innere Werth, so nützt alles Ankleben von

außen und alle äußere Politur wenig. Vielen wird das Herumkommen ihr Umkommen. Wer nicht eine schönere Welt in seinem Innern trägt, den kann alle Weltkenntniß und alle Weltklugheit weder erheben, noch veredeln, noch beglücken. So wie der kerngesunde Mensch weniger Nahrung bedarf als der krankhaft-organisirte, und dabei doch heiterer und kräftiger gedeiht als dieser: eben so bedarf auch der geniale bei weitem nicht die Menge von Erfahrungen und Kenntnissen, welche der talentlose und gewöhnliche Mensch nöthig hat, um gehörig erleuchtet zu werden, indem dieser erst nach vielen ähnlichen und wiederholten Erfahrungen zu Bemerkungen gelangt, welche dem hellen Kopf von Einem Blitz der Phantasie erleuchtet werden. Wer nicht den Sinn hat, fein zu bemerken und mit einem Blick eine ganze Gegend zu überschauen, mag noch so viel erfahren, er wird wenige oder sehr armselige Resultate ziehen.

Außerdem sind Beobachtungen vielgewanderter Menschen gewöhnlich nur oberflächlich, und müssen es auch sein, da es diesen meistens an Zeit, Gelegenheit, Verhältnissen und Fähigkeiten, oder an Fleiß und Ernst mangelt. Und überdies! Wer Vieles sieht, muß der deshalb auch richtig sehen? Da kommen dann absurde Behauptungen, und man thut sich über das Bizarre noch etwas zu gut. Als schneidenden Kontrast hören wir von andern Vielerfahrenen die gemeinsten, hundertmal schon gemachten Bemerkungen mit wichtiger Miene zum hundert und ersten Male vortragen mit einem kahlen Beispiele, das sie — o Wunder!

selbst erlebt haben. Hätten doch solche Menschen bedacht: Es sei besser, wenig erfahren und viel beobachtet zu haben. So manche wackere Hausfrau kommt wenig oder gar nicht in die große Welt; ihr kleiner Kreis ist der Tempel ihres Stilllebens, — und dennoch fühlt sie edler und denkt scharfsinniger als so mancher — von Zirkel zu Zirkel, von Land zu Land herumtaumelnde Wüstling, der Dinge erfahren hat, deren Existenz jene nicht einmal ahnt.

Vielgewanderte sind größtentheils auch Vielgestaltige, und präsentiren sich in mancherlei Charakteren als Kosmopoliten, Menschenfeinde, Übersättigte, Menschenkenner, Weltleute, Kunstliebhaber, Alliwisser u. s. w. Oft glauben sie Dinge vorzutragen, die wir alle — vielleicht früher als sie selbst — wußten, ohne gerade in Amerika oder Polynesien gewesen zu sein.

Wer Geist hat, kann im Nächsten auch das Entfernteste beobachten, im Kinde den Wilden, im Rohen den Barbaren. Um Menschen kennen zu lernen, bedarf es keiner Weltumsegelung. Für den hellen Kopf ist jede große Stadt ein Compendium von Welttheilen. Am meisten ist aber Derjenige zu preisen, der in seiner Heimat und in seinem nächsten Kreise gut zu Hause ist, sich selbst kennt und seine nächste Umgebung, und — wenn's rings um ihn her stürmt, eine Welt voll Frieden in seiner Brust findet.

Lob der Kugel.

Die Kugel ist unter allen regulären und irregulären Körpern der vollkommenste. Wo zeigt sich uns eine so, in sich selbst geschlossene Harmonie als in der Kugel? Wo sonst finden wir eine solche Einheit in der Mannigfaltigkeit? Wenn ich alle Kügelchen und Kugeln, von der kleinsten bis zur größten, die Musterung passiren lasse, so finde ich in jeder einen herrlichen Vorzug. Ich nehme zuerst die — zugleich gewichtigste und geringste von allen — die Kegelbahn-Kugel, und frage: Können alle neun Kegel zusammen Eine Kugel umwerfen? Und doch vermag Eine Kugel alle neun Kegel umzuwerfen! — Gehen wir zu den nobilirten Kegelbahn-Kugeln — zu den Billard-Kugeln über. Welche planmäßige Kunstbewegung voll Scharfsinn, Kraft und Mannigfaltigkeit! Wer kann den Flinten- und Kanonenkugeln die mächtigste, freudigste und leidigste Wirksamkeit und Entscheidung von Krieg und Sieg absprechen? — Und gehen wir nun von diesen wirksamsten zu den unschädlichsten über, zu den Seifenblasen; geben sie uns nicht das treffendste Ebenbild von dem Glanz und der Vergänglichkeit unsers schimmernden und flüchtigen Lebens? — Ihnen gleicht das Rad und die Kugel, auf welchen sitzend die Glücksgöttin abgebildet wird, die — wie alles Irdische und Zeitliche — rastlos und unstät dahingleitet. Lieblich glänzend schwebt die Leuchtkugel empor; man sollte glauben die Ehrgeizige

würde gewiß den höchsten Himmel erreichen. Aber, ach! sie zerplatzt, und der zertrümmerte Hochmuth fällt in verlöschenden Funken zur Erde hinab! — Die schönen farbigen Glaskugeln rufen uns mit all ihrer bunten Lustbarkeit die Warnung zu, wie kurz die Freude der Täuschung währt. — Blick' hin auf die Miriaden von Würmer- Insekten- und Vogel-Eiern! Aus der Kugelform entwickeln sich unzählige Heere von Leben. Die Kugelgestalt des kleinsten Thautropfens ist ein lebendiger Spiegel des Farbenprisma und die Kugel des Augensterns, deines edelsten und geistigsten Sinnes, o Mensch, nimmt die Kugel der Thauperle und die Weltkugel in sich auf. Selbst die herrlichsten der Himmelskörper, die Sonne, die dich zum Leben erweckt, und der Mond, der dich zur Ruhe des Schlummers einlullt, sie erscheinen dir in Kugelform. Das Wichtigste in der Natur hüllt sich in diese Gestalt. Darum ist es nicht zu tadeln, daß manche Weise der Vorwelt das Übersinnliche, ja die Gottheit selbst, versinnlicht sich in kreisförmiger Gestalt dachten, und die kreisförmig gewundene Schlange noch jetzt für ein Sinnbild der Ewigkeit gilt, als welches der edle Menschenfeind Typhon sie den Liebenden als Ring am Hochzeittage gab.

Journalproben.

I.

Probeblatt aus der Zeitschrift:

Der Träumer.

Wer kennt nicht Calderon's treffliches Schauspiel: „Das Leben ein Traum!" — Daraus geht die große Tendenz meiner Zeitschrift hervor, denn da das Leben ein Traum ist, so folgt, daß nur der Träumer wirklich lebt, der Wachende aber todt ist, mithin auch dieser träumenden Zeitschrift vor allen wachenden der Vorzug gebührt.

Ich werde in diesen Blättern bildlich beweisen, daß eine Menge von Dingen, denen man so großen Werth beilegt, nichts als Träume, manchmal sogar nur Schatten von Träumen sind, und daß uns Manches nicht närrischer träumen könnte, als wir es in der Wirklichkeit erleben.

Die Mannigfaltigkeit der Aufsätze in dieser Zeitschrift soll so groß sein als die im Reiche der Träume selbst, deren es unendlich verschiedene gibt, als: wache und Schlaf-Träume, lichte und schwarze, gesunde und fieberhafte, gescheidte und närrische, ermunternde und abschreckende u. s. w. Dabei verspricht die Redaction der Zeitschrift dem Leser, dafür

zu sorgen, daß sein Kopf nie zu viel angestrengt werden soll; sie wird vielmehr darauf bedacht sein, ihn nach Möglichkeit in einen sanften Schlummer zu wiegen, und ihn in einen süßen Zustand zu versetzen, worin er sich während des Lesens oft fragen muß, ob er wache oder träume.

Er soll aber nie zu sich kommen, sondern in Träume ganz eingewickelt werden, wie ein liebliches Wiegenkind. Wer träumt nicht gerne? Und mit Recht! denn der Vorzüge des Träumens sind viele, und große Träume sind ein Beweis von lebhafter Phantasie, regem Geist, und reizbarem Gemüth. Ein stumpfsinniger Mensch ist — so wie ihm der Schlaf die Augen schließt — eine Leiche. Träume verlängern also das Leben und ohne sie wäre der Schlaf ein stundenlanger Tod. Welch köstliches Vergnügen gewähren die Träume! Sie zeigen uns das, was die rauhe Welt von uns entfernt hält, z. B. dem Liebenden die ihm versagte oder weit entfernte Geliebte. Wie Vieles sehen wir in den Träumen schöner, als die Wirklichkeit es uns je sehen ließ! Der Herausgeber erinnert sich z. B. im Traume paradisische Gegenden von solcher Schönheit erblickt zu haben, daß weder die Natur noch das größte Malergenie sie so herrlich geben oder darstellen können. Im Traume wird der Mensch oft so potenzirt, daß er sich selbst übertrifft. Die Erfindungskraft thut Wunder. Der Träumende liest Werke, voll der herrlichsten, entzückendsten Gedanken, ja er schreibt sogar selbst Werke von so unerreichter Vortrefflichkeit, daß er beim Erwachen vor Schmerz vergehen möchte, den Inhalt vergessen zu haben.

Nebstbei verrichtet der Träumer oft Großthaten, die ihn historisch unsterblich machten, wenn er sie wachend gethan hätte. Schöne Träume sind allerdings ein Theil unsers zeitlichen Glücks; und da ihnen nur das Körperliche fehlt, so könnte man sie allerdings den geistigen Duft des irdischen Glückes nennen. Böse Träume haben dagegen das wirkliche Gute, daß sie — nur eingebildete Leiden sind, von denen mancher Mensch selbst im wachen Zustande sich quälen läßt.

Eine wahrhaft große Ansicht gewinnt das Träumen, wenn man bedenkt, daß es sogar eine eigene Traum-Nemesis gibt, indem das Gewissen durch Träume ein strenges Richteramt verwaltet, den Reinen durch Erscheinungen von Fried' und Freude lohnt, den Verbrecher mit Bildern des Entsetzens bestraft. Eben so wird auch der Träumer den Reinen und den Verbrechern in der moralischen und in der literarischen Welt Erscheinungen nach Recht und Verdienst vorschweben lassen, und zum Besten der Leser von jeder Art sollen sogar vorhersagende, zurathende und abschreckende Träume von Zeit zu Zeit fabrizirt werden.

Die gegenwärtige Zeitschrift soll aber nicht nur den Charakter des Träumers behaupten, sondern zugleich auch jenen eines Traumdeuters. In dieser letztern Hinsicht werden insbesondere alle ordentliche Verliebte — ja selbst die unordentlichen — ersucht, sich wegen Auslegung ihrer Träume an die Redaction dieses morphischen Journals zu wenden. Zugleich ergeht an sämmtliche Nachtwandler, Phantasten, Halbnarren und übrigen vielträumenden Damen und

Herren die Bitte, mich mit Traumbeiträgen zu beehren. Willkommen ist Alles, weil die Traumgestalten an keine Regel gebunden sind, daher auch kein Mitarbeiter die Zurückweisung eines Beitrags zu besorgen hat. Ich zweifle an der Erfüllung dieser Bitte um so weniger, als ich durch Erfahrung mich überzeugt habe, wie sehr die Menschen darauf erpicht sind, einander ihre Träume zu erzählen, und wie fast kein Familien-Frühstück ohne vielfältige Traumberichte vergeht.

Eine stehende Rubrik dieses Journals wird den Titel: „Beiträge zur Menschenkenntniß" führen, und zwar aus dem Grunde, weil die Träume das sicherste Mittel zur Erwerbung der Menschenkenntniß sind. Ich behaupte sogar, daß man den Menschen aus seinen Träumen — worin er sich ohne alle Verstellung zeigt, wie er ist — geschwinder und besser kennen lernt, als aus Allem, was er sagt oder thut. Träume enthüllen unsere Lieblingsideen und die entlarvten Neigungen, und schließen des Menschen Innerstes auf, daß seine wahren Gesinnungen hervorgehen, wie die Geister um Mitternacht aus ihren Gräbern. Einen fremden Menschen, der mir seine Träume von drei auf einander folgenden Nächten aufrichtig erzählt, will ich besser charakterisiren, als einen andern, den ich drei Jahre kenne, ohne etwas von seinen Träumen zu wissen.

Die freundlichste Traumgöttin für den Menschen im wachen Zustande ist — die Hoffnung. Sie hat ein unermeßlich reiches Magazin der schönen Träume, womit sie, mit fürstlicher Großmuth und Freigebigkeit Jeden beschenkt,

der nicht zur schwarzen Todtenkopf-Fahne ihrer Feindin Verzweiflung schwört. Darum hegt auch der Herausgeber dieser Blätter den angenehmen Traum der Hoffnung, daß er als träumender Endymion die, in ihn verliebte Lesewelt zu seiner Luna haben wird.

II.

Probeblatt aus der Zeitschrift: »Brandraketten.«

Die Steckenpferde.

Wollte ich dem Leser dieser Zeitschrift mein Portrait als Titelblatt geben, so ließe ich mich als ein Husar, mit glühendrother Uniform, auf kohlschwarzem Pferde im Fluge dahinsausend, mit hochgeschwungenem Säbel, abbilden. Hinter mir auf dem Rosse säße die Nemesis, Brandraketten werfend unter die, vor mir auf der Flucht begriffenen schlechten Handlungen und schlechten Werke. Gegen Beide ziehe ich zu Felde. Eigentlich komme ich mir gar vor wie ein Cherub mit dem Flammenschwerte; nur um den Vorwurf unmenschlichen Hochmuths zu vermeiden, hülle ich mein überirdisches Wesen in eine irdische Husaren-Uniform. Nun aber, wehe euch, ihr sogenannten schönen Seelen! Mit Schwert und Feuer will ich ravagiren!

Ehe ich jedoch auf die Pegasusreiter komme, will ich den Pegasus selbst vorführen, und in diesem das Ideal eines menschlichen Steckenpferdes aufstellen, welches mit dem wirklichen Pferde so viele Aehnlichkeit hat. Können die Ara-

der eigene Geschlechtsregister und Stammbäume über ihre Pferde führen, so muß es wohl auch erlaubt sein, über die gewiß nicht minder edle Race der Steckenpferde, die in der großen und kleinen Welt eine so wichtige Rolle spielen, einige Worte zu sagen. Ich werde mich aber hierbei — so wie in der ganzen Zeitschrift überhaupt — an keine Ordnung binden, folglich gleich den Brandraketten durch die Luft fahren, gleichviel wie, wenn's nun trifft.

Die Steckenpferde lassen sich gleich den wirklichen Pferden in Arbeits- und Luxuspferde eintheilen. Reiche und vornehme Leute haben durchaus nur Luxus-Steckenpferde, das ist solche, die einzig und allein dazu gehören, um vor der Welt damit Parade zu machen, die Stunden der langen Weile durchzugaloppiren, und sich in den gepolsterten Sattel der trägsten Bequemlichkeit zu versenken, mit einem Gefühl von leichtem Schaukeln, damit der Müßiggang selbst den Schein der Thätigkeit bekommt.

Die Arbeits-Steckenpferde dienen der unbemittelten, und vorzüglich jener dürftigen Klasse, die gewissermaßen aus menschlichen Zugpferden besteht. Diese Arbeits-Steckenpferde kann man nicht genug rühmen: sie dienen dem Müden nach vollbrachtem Tagewerk zur Erholung; dem Geiste, der in die Gefahr geräth, bei der Trockenheit seiner Berufsgeschäfte selbst zu vertrocknen, geben sie neue Lebenssäfte und Lebenskräfte. Auf ihnen sitzend, treibt mancher Mensch etwas Nützliches con amore, das ihm sonst lästig oder widerlich würde. Solche Steckenpferde sind das zuverlässigste Mittel, das Vortheilhafte mit dem Angenehmen zu

verbinden. Menschen, die auf solchen Steckenpferden ritten, — z. B. auf irgend einer als Nebensache getriebenen Lieblingswissenschaft, haben Manches entdeckt oder raffinirt, was sonst unterblieben wäre. Von den Reitpferden unterscheidet sich das Steckenpferd vorzüglich dadurch, daß es nicht, gleich jenen, seinen Reiter abwirft, sondern nur rastlos mit ihm forttrottirt oder galoppirt, und ihn, sobald er einmal im Sattel fest sitzt, nicht mehr absteigen, sich selbst nicht lenken läßt. Das natürliche Pferd ist, wie alle Welt weiß, nächst dem Elephanten und dem Hunde das lenksamste und gelehrigste Thier; das figürliche aber das eigensinnigste und ungelehrigste. Dagegen haben die wirklichen und metaphorischen Pferde wieder dieses gemein, daß sie, mehr als die übrigen Hausthiere, häufigen Unglücksfällen und Krankheiten ausgesetzt sind. Ich führe nur ein einziges Beispiel, den Koller, an, wobei gewiß jedem Leser sogleich einfallen wird, wie sehr das Steckenpferd der Ruhmsucht dem wüthenden Koller oder Schwindel, die Eitelkeit aber dem stillen unterworfen ist. Und so wie das Pferd von zahllosen Insekten gequält und behaftet wird, so häkeln und heften sich Schmeichler und Schmarotzer an die Steckenpferde der Großen und Reichen. —

So hat denn jeder sein Steckenpferd. Setze ich mich auf das Meinige, so fliegt's im Galopp, und ich schleudere meine Brandraketten auf die Steckenpferde der Andern, wodurch mein Steckenpferd den Vorzug vor allen übrigen bekommt, und ein Steckenpferd per excellentiam wird. Da kann's denn nicht fehlen, daß die Menschheit eine neue Ge-

stalt, die Literatur einen neuen Schwung erhalten muß, denn ich werde nicht dem Zeitgeiste huldigen, sondern der Zeit einen Geist geben. Es danke mir daher selbst Jeder, den ich zermalme oder zerreiße, weil es zu seinem Besten geschieht, das heißt, zum Besten der Sache, von welcher er ein Theil ist. Und da von meinen Brandraketten nicht nur ganze Werke, sondern sogar ganze Dichtungsarten und Fächer der Literatur in Flammen auflodern, so sollen durch diese meine kunstfreundlichen Feuerwerke neue Phönixe aller Gattungen hervorgehen." —

III.

Probeblatt aus der Zeitschrift:

Sauere Aepfel.

— — — — Die Hand auf's Herz! Wer kann von sich sagen: er habe noch nie in einen sauern Apfel gebissen? Nicht Einer kann sich dessen rühmen! Schon der erste Mensch mußte in einen sauren Apfel beißen, und so ging's fort bis auf den heutigen Tag. So beiße ich denn selbst in einen sauren Apfel, indem ich diese Zeitschrift unternehme, und daher mit Recht von der Lesewelt fordere, daß auch sie in einen solchen beiße, id est: daß sie diese Zeitschrift lese. Das Schicksal hat einen ungeheuer großen Fruchtboden voll saurer Aepfel, um die Menschen damit unaufhörlich zu regaliren, die denn auch immer drein beißen, theils weil sie

müssen, theils freiwillig aus Uebereilung, Unverstand oder Neugier. Grüne Aepfel sind sauer, noch saurer, sehr oft, die goldenen, wie z. B. der Apfel des Paris, oder jene Aepfel, die der schlaue Hippomenes beim Wettlauf mit der schönen Atalanta fallen ließ. Das Fräulein konnte dem Goldglanze nicht widerstehen, verweilte sich durch das Aufheben der goldenen Aepfel, und wurde, ungeachtet ihrer Schnelligkeit im Laufen, besiegt. Auf gleiche Weise ward manches Genie, mancher herrliche Geist, manche schöne Tugend in ihrem Siegeslaufe zum Ziele unterbrochen, weil Eigennutz oder irdischer Genuß in den Weg trat.

Süßes Leben! süße Liebe! süße Poesie! in wie viel saure Aepfel müssen wir euretwegen beißen? Und dennoch gibt's so viele Aepfeldiebe auf der Erde und in der Literatur! Beinahe mehr Aepfeldiebe als Apfelbäume! — Lieber Leser, mach' Dir also nichts daraus, wenn der Herausgeber dieser Zeitschrift selbst ein literarischer Dieb ist. Ich bekenne es wenigstens offenherzig schon auf dem Titelblatte, daß ich ein Dieb bin, aber — was ich stehle, stehle ich nur für Dich! Der Zweck heiligt das Mittel. Auch erlaube ich Dir dafür, alles gestohlene Gut, das ich Dir auftische, bei Andern, die mein Journal weder kaufen noch lesen, für Dein Eigenthum auszugeben.

IV.

Probeblatt aus dem Journal: »Der Bettler.« Enthält:

Die Leiche der Wahnsinnigen.

Gespräch zwischen einem Narren, einem Todtengräber und einem Bettler.

Der Titel: Bettler, bezieht sich nicht nur auf diese Zeitschrift, sondern auch auf ihren Herausgeber, denn wir leben Beide von milden Gaben; ich vom Gelde meiner Pränumeranten, das Journal von den milden Beiträgen der Mitarbeiter, die ich ehre — aber nicht honorire. Wollten manche Journalisten so aufrichtig sein, wie ich, so müßten sie den Titel meines Journals auch für sich wählen, denn — Menschen sind wir ja Alle, mehr oder weniger, — Alle auch Bettler, mit Leib und Seele; das klingt ungefähr so, wie — arme Sünder! Findet der Leser — zu seiner Verwunderung — bei mir etwa doch hie und da einen versteckten Reichthum, so ist's desto besser für ihn und für mich! Dessen ungeachtet aber bitte ich jeden guten Christen um milde Beiträge, die ihm der Himmel lohne!

Einst ging ich in einem fremden Lande auf einen Kirchhof, in der Absicht, bei den Todten um einige schwermüthige Gedanken zu betteln, die ich zu einem Roman, „die Urne" betitelt, vonnöthen hatte. Eben verweilte ich vor einem Grabhügel, auf dem ein großes schwarzes Kreuz stand. Der Todtengräber kam eilig zu mir, und fragte, ob ich

etwa das Gemälde sehen wolle? — Da ich ihm meine Verwunderung über seine Frage zu erkennen gab, erklärte er mir, daß hier ein im Wahnsinn gestorbenes Mädchen begraben liege. Hierauf zeigte er mir das, im hohlen Raume des schwarzen Kreuzes angebrachte Gemälde. „Sie sehen hier," sagte er, „die Leiche der Wahnsinnigen, so phantastisch sie von den Wahnsinnigen bestattet wurde, von einem Wahnsinnigen Zug für Zug gemalt. Die ganze Sache verhielt sich aber so, wie ich Ihnen, wenn's gefällig ist, umständlich erzählen will." —

Indem der Todtengräber die Geschichte anfangen wollte, trat ein wohlgekleideter junger Mensch von sehr angenehmer Gesichtsbildung zu uns. Der Todtengräber gab mir durch heimliches Deuten auf die Stirne zu verstehen, daß es im Gehirn des Kommenden nicht richtig sei. Die Physiognomie zeigte jedoch keine Spur von Verrücktheit; nur der schwebende Gang, hie und da eine zu rasche Geberde, und manchmal ein seltsames Lächeln mit einem gewissen Zucken der Oberlippe ließen den krankhaften Gemüthszustand vermuthen.

Als der junge Mensch dicht vor mir stand, nahm er sogleich die Stellung eines Bettlers an, und sagte: „Ich würde Sie gerne um etwas Verstand bitten; den will aber Niemand weggeben. Es läßt sich indeß in der Welt auch ohne Verstand Vieles ausrichten, wenn man nur Geld hat. Versagen Sie uns eine kleine milde Gabe nicht! Ich bitte Sie im Namen des Mädchens, das wir in dieses Grab verschlossen haben, wo sie so lange bleiben muß, bis wir ihren

verlorenen Verstand wieder gefunden, oder so viel Geld gesammelt haben, daß wir ihr einen kaufen können."

Ich gab dem jungen Menschen Geld. Er steckte es hastig in die Tasche, da er bemerkte, daß der Todtengräber einen neidischen Blick darnach hinsandte. Um die Harmonie nicht zu stören, gab ich auch dem Leichenbeherrscher, worüber der Narr recht gutmüthig lächelte. Jetzt begannen Beide wetteifernd mir zu erzählen, wobei der Narr den Nicht-Narren oft zum Besten hatte, und dieser seine Beschämung hinter der Larve des Mitleids verbarg. So folgte denn zwischen dem Todtengräber, dem Narren und mir — dem Bettler, das hier mitgetheilte Gespräch.

Todtengräber. Ein Doctor hatte die Erlaubniß erhalten, nahe bei der Stadt ein Privat-Irrenhaus zu errichten, aber nur für stille Narren.

Narr. Er meint die Gemüthskranken.

Todtengräber. Ich meine Diejenigen, die den Verstand verloren haben.

Narr. Glücklich, wer keinen Verstand besitzt, denn er kann ihn nicht verlieren, folglich auch kein Narr werden! Es gibt aber Dinge in der Welt, worüber jeder den Verstand verlieren muß, der einen hat. So verlor die schöne gute Heliodora ihren Verstand, weil sie einen Menschen liebte, der seinen Verstand nur dazu verwendete, sie zu betriegen. Sie hatte nämlich einen köstlichen Schlaf, und auch wunderschöne Rosen. Der Schurke stahl ihr den Schlaf und die Rosen, und ließ sich dann nicht mehr sehen. In jeder

Nacht seufzte sie um den gestohlenen Schlaf, und so oft sie in einen Spiegel schaute, um die gestohlenen Rosen.

Todtengräber. Den Diebstahl kennen wir besser, lieber Herr!

Bettler. Geraubtes Gold und Silber, entrissene Macht und Würden, lassen sich mit der Zeit wieder erwerben; den ruhigen Schlaf aber, und den Rosenabglanz der reinen Herzensglut erhalten wir, einmal verloren, nicht wieder, durchpilgern wir auch die ganze Erde darnach.

Narr. Kurz, Heliodora verlor über jenen Verlust den Verstand. Ihr Schmerz darüber war so ungeheuer, daß sie endlich, wie jene weltberühmte Niobe, erstarrte und verstummte. Wir konnten nicht länger zweifeln, sie wolle für todt gehalten sein, thaten ihr den Willen, und stellten uns, als glaubten wir, sie sei wirklich todt. Das war aber von uns nichts als bare Discretion. Wir trugen Rosen zusammen, die Fülle, und legten das arme Mädchen darauf. Einer von uns stellte den Genius des Schlafes vor, kniete neben ihr, und fächelte sie mit Mohnblättern.

Todtengräber. Das war überflüssig.

Narr. War nicht überflüssig, sag' ich euch! Der Rosenduft war ihre einzige Nahrung, gleichsam Seelenspeise, und die kühlen Mohnblätter erhielten ihr den Lebensathem. Wie leicht konnte sie in den Wahn verfallen, wirklich todt zu sein, was sie doch nur scheinen wollte. Sie hätte dann als Geist herumgespukt, und Andere in dem Irrthume bestärkt, daß es Geister gibt. Eben hielten wir Rath, wie es anzufangen wäre, den Verstand für sie aufzutreiben; da trat der

Vorsteher der Anstalt herein, und erklärte, Heliodora müsse unverzüglich begraben werden. Vergebens belehrten wir ihn auf die überzeugendste Weise, Heliodora lebe, und wenn man sie nicht störe, werde sehr wahrscheinlich ein neuer Verstand in ihr aufkeimen, wie die Blumen aus dem Winterschlaf; vergebens erboten wir uns, für sie den Verstand von Andern zusammen zu betteln, oder aus unsern eigenen Mitteln einen Fond zusammenzuschießen — obschon wir ihm sogar selbst eine Verstandes-Aktie antrugen — er wollte von dem ganzen wohlthätigen Unternehmen nichts wissen, und wir mußten es geschehen laßen, daß die arme Heliodora lebendig begraben wurde. Wir stehen indeß von unserm Vorhaben nicht ab, sollten wir selbst erst bis zum jüngsten Tage damit zu Stande kommen; denn der Mensch ohne Verstand führt nur ein Scheinleben und ist ein lebender Todter, und das dulden wir nicht.

Todtengräber. Gut. Indessen bleibt das Fräulein da drunten meine Kostgängerin. Sammeln Sie nur fleißig Geld, so soll's ihr an nichts fehlen.

Bettler. Und ich will für sie gute Gedanken sammeln, in einer zu diesem Zweck gewidmeten Zeitschrift, aus welcher sich vielleicht Verstand von der besten Qualität destilliren läßt.

Narr. Ich danke Ihnen im Namen der Nachwelt, edler Freund der Menschheit! Fällt der jüngste Tag in einem Schaltjahre, so geht Alles nach Wunsch, und jeder Kirchhof wird ein Treibhaus des Verstandes.

V.

Probeblatt aus dem Journal: »Der Gedankenfeind.«

Eine Vorrede zu diesem Journal zu schreiben, wäre ganz überflüssig, da der Titel schon zur Genüge erklärt, daß es unmittelbar für die galante Welt bestimmt ist, und zwar insbesondere:

1. Für galante Frauen und Mädchen, denen es gute Dienste leisten kann, z. B. während des Toilettemachens; oder, wenn ein Galan oder Cicisbeo um ein Viertelstündchen zu spät eintrifft; oder, wenn sie einem Ball nicht beiwohnen können, weil der Herr Gemahl oder der Herr Papa irgend ein nothwendiges Putzwerk aus Eigensinn oder Geldmangel nicht beischaffen u. dgl.

2. Für galante junge Herren, damit die Gedankenfülle ihnen nicht die blühende Gesichtsfarbe verdirbt, und sie nicht schwerfällig und den Damen langweilig werden. Da Gedanken ein Gift für den guten Ton, eine Seuche für gesellige Zirkel sind, so hoffe ich, daß meine Zeitschrift in den besten Häusern Zutritt finden, und es ihr an Abnehmern nie fehlen wird. Ich verspreche dagegen meinen liebenswürdigen Quasi-Leserinnen und Lesern, daß ich mich bemühen werde, alle Aufsätze so gehaltlos als möglich zu machen, damit sie ja auf keine Gedanken stoßen, was ihnen —

leicht Kopfschmerz oder wenigstens unerträgliche lange Weile verursachen könnte.

Der Inhalt wird folgender sein:

a) Verliebte Tanzgeschichten.

b) Gesellschaftsspiele ohne Witz.

c) Klingklanggedichte für sogenannte Declamation.

d) Aufsätze aus dem Gebiete der Lebensphilosophie, das ist: über die neuesten Modeartikel in Kleidung und Meubeln.

e) Historische Aufsätze in der gefälligsten Form, das ist: Ball = Nachrichten, Anekdoten aus der **Chronique scandaleuse** u. dgl.

f) Theater = Kritik, die aber — um Gedanken und Kopfanstrengung zu vermeiden — durchgehends in gangbaren leeren Redensarten abgefaßt sein, und dem kunstsinnigen Publikum kunstfreundliche Ansichten mit kunstwissenschaftlicher Umsicht über die beifällige oder nicht beifällige Aufnahme der Annahme gefundenen Stücke mit dem gehörigen Zusatze von **Haut-goût** durch das beliebte **Dolce-picante** auf solche Weise liefern wird, daß man sie in jeder Gesellschaft anbringen und ohne Gefahr für seine eigenen Bemerkungen ausgeben kann. Es wird daher bei diesem Artikel für wohlklingende Gemeinplätze und grammatische Familien = Ähnlichkeit die gebührende besondere Sorgfalt getragen werden.

Weil aber statt der fehlenden Gedanken doch etwas da sein muß, da selbst Derjenige, der das Denken scheut, zu denken scheinen will, so gedenke ich als ein Gedanken = Surrogat, in diesen Blättern nur Figuren zu liefern, und zwar,

bald rhetorische, bald poetische, bald menschliche. Mit einer der letztern mache ich den Anfang, und nenne sie den grünen Papagei, weil diese Thierchen in jeder modernen Gesellschaft von gutem Ton eine Hauptrolle spielen.

Mein Männlein ist ein kleiner Kaliban, ein Muster der liebenswürdigsten Bosheit und der bösartigsten Liebenswürdigkeit, in allen Gesellschaften in gleichem Grade geliebt und gefürchtet, weil er Alle zugleich quält und unterhält, die Übrigen auf Kosten von irgend Einem belustigt. Er ist die Geißel und das Triebrad aller Abendzirkel, ein eigentlicher K a k o d ä m o n familiaris. Er spricht immerfort, aber nie von sich, größtentheils einen so leichtsinnigen Unsinn, daß selbst Diejenigen, die er neckt, es ihm nicht übel nehmen, sondern immer denken: „Das war ein Stich, aber er blutet nicht!" — Dabei weiß er alle Neuigkeiten des Tages, die er vor den Augen der staunenden Gesellschaft wie ein reiches Magazin öffnet. Er hat es schon so weit gebracht, daß man sich's zur Ehre rechnet, von ihm gestochen und geneckt zu werden; wen er ungehudelt läßt, der bleibt — als ein der Auszeichnung nicht Gewürdigter — im Schatten zurück. Wer ihn mit ernsten Waffen bekämpfen will, der ist am übelsten daran, denn der redselige Papagei überströmt ihn mit einem solchen sinnlosen Wortschwall, daß die Gesellschaft vor Lachen sterben will, und er am Ende selbst unrecht zu haben glaubt. Sprich fort und fort, lieber Papagei, und beseele meine Zeitschrift! Wer nicht beißt, den bemerkt man nicht; wer nicht spricht, der lebt nicht, wer nicht keck ist, gilt nicht für witzig; wer recht witzig ist,

muß sogar den Witz entbehren können; wer alle Andern entbehren kann, den entbehren alle Andern ungern, und wer die grüne Farbe liebt, hat dazu entweder eine Ursache oder keine, darnach es kommt, so wie bei allen übrigen Farben, die ich hier zu verwenden gedenke, um den schönen Leserinnen ein Regenbogen-Brillantfeuer zu geben, dessen dieses holde Geschlecht so würdig ist, als ein Johanniskäfer seiner Flamme und die Sonne ihres Himmels, in welchem die Sterne nicht minder tanzen, als unsere Schönen hienieden.

Wer nicht einsieht, daß die letztern Zeilen hinreichend sind, um den Titel meines Journals zu rechtfertigen, dem will ich noch sub rosa vertrauen, daß ich sogar mit dem Projekt umgehe, die bisherige Gedanken-Zollfreiheit aufzuheben, dieselben mit einer tüchtigen Accise zu belegen, und sogar das Sprichwort: „Gedanken sind zollfrei" zum Nutz und Frommen meiner Zeitschrift abzuschaffen. Und somit mache ich mich verbindlich für jeden Gedanken, der sich in diesem Journal erblicken läßt, ein angemessenes Strafgeld zu entrichten.

Die Steine.

Unter allen Steinen sind bekanntlich die Edelsteine die seltensten und theuersten, machen sich aber precios, und verstecken sich tief in die Erde. Ihr Gegentheil ist der berühmt gewordene Stein des Anstoßes, der uns überall im Wege liegt, häufiger im Leben, und wohlfeiler zu haben als irgend ein anderer Stein. Diese allegorisch-mineralogische Kreatur ist das fatalste von allen Mineralien, das, gleich einem bösen Zauberer, alle mögliche Gestalten annimmt, und uns so lange verfolgt, bis wir selbst aus dem Thierreich in das Mineralreich übergehen, und der Leichenstein auf unserm Grabe figürlich andeutet, ein Mensch sei für den andern der ärgste Stein des Anstoßes. Daß der Mensch nach seinem Tode zu Staub, und aus dem Staube Stein wird, lasse ich gelten; verwünschen muß ich's aber, daß so mancher Mensch schon bei lebendigem Leibe sich zu versteinen anfängt, und sein Herz in der petrifizirten Brust wie einen eingeschlossenen Wassertropfen herumträgt. Der seltenste und seltsamste von allen Steinen ist der allgemein bewunderte Stein der Weisen, ähnlich der Messiade, die viele Verehrer, aber wenig Leser hat. Viele glauben ihn zu haben, und wissen nicht einmal, wie er aussieht; Andere möch-

ten ihn gerne haben, wenn sie sich nicht vor ihm fürchteten, wie die Kinder etwas Schönes anlächeln, aber es nicht in die Hand nehmen wollen, aus Furcht, es beiße. Die einst übliche Todesart des Steinigens ist zwar als physikalische Operation längst aus der Mode gekommen, als moralische aber besteht sie noch, und wird fortan bestehen, so lange es eine gewisse Klasse von Menschen gibt, die man Verleumder und Neider nennt. Schriftsteller aus dem Alterthum haben uns von einem eigentlichen Steinregen erzählt. Weil aber das Ei immer klüger sein will als die Henne, so haben die Neuern diesen Steinregen so lange für eine Fabel erklärt, bis die Neuesten — durch Erfahrungen und Erklärungen ihrer größten Physiker belehrt — ihn wieder für eine ausgemachte Wahrheit angenommen haben. So viel ist wenigstens außer Zweifel, daß das Schicksal manchen Menschen und manches Volk von jeh er mit manchem tüchtigen Steinregen regalirt hat, und zwar mit einem Schmach- und Unheil-Regen von solchen Mond- oder Meteorsteinen, die aus zerplatzenden Feuerkugeln mit Kanonenknall herabfallen. Und so versieht und bearbeitet uns das steinharte Schicksal mit den verschiedensten Arten von Steinen. Dem Einen baut es einen Palast von Marmorstein, indeß es den Andern auf kalten Kieselsteinen bettet. Manche Menschen wetzt es unaufhörlich an seinem kolossalen Schleifstein, und sie werden dadurch so abgeschliffen, daß endlich kaum etwas von ihnen übrig bleibt. Dagegen sieht man auch Menschen von so feiner Sitte, daß sie die Schleifsteine sind, an de-

nen die Stumpfsinnigen und Rohen sich zuschleifen. So ist eine eigene Gattung von Schleifern deshalb der beste Schleifstein, weil sie die feinkörnigste ist. Manchem schuldbelasteten Frevler nimmt die Nemesis, noch gnädig in der Strafe, von seinen bösen Gemüthswunden das wilde Fleisch mit dem Höllenstein (lapis infernalis) weg, indeß das Seelenauge einzelner Erwählter, mit dem stärkenden lapis divinus belebt, Dinge schaut, die dem Auge des gemeinen Blöden ewig verborgen bleiben. Der unschuldigste von allen Steinen ist der gute Weinstein, der sich selbst wundert, wie's kam, daß man ihn unter die Steine versetzte; das muß ihm im Rausch geschehen sein! Die Arzneikunde bedient sich seiner, um die Kraft des Herzens und der Pulsadern abzuspannen. Die größte Dosis Weinstein von so wirksamer Art verschreibt dem Menschen das Unglück. Der Mensch selbst aber ist, auf seiner Reise vom Taufstein bis zum Grabstein, gegen alle andern am freigebigsten mit Denksteinen. So machte man z. B. auf den Leichenstein des berühmten englischen Dichters Butler, der, nachdem er Hungers gestorben war, in der Westmünster-Abtei ein Denkmal erhielt, die Inschrift: „Der Arme bat um Brot; man gab ihm einen Stein.“ Ein klarer Beweis, daß man hienieden leichter Steine als Brot findet. Kein Wunder! Läßt doch die Mythe den harten Menschen selbst aus Pyrrha's und Deukalions Steingut-Fabrik hervorgehen!

Ich aber, der Autor, habe hiemit dargethan, daß kein Stein für mich ein Stein des Anstoßes ist, und

ich mich durch Steine, die mir in dem Wege liegen, in keine Verlegenheit setzen lasse, sondern vielmehr, gleich einem zweiten oder tausendsten Orpheus, Steine zu rühren weiß. Indeß rath' ich doch jedem meiner Leser, in Hinsicht auf die Steine den guten Kutschern nachzuahmen, und jenen — so viel möglich — auszuweichen.

Der Mord des Todten,

oder:

Die Leichen-Promenade.

Ein wohl façonnirtes und facettirtes Trauer- und Schauerspiel.

Personen:

Ritter **Währwolf** von **Schreckenhorst.**
Brunhilde, seine Gattin.

Wolfram, **Dithelm,** **Bruno,**	seine Söhne.
Jutta, **Hedwig,** **Bertha,**	ihre Verlobten.

Ritter **Grausenmord** von **Unkensang,** Währwolf's Bruder.

Theobald, **Liebhardt,** **Hartlieb,**	seine Söhne.
Elsbeth, **Clara,** **Mathilde,**	ihre Verlobten.

Thränenreich, Knappe und Chorführer im Hause Währwolfs.
Krieger, Geister, Leichenträger, Burgvolk, Wölfe.

Großer Saal in der Burg des Ritters Währwolf von Schreckenhorst. Nacht. Sturm und Donner; dazwischen wird ein gräßliches Wolfsgeheul vernommen. In der Entfernung tos't ein verworrenes Schlachtgetümmel. Der Sturmwind zertrümmert ein aufgestoßenes Fenster, durch welches man auf Felshöhen eine flammenhell brennende Burg erblickt.

Ganz im Vordergrunde öffnet sich der Fußboden, und es zeigt sich in der Tiefe die Familiengruft des Hauses Währwolf von Schreckenhorst, mit reihenweise stehenden Särgen, zwischen welchen die Geister der Ahnen umherwandeln.

Erster Auftritt.

Ritter **Währwolf von Schreckenhorst**, ein Greis von kolossalem Körperbau, stürzt herein.

Währwolf.

Ihr blut'gen Schatten, weicht! Es ist zu viel;
All meine Kraft erliegt dem Gräßlichen.
Und dies haarsträubende Geheul der Wölfe,
Die wir im Namen und im Wappen führen,
Es ist all meines Hauses Grabgesang!
Schon seh' ich meiner hohen Ahnen Geister,
Ernst schreitend, wandeln in der tiefen Gruft
Dort unten; — hu! wo's schaurig ist und kalt,

Und dumpfig, nächtlich-dunkel, still und stumm!
Sie drohen, winken fort und fort. Hört auf!
Ich bitte, ich beschwöre euch, ihr Ahnen:
Hört auf! — Umsonst! So droht und winkt denn fort!
Heult fort, ihr Wölfe, heult!
Nehmt mich zur Beute hin! Schleppt mich zur Hölle!
Sie ist für mich noch viel zu gut.
Der Ungeheuer ärgstes wird die Nachwelt
Mich nennen, und ihr Fluch mein Grab umheulen,
Wie jetzt um mich die Schaar der Wölfe heult!

Zweiter Auftritt.

Brunhilde. Währwolf.

Brunhilde.

Ach Gatte, theurer Gatte! Wehgeheul
Tönt ringsum durch den Schooß der Mitternacht.
Auf allen Harfen springen mir die Saiten!
O Himmel! was soll dies bedeuten?
Laß mich nicht leiden! Sprich: was ist vollbracht?

(Sie umklammert ihn. Er wendet sich ab.)

Bei uns'rer Liebe, ach, beschwör' ich Dich,
Brich dieses Schweigen, das so fürchterlich.
Was ist gescheh'n? Erbarm' Dich meiner, sprich!

Währwolf (leise zu ihr).

Was heißt das Fragen? Weißt Du's nicht so gut als ich?

Brunhilde (leise zu ihm).

Ich freilich, doch so was muß auch die Welt erfahren,
Damit sie weiß, wie groß wir selbst im Unglück waren.
Auf uns sind Aller Augen nun gerichtet;
Wirst seh'n, aus uns wird noch ein Trauerspiel gedichtet.
(Laut.)
Gib Deinem Schmerze tausend Zungen! Sprich!

Währwolf (leise).

Wie soll ich denn jetzt ein Langes und Breites erzählen?
Weißt Du nicht, daß der tiefste Schmerz stumm ist?

Brunhilde (sehr ängstlich).

Aber mein Gott! jetzt muß ja die Exposition kommen; das solltest Du als ein gebildeter Ritter doch wissen.

Währwolf (diktatorisch).

Nicht Worte, sondern Handlung; — das ist die beste Exposition. Lange Erzählungen, Tiraden, Monologe, breite Gespräche — — —

Brunhilde (leise).

Halt's Maul und erzähle!
(Laut, mit hohem Pathos.)
Bei uns'rer Liebe, ach, beschwör' ich Dich,
Brich dieses Schweigen, das so gräßlich ist!
Erbarm' Dich meiner! Sprich, was ist geschehn?
(leise.)
Sieh doch nur, wie schön dies Schlachtgetümmel und das Wolfsgeheul zu einer schauerlichen Erzählung paßt! Benütz' die Gelegenheit!

Währwolf.

Vernimm, o Gattin, das Entsetzliche!
Drei Söhnlein hast Du, Traute, mir geboren,
Sich selbst nur gleich an jeder Rittertugend;
Doch auch mein Bruder zählt der Söhnlein drei.
So sind der edlen Jünglinge denn sechs,
Und ich und er dazu, — das macht denn acht.
Doch leider sind wir alle Acht — nicht eins!
Nein! stets entzweit ob jener Burg,
In der ermordet unser Ahnherr ward
Von seines Bruders frevelhafter Hand.
Ob solcher Blutschuld muß die Schreckensburg,
So lang sie steht und Einer von uns lebt,
Gleich einer Blume, kalt aus Stein geformt,
Mit unserm warmen Blut sich feuchten an.
So zog ich aus mit meiner Söhnlein Drei,
Entgegen zog mein Bruder mit den Seinen;
Die Schlacht begann, entsetzlich grauenvoll.
Der Himmel selbst erschrack, und barg
Sein nachtumhülltes Angesicht in Sturm.
Der Leichen Schaaren wurden, Bergen gleich,
So aufgethürmt, daß Tausende von Wölfen
Hereilten, und, in Fraßes Fülle schwelgend,
Vor Wollust heulten. Brennend strahlt die Burg,
Und leuchtet sich als eig'ne Todesfackel;
Sie sendet ihre Strahlen himmelwärts,
Als wollte sie dem Himmel sagen, daß sie brennt.
Von Wuth entmenschet fochten alle Krieger,

Entmenscheter als Alle noch die Sechs,
Die durst'gen Schwerter, in den Eingeweiden
Sich wild umwälzend. Da ergriff mich Angst, —
Denn Mensch bleibt Mensch, sei er noch so entmenscht!
Den Gräu'l konnt' ich nicht länger mehr ertragen;
Mein edles Herz fühlt' ich so herzlich schlagen,
Und floh vom rothen Meer der Schlachtblutglut.
Woher dies Unheil rührt, — ich weiß es nicht,
Doch bleibt die Selbsterhaltung Menschenpflicht;
So viel erkenn' ich aber wahr und klar,
Daß Schuld und böses Blut dabei im Spiele war.

Brunhilde (heulend).

Weh, ruf' ich, weh! (Sie will fort.)

Währwolf (sie zurückhaltend).

Wohin, Unglückliche?

Brunhilde.

Auf's Schlachtgefild! Dahin gehör' ich, Mutter
Und Heldenweib.

Währwolf.

Halt ein! halt ein, Du Theure!
Nicht paßt der Frauenbilder zarter Duft,
Zu rauhen Pulverdampfes schwarzem Qualm.
Aus Felsen ward des Mannes Brust geformt,
Sein Geist ist glüh'ndes Erz; doch Weibesmilde,
Strohblümlein gleich, vom kleinsten Fünkelein
Entzündet, stirbt in eig'ner Zartheit Sturm.

Brunhilde (gegen die Thür gewendet).

Hu, hu! was seh' ich? ha! was muß ich seh'n?
Was schaut mein Blick?

Währwolf.

Weh! Sie schaut Wahnesbilder!
Was siehst Du? sprich!

Brunhilde (leise).

Ich darf's noch nicht sagen, sonst geht der Effekt verloren. Es muß überraschen. Armer Währwolf! Mir scheint, Dein Unglück hat Dich des guten Geschmacks beraubt.

Währwolf (eben so).

Fast glaub' ich's selbst! (laut)
Erschließt die Zukunft Deinem hohen Geist
Ihr dunkles Reich? (leise)
Ist's so recht?

Brunhilde (leise).

Auf eine solche Frage läßt sich doch was Pikantes antworten. Frag' nochmal!

Währwolf.

Erschließt die Zukunft Deinem hohen Geist
Ihr dunkles Reich?

Brunhilde (mit Affekt).

Die Zukunft sagst Du? Zukunft? Was ist Zukunft?
Des Augenblickes Schatten ist schon Zukunft,
Die Zukunft — sie ist Alles und auch Nichts,

Und dieses Nichts, ach — es ist unser Alles,
Und Alles Nichts! — O — blick' dorthin, dorthin —
Und schaud're vor der Gegenwart!

Währwolf.

Hu!

Dritter Auftritt.

Trauermarsch. **Krieger** ziehen herein mit sechs Bahren, die mit schwarzen, weit herabhängenden Tüchern bedeckt sind.

Währwolf.

Ha! welche böse Ahnung will mich fassen?
Sechs Bahren? und vielleicht — sechs — — (er stockt.)

Chor.

Ach! Ach!

Brunhilde.

Chor! wo sind meine Söhne?

Chor.

Ach!

Währwolf.

Wo sind sie? — Chor! ich beschwöre dich! wo sind sie?

(Der Chorführer winkt. Die Bahren werden niedergestellt und plötzlich zugleich enthüllt.)

Thränenreich.

Hier!

Brunhilde. Währwolf.

Weh!

Chor.

Sechs Bahren und sechs Söhne!
So rufen uns're Jammertöne,
Ja, — eure und des Oheims Söhne
Ruhen hier in Todesschöne!

Thränenreich (abgewendet).

Das wird doch wohl der Müh' werth sein!

Brunhilde.

So singet dumpfe Grabeslieder!
Musik dringt wunderbar in's Herz,
Und macht harmonisch selbst den Schmerz;
Du, lieber Währwolf, setz' Dich zu mir nieder,
Vergiß an meinem Busen jedes Leid!
Zeig' Dich als Mann, und sei gescheidt!

Währwolf (heimlich und verschämt).

O laß mich steh'n! ich bin vor Schmerzen starr,
Kann keinen Fuß bewegen.

Brunhilde (mit himmlischer Sanftmuth).

Nein! setz' Dich! stehend hält man das nicht aus!
(leise)
Folg' mir! Es ist zu angreifend. Wenn Dir übel wird, und Du fällst um, so ist es eine Schande vor den Leuten. Sie spötteln dann: O je! der tapfre Ritter Währwolf von Schreckenhorst ist in Ohnmacht gefallen! — Pfui! laß Dir

das nicht nachsagen! Setz' Dich und zeig' Charakter! Bei einer solchen Gelegenheit kann man just groß erscheinen.

Währwolf (sich ermannend).

Die Seelenstärke ist ein Felsenthron,
Ein Schloß von Stahl, ein hoher Wolkensitz;
Tief unten liegt das Leben und sein Elend,
Gleich einem Mausloch unter'm Stephansthurm!
(Er setzt sich in einen Lehnstuhl.)

Brunhilde (nachdem sie sich neben ihn gesetzt hat).

Weh! ruf' ich, weh! Stellt rings um uns die Leichen!
Drei Todte hier, und drei Gestorb'ne dort!
Rangirt nach Rang und Alter sie!
Es darf der Anstand selbst dem Tod nicht weichen.

(Die Bahren werden geordnet und gestellt.)

Währwolf.

Ich bin gefaßt. Erzählt nun, wie sie starben.
(Thränenreich weint.)
O Thränenreich! sei nicht zu thränenreich!
Sprich stark, als Mann zum Mann, dir selber gleich!

Thränenreich.

Zwei Schreckensstunden wüthete die Schlacht —

Währwolf.

Ich weiß es; war ja selbst dabei!

Thränenreich.

Noch hatten Deine Söhne und die Vettern
Sich nicht getroffen; denn wenn sie auch jetzt

Die glüh'nde Rachsucht trieb, sich aufzusuchen,
Hielt jetzt die Scheu vor dem verwandten Blut
Zurück die scheugeword'ne Wuth.

Brunhilde (leise zu Währwolf).

Ich fürchte, die Erzählung wird zu lang und schlägt Deinen Schmerz erst recht breit.

(Laut zum Chorführer.)

Laß ab, Grausamer! und erwäge Du:
Er, dem Du Solches sprichst, ist Greis und Vater!
Du tödtest ihn mit Deiner Malerei.

Währwolf (leise.)

Nicht mehr, als der strenge Anstand fordert; sonst machen die Leute ihre beißenden Bemerkungen. Es gibt gar Viele, die glauben, eine Tragödie ohne poetische Erzählung wäre nicht ganz.

Thränenreich.

Ein weises Wort spracht Ihr, erhab'ne Frau!
Was Euch genehm ist, das ist mir gerecht;
Ihr seid die Herrscherin, ich bin der Knecht.

Brunhilde (heimlich zu Thränenreich).

Dummkopf! das ist ja aus Schiller's Braut von Messina.

Thränenreich.

Verzeiht, erhab'ne Frau! es macht der Schmerz
Mich ganz verwirrt; ich weiß kaum, was ich rede.

Brunhilde.

Wie rührt des treuen Dieners Edelmuth!

O, Iffland! das wär' ein Charakter ganz für Dich!
Gäb' ihm Fouqué noch etwas Ritterliches,
Und Hoffmann etwas Wahnsinn, —
Wer könnte sich mit ihm vergleichen! —
Verzeih, o Guter, daß ich unterbrach,
Dahingerissen vom Ideenspiel!
Laß uns nun rasch das Ende hören!

Thränenreich.

Sie selbst, je Zwei und Zwei, — durchstachen sich,
Und ach, derselbe Augenblick erblickte —
Der Leichen sechs,
Sechs Mörder, sechs Gemordete!

Währwolf.

O grauenvoll — blutig — unerhörte That!
Nicht Müllner selbst kann gräßlicher dich denken.

(Man hört aus der Entfernung einen näher kommenden Wechselgesang von weiblichen Stimmen eines Grabliedes, das in einen raschen Walzer übergeht.)

Brunhilde.

Was soll dies frevelhaft vermessene Beginnen?
Ist man von Sinnen?
Musik und Tanz im Trauerhaus
Bei Leichen, stumm und starr voll Graus?

Währwolf.

Will etwa gar das Schicksal uns verspotten,
Weil oft wir selbst ihm Trotz geboten?

Brunhilde.

Ha sieh! O Anblick, der mein Herz zerreißt!
Die Bräute sind's, die sechs unglücklichen,
Der sechs entseelten Jünglinge.
Ha seht! die Armen! Hand in Hand,
Schwarz wie Nacht, und weiß wie Schnee,
Je zwei und zwei,
So dreh'n sie sich verschlingend,
Die Füße ringend, —
Ha, das ist neu!
Ha, schwarz und weiß,
Der Schritte grauenhafte Windung. —
Nicht ist natürlich solcherlei Verbindung!
Ach! Wahnsinn ist es, Wahnsinn! weh!
Zum Gipfel ist das Gräßlichste gesteigert.
Wer ist's, der eine Thräne hier verweigert?
Sechs Leichen hier und sechs Wahnsinnige!
Sie lachen wild und tanzen wüthend wie cirkassisch;
Weh! weh!

Währwolf.

In Schmerzausdrücken sind die Weiber klassisch.

Vierter Auftritt.

Die sechs **Bräute** der sechs Todten schweben herein, schwarz gekleidet, mit weißen Blumenguirlanden umwunden. Jede hält eine Leier im Arme. Sie tanzen dreimal feierlich um die sechs Särge; dann stellen sie sich in die Mitte des Saales, zerraufen sich die Haare, und beginnen die folgende Wehklage:

Sie sind dahin,
Sie sind gewesen!
Sie sind nicht mehr!
Wer
Vermag's, daß er
Der Klage sich erwehr'?
Jammer! Jammer!
Des Todes Hammer
Erschlug die Theuren,
Die wir feiern,
Mit dumpfen Leiern.
Die Erde starrt
Wie vernarrt;
Der Himmel schmilzt in Thränen
Bei solchen Scenen,
Wahnsinnig wurde das Geschick.
Ovid! Ovid! dein Chaos kehrt zurück!
Unser Auge ist ein Thränenmeer,
Uns're Brust ein Seufzerheer,
Und hoch auf einem Thurm
Sitzt das Unglück und heult Sturm:

Weh! o weh!
Das Herz so voll, —
Der Schädel hohl, —
O Leben, lebe wohl!
Äschylos! Sophokles! Euripides
Erbarmt euch unser's Weh's!
O göttlicher Shakespeare!
An deiner Hand uns aus dem Leben führ'!
Gib, Calderon!
Uns der Vollendung Kron'!
Müllner! Oehlenschläger!
Der Blick wird trüb, der Athem träger, —
Wir fleh'n euch an.
Geht mit der Todesfackel uns voran!
Grillparzer!
Schließ' auf des Grabes Carcer!

(Die sechs Bräute legen sich auf die sechs Leichen und sterben.)

Brunhilde.

Wie schön sie sterben, schön, wie sie gelebt!
Wie so ein Tod den Menschen fast erhebt!
Und jede stirbt auf ihre eig'ne Art:
Die groß, die kühn, die schön, die wild, die mild,
die zart.
Wie gräßlich jene zuckt! wie streckt sich diese lang!
Wie schrecklich jene heult! wie wimmert diese bang!
Die springt empor mit rasender Geberde,
Die And're wirft und wälzt sich auf der Erde;

Und all der Sechs sechsfacher Schmerz
Zerreißt sechsfach mein Mutterherz.
Das halt ein Andrer aus als ich!
Für meine Nerven ist's zu viel.
Was sagst denn Du dazu, mein lieber Währwolf?
Du schweigst? Bist Du gar etwa stumm geworden?

Währwolf (entschlossen).

Ja!

Brunhilde.

Wirklich?

Währwolf.

Leider!

Brunhilde.

Stumm!

Währwolf.

Vor Schreck und Schmerz!
Das liegt so in der menschlichen Natur.

Brunhilde.

Wenn das nicht tragisch ist, so weiß ich nicht,
Was tragisch heißt! Er ist vor Schmerz erstummt.
Und die Verzweiflung spricht aus ihm.
Entsetzlich! Armer, armer Währwolf!

Währwolf.

Laß mich jetzt ruhig, Gattin, — ich muß weinen.
In Thränen, sagt man, löst sich auf der Schmerz.

Brunhilde (mit frohem Erstaunen).

Wie? du kannst weinen? da geht's ja noch gut!
Der höchste Schmerz ist stumm; das ist erwiesen.
Und Du — Du sprichst? So hast Du ja gelogen,
Und bist selbst noch im größten Schmerz ein Schelm!

Währwolf (tief gekränkt).

Verkenn' mich nicht! das ist ja Seelengröße!
Nur kleinen Seelen ist die Größe fremd.

Brunhilde (mit Extase).

Du bist ein Ideal von einem Mann!
O Held und Gatte! Deines Hauses Schmuck!

Währwolf (mit hohem Zorn).

Was sprichst Du da von meines Hauptes Schmuck?
Was meinst Du damit?

Brunhilde.

Ist's dahin gekommen?
Bist Du so reizbar schon, daß bittere
Sarkasmen Dir ob einer Kleinigkeit
Entströmen? Das ist böses Zeichen! Doch —
Es war Dein Ernst nicht, Held! Ich kenne Dich.
Die wahre Seelengröße scherzet gern;
Sie haucht das Leiden von dem Menschen weg,
Wie eine Magd den Staub vom Kasten bläs't.
Ja, Gatte, Du stehst höher als Dein Schicksal;
So echter Heldenmuth gleicht einem Räuber,

Er zieht die Schuld aus, daß sie Unschuld wird.
Wie gerne möcht' ich nun Dein theures Haupt
Mit meinen Armen liebevoll umschlingen, —
(mit tiefem Schmerz)
Allein — ich bin zu klein! (Sie weint.)
Ich reiche nicht
Zu Dir hinauf! drum beug' o Gatte, Du
In Deiner Größe Dich zu mir herab!
So findet die Umarmung dennoch Statt
Im Angesicht der Todten und Lebend'gen,
Und Liebe glüht, dem Anstand unbeschadet.
(Sie umarmen sich.)

Währwolf.

Ach! jener Schmerz und diese Lust,
Sie kämpfen wild in meiner Brust.
Grau'n und Entzücken,
Dies glutroth, jenes geisterbleich,
Sie wollen mir zugleich
Das Herz zerdrücken;
Es ist zu viel! Ich sterbe, —
Die Nachwelt sei mein Erbe!

Brunhilde.

Du stirbst? Ist's Wahrheit oder Dichtung?

Währwolf (mit furchtbarer Stimme).

Ja, sag' ich, ja!

Brunhilde (voll Entsetzen).

Das ist der Brand!

Währwolf
(im hohen Vorgefühl, mit wunderbarer Ahnung).

Soll ich jetzt prophezei'n? —

Brunhilde.

Jetzt nicht, o Gatte!
Das Prophezei'n im letzten Augenblick —
Es echauffirt zu sehr!

Währwolf.

Ja, ja! (Er stirbt.)

Chor.

Wer stirbt,
Leben durch den Tod erwirbt!
Weh- und Jubelgesang erschallen.
(Brunhilde wirft sich auf Währwolfs Leiche, wo sie lange unbeweglich bleibt.)

Brunhilde (sich erhebend).

Nach langem Liegen steh' ich wieder auf;
Nach langem Schweigen öffnet sich mein Mund.
Dich, Schicksal, klag' ich an!
Hätt' ich dich hier, mit diesen meinen Nägeln
Zeriss' ich dich in tausend kleine Stücke!
Wärst du nicht auf der Welt,
Das wär' ein Leben wie im Paradies!
Hol' euch der Teufel, all' ihr Trau'rspieldichter!
Ihr habt uns die Figur hereingeschwärzt,
Die jetzt die Frau im Hause spielt, und wir —

Wir müssen tanzen, wie sie pfeift!
Und Er ist todt! — wird nimmermehr lebendig!
(Sie springt auf.)
Da bleib' ich nicht! Mir graut vor Todten. Marsch!
(Sie stürzt zum Saale hinaus.)

Chor.

Weh! weh! weh!
Nur Tod und Grau'n ich seh'!
Böses Blut und nichts als Blut,
Das thut nun und nimmer gut!
(Der Chor geht ab. Die Todten bleiben zurück.)

Fünfter Auftritt.

Ritter **Grausenmord von Unkenfang** (hastig eintretend).
Die **Todten**.

Grausenmord.

Wo ist der Schändliche? Wo find' ich ihn,
Um meiner Rache Glut an ihm zu kühlen?
(Er erblickt die sechs Särge und die zwölf Todten).
Hu! die sechs Wechselmörder schaut mein Auge
Nun alle todt?
Gestocktes Blut, das Ströme Bluts vergoß!
Erlosch'ne Glut, die an sich selbst verbrannt!
Und ach! der Bräute sechs, wie Gräbermoos
Mit stummer Sprach' den Todten zugewandt! —

Es ist entsetzlich,
Wie so plötzlich,
Manches ganz anders wird erkannt!
(Er erblickt den Währwolf im Lehnstuhl.)
Wie? Darf ich meinen Augen trauen?
Vergönnt wird mir zu schauen
Ihn, den ich gesucht,
Ihn, dem ich geflucht!
Und wie! Er schlief, — er schlief,
Indeß ein Leichenchor ihm Flüche rief,
So sanft, so ruhig ein,
Als wär' er schuldlos — makelrein?
(Pause tiefsinnigen Schweigens; dann heftig auflodernd.)
Ha, Schicksal! ich verstehe dich!
Sein Blut soll strömen hier durch mich!
Du selbst gibst ihn in meine Macht.
Von Todten rings umgeben,
Soll sich die Todesnacht
Ihm grauenvoll erheben!
(Er zieht das Schwert, und stößt es dem todten Währwolf in den Leib.)
Was seh' ich? wie? was soll das sein?
Er nimmt den tiefen Stich gleichgültig auf?
Beim Himmel — welch' ein Schlaf!
Doch Bösewicht, — es soll mein Schwert nicht ruh'n,
Bist Du erwachst, um nimmer zu erwachen;
Und müßt' ich stechen bis zum jüngsten Tag,
Ich steche fort und fort; es wäre gräßlich schön!
(Er sticht nochmal in die Leiche.)

Und wie? Er regt sich nicht? Er fühlt die Wunde nicht?
Schläft selbst das Blut so fest, daß es nicht fließen kann?
Bald sollst Du — fließen nicht — nein, strömen!
Und will er dann auch nicht erwachen,
So sink' er schlafend in den ew'gen Schlaf!

(Er sticht die Leiche mehrere Male wüthend durch und durch.)

Noch immer regungslos? Wie deut' ich das?
Liegt er in einem Zauberschlaf?
Ist's nur Verstellung, um mir den Triumph,
Daß ich ihn tödtete, zu rauben?
Ist's teuflisch=eisenfester Eigensinn?
Ist's hohe Seelenkraft? Erhabenheit
Des Geistes über alles Irdische?
Wie? Oder trieb man mit mir frevlen Scherz,
Ein ausgestopftes Afterbild hersetzend
Zu Spott und Hohn, daß mein entehrtes Schwert,
Ich dann verzweifelnd wende gegen mich,
So wie der Skorpion sich selbst entleibt,
Wenn ihn der Kohlen glüh'nde Ironie
Entrüstet und zur Selbstvernichtung zwingt?
Daraus wird nichts! die List soll euch mißlingen!

(Er untersucht den Währwolf, entdeckt, daß er todt ist, und fährt mit einem Schrei des Entsetzens von ihm zurück.)

Weh mir! Was hab' ich gethan?
Einer starren Leiche stieß voll Lust
Ich mein Schwert in die hauchleere Brust!
Getödtet hab' ich einen Todten!
Geraubt das Leben dem Leblosen!

Wohlan!
Der Hölle Grau'n ist aufgeboten;
Der Teufel nächtlich-schwarze Rotten
Umheulen mich mit frechen Zoten,
In mir Verzweiflung aufzuspotten!
Ich bebe und bin starr, voll Angst und Wuth,
Durch meine Glieder strömt eiskalte Glut.
Doch — Wehklage du, verstumme nur!
Schweig, menschliche Natur!
Diese That, sie lag in meinem Blut,
Wie denn so Manches liegt in unserm Blut.
Vom grausen Schicksal ward sie mir bestimmt.
Zum bösen Geist, zu Fluch und Straf' der Frevel,
Die ich und unser ganzes Haus verübt.
Und darum mußte ich sie thun, die That,
Weil jede Wirkung ihre Ursach' hat.
Schön ist zu schauen
Das Ungeheure in seinem Grauen
Schön — doch entsetzlich,
Wie so plötzlich
Wir Alle todt, die Burg n Schutt und Staub,
Und die Vernichtung ihren Raub
Verzehrt ringsum in Thal und Höh'n —
Entsetzlich schön! —
Nun aber ist mir klar geworden,
Weßhalb geschehen solches blut'ge Morden;
Und so will ich zur Sühne, gleich so vielen Andern,
In's dunkle Grab, groß endend, wandern.

Schwert! aus der Scheid' heraus!
Mit Graus
Fahr' hinein
In das Herze mein!

(Er ersticht sich und stirbt.)

Geister-Chor.

Böses Blut und nichts als Blut,
Das thut nun und nimmer gut!

Die Leichen der sechs Jünglinge erheben sich aus den Särgen, die unter ihnen langsam in die Familiengruft versinken, wo sie die ihnen gebührenden Stellen einnehmen.

Jeder Jüngling küßt seine Braut, die sogleich aufsteht, als er ihr die Hand reicht, um sie zu führen. So wallen die sechs Paare, sich etikettmäßig nur an den äußersten Fingerspitzen haltend, in vornehmer Entfernung, zärtlich blickend, in verklärter Schönheit in die Familiengruft, wo sie sich je zwei und zwei in die Särge legen.

Währwolf und Grausenmord richten sich zuletzt empor, blicken sich lange mit wehmüthiger Rührung an, und sinken sich dann in die Arme.

Brunhilden's Geist erscheint, mit einem Giftbecher in der Hand, und tritt plötzlich zwischen die sich umarmt haltenden Brüder, die über sie erschrecken und auseinander fahren.

Währwolf.

Wär' ich nicht todt, — ich stürbe jetzt vor Schrecken!

Brunhilde.

Nicht zürne! Was sich liebt, das will sich necken.

Grausenmord.

So kann nun über uns auch Niemand klagen;
Von Todten darf man nichts als Gutes sagen.
So müssen uns nun alle Leute loben;
Das wird sie ärgern droben!
Wir aber nehmen in das Grab
Den schönsten Trost hinab.

(Grausenmord und Währwolf nehmen Brunhilde in die Mitte, und folgen den Übrigen.)

Während Alle in die Gruft hinabsteigen, singen sie den folgenden Chor:

Wir sind sämmtlich graus und groß gefallen.
Ruhm und Klage wird erschallen
Uns Allen.
Erhebet euch,
Gleich so vielen Andern
In's Geisterreich
Zu wandern,
Hinab
In's Grab,
In die Familiengruft
Voll Moderduft!

(Nachdem der Chor geendet, schließt sich die Gruft. Ein Blitz schlägt ein; die Burg zerfällt in Trümmer; eine Herde von Wölfen jagt heulend vorüber.)

Der Vorhang fällt.

Der Geist auf Reisen.

Ich glaube kein Paradoxon aufzustellen, wenn ich behaupte, daß bei jedem Menschen, der einen Geist hat, der Geist oft auf Reisen ist, und daß diese Reisestunden des Geistes meistens die glücklichsten des Lebens sind, in welchen das Menschenkind vom Herzen der Mutter in's Grab, und vom Grabe zum Geist seines ewigen Vaters wandert.

Wenn der Winter die verblühte Natur mit seinem schneeweißen Leichentuche bedeckt und wir im verschlossenen Zimmer an dem, nach wenigen Tagesstunden heranschleichenden Abend vor dem leuchtenden Kaminfeuer sitzen, dann macht der Geist seine Reisen in das schöne Reich der verschwundenen Sommerherrlichkeit. Wir besuchen alle die anmuthigen Gegenden, die uns entzückten; wir erfreuen uns wieder der Himmelsrosen in dem Morgenroth, des sich selbst verklärenden Sonnenunterganges und der geistigen Mondnacht; wir horchen dem, von allen Bäumen erschallenden Gesange der immer fröhlichen Vögel; wir lauschen dem leisen Gemurmel der Quelle, die silberhell über das moosbewachsene Gestein bald munter und lustig, bald halbschläferig hingleitet; wir reisen, wie beflügelt, über Thal und Hügel, von Berg zu Berg, von einem Wald in den andern und umarmen die freundlichen Gestalten, die damals mit uns sich freuten, und jetzt, von uns getrennt, vielleicht auch schon in den Schooß der Erde gebettet sind!

Auf seinem Schmerzenslager schmachtet der Kranke. Einförmig und traurig knistert die matt flimmernde Nachtlampe. Schwer lastet der Kummer der Gegenwart auf ihm; der gequälte Leib drückt den Geist nieder. Die gestörte Harmonie seiner Lebenskräfte gibt nur Mißtöne schwermüthiger Verstimmung; er ist kaum mehr der Schatten von dem, was er war. Plötzlich leuchtet ein schöner, großer Gedanke auf, der ihn erhebt und stärkt wie ein Zauberschlag. Der Geist geht auf Reisen. Das Nachtstück der Gegenwart sinkt. Der Erfrischte, Verjüngte wandert in das Feenreich seiner glücklichen Jugendzeit; ein arkadisches Italien thut sich auf; er versammelt seine Lieben um sich; er ruft einem bewährten Freund, einer holden Geliebten zu: „Dahin, dahin möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n!"

Und er fühlt die Leiden nicht mehr. Die Phantasie nimmt ihn auf ihre goldenen Schwingen und trägt ihn in ein Paradies. Er glaubt auf einem weichen duftenden Blumenbeete zu ruhen, und sanfter Schlummer haucht ihn an, wie der Zephir eine Aeolsharfe.

Ein Salon schimmert und flimmert. Die elegantesten Damen und Herren schwärmen zwischen den elegantesten Möbeln herum. Die holdlächelnde Göttin Mode sitzt auf einem Throne; ihr zur Seite steht die ewig moderne, ewig modernde lange Weile. Sie macht den lebendigen Wachsfiguren einen blauen Dunst vor die Augen, und nun betheuert eine Wachsfigur der andern, die Unterhaltung sei deliciös. Die Spielenden spötteln und zanken; die Nichtspielenden parliren, weil man nicht schweigen darf. Sie sa-

gen sich Dinge, die jedes Salonding schon hundertmal gesagt, schon tausendmal gehört hat. Man spielt Komödie mit den Theatern, man drischt das leere Stroh der Journale. In einer Ecke des dunstigen Salons steht ein Unglücklicher, der sich hinein verirrt hat. Man benimmt sich artig gegen ihn; er lächelt, aber sein Herz blutet. Er ist hier gegenwärtig, aber sein Geist geht auf Reisen. Es tritt hier der scheinbare Widerspruch ein, daß Geistesabwesenheit eigentlich Geistesgegenwart ist. Glück auf die Reise! Armer Fremdling in Israel! Halte nur Worte bereit! Nach dem fehlenden Geiste frägt Niemand.

Wenn der Mensch nach einem kurzen fröhlichen, oder nach einem langen verdrießlichen Tag endlich aus dem betäubenden Gewühle in sein stilles Schlafgemach tritt, und er, der Sklave seiner Verhältnisse, jetzt sein eigener Herr wird, dann geht sein Geist auf Reisen, indem er entweder die Bildergallerie des verflossenen Tages nochmals durchwandert, oder sich in den Windungen des Labyrinthes der Zukunft verliert. Glück auf die Reise, bis der nächste Morgen dich wieder in den Nothstall der Gegenwart zieht, und dir die alten Fesseln wieder anlegt!

Diesseits wohnt der Liebende, jenseits die Geliebte. Wo sie hauset, ist seine Heimat, wo er wohnt, die ihrige. Muß da der Geist nicht ohne Ende auf Reisen sein? Wer vermöchte sonst eine Trennung zu ertragen, wo ein Tag die Dauer eines Jahres hat?

Im düstern, dumpfen Kerker sitzt der Gefangene auf seinem Blocke. Kettengerassel ist der einzige Laut, den er

hört, die Finsterniß der einzige Gegenstand, den er sieht. Das Bewußtsein der durch eigene Schuld verlornen Freiheit lastet auf ihm noch schwerer, als das Gewicht der Eisenbande. Das Strafurtheil gebietet ihm, eine Reihe von Jahren in dem engen Raume zu schmachten. Da geht sein Geist auf Reisen. Er kehrt in sein Jugendland zurück, er sieht sich schuldlos und weint Thränen der Reue; er wandert in das Reich unverkümmerter Zukunft, erblickt sich gebessert, veredelt, und weint Thränen der Freude.

Der Ehrgeizige entwirft Plane auf Plane; er strebt rastlos vorwärts nach einem hohen Ziele; er ringt mühevoll nach dem Lorbeerkranze. Hindernisse stellen sich ihm wie unübersteigliche Felsen entgegen; der Adlerflug sinkt zum Schneckengang. Unmuth und Schmerz ergreifen den Glühenden. Die Welt drückt ihn zu Boden. Sein Geist geht auf Reisen. Er schwärmt umher unter Allem, was groß war in der Vorwelt; er fliegt in die weite Ferne, und erblickt sich als Sieger am glücklich erreichten Ziele. Glück auf die Reise!

Und nun der arme Dichter! Er fühlt in sich den Genius, aber die stolze oder gleichgültige Welt will ihn nicht erkennen. Er schwelgt im Zauberreiche der Phantasie, aber die karge Wirklichkeit bietet ihm von allen ihren Schätzen so wenig.

Unglücklicher Tantalus, der, am Strome des Ueberflusses stehend, die traurige Lehre der Entbehrung hören soll! Auf! Reise in das Reich der Träume! Schmiedet dich das Schicksal an einen Fels, so schaffe und bilde dir eine eigene Welt, in welcher selbst die gerne wohnen, die dir die ihrige verkümmern. Heimatloser! Glück auf die Reise!

Vorschlag zu einer neuen Kerzengattung.

Je mehr Erfindungen, desto mehr wird der Erfindungsgeist selbst gesteigert; denn es liegt in der menschlichen Natur, daß ein Mensch den andern, eine Nation die andere überflügeln will, und daß jedes Streben wieder zu weiteren Bestrebungen aufregt. Die Erfindungskraft hat sich in der neueren Zeit, insbesondere in der Erzeugung neuer Kerzengattungen, erschöpft. Wir sind so glücklich, Salons, Köpfe und andere dunkle Gegenstände durch Milly-, Stearin-, Apollo-, Universal- und andere Kerzen, wenn auch nicht erleuchtet, wenigstens beleuchtet zu sehen. Wenn nun die Menschen es sich zur Pflicht und zum Vergnügen machen, für einander unaufhörlich neue Beleuchtungsmittel zu ersinnen und Beleuchtungsanstalten zu schaffen, so blieb bisher noch immer das Höchste in dieser Art übrig, nämlich den Menschen selbst zu seiner eigenen Beleuchtungsanstalt zu machen, und aus ihm Kerzen zu erzeugen, die man füglich Humanitäts-Kerzen nennen könnte.

Jeder Gestorbene müßte es sich nämlich gefallen lassen, einen Theil seines entseelten Körpers, oder das feste Thierfett, dem ihn überlebenden Theile der Menschheit als Vermächtniß zu hinterlassen, woraus dann Kerzen erzeugt würden, die man auch „Erinnerungskerzen" nennen könnte. Durch solche würde sich jeder Mensch auf seine eigenen Kosten sein Monument bei der Nachwelt setzen. Selbst das kleinste gestorbene Kind wäre nicht umsonst auf die Welt gekommen,

ja selbst ein von der Tanzwuth schwindsüchtig gewordenes Fräulein würde nicht so ganz unnütz unsern Planeten bewohnt haben.

Es ist wohl nicht zu verkennen, daß zwar auf der einen Seite der physische Theil des Menschen sehr bevorzugt würde, indem die fetten talgreichen Menschenkörper, weil sie den meisten Kerzenstoff liefern, eine gewisse Superiorität über die mageren Kinder des Staubes sich anmaßen, und Dickwänste als Halbgötter verehrt würden; auf der anderen Seite müßte aber die Moralität der Menschen gewinnen. Durch solche Kerzen, die den Sohn der Erde mit der Geisterwelt in nähere Verbindung brächten, und ein brennendes Sittengesetz oder eine Moses-Feuersäule beim Durchzuge in das rothe Meer des irdischen Daseins vorstellen würden.

Auf solche Art hätten dann große Geister und dicke Leiber gleichen Anspruch auf Unsterblichkeit.

Ein talgbegabtes Ehepaar mit neun wohlgenährten Kindern dürfte sich ein Privilegium zu einer Kerzenfabrik geben lassen. Phlegmatische Menschen und Völker hätten den Vorzug vor den cholerischen; die sanguinischen vor den melancholischen. Ein Krieg, ja eine einzige Schlacht könnte oft ein ganzes Land jahrelang mit Kerzen versehen, welche aus dem Talge der, den süßen Tod für das Vaterland gestorbenen Helden fabrizirt würden. Ein hochnothpeinliches Gericht könnte aus dem Fett der justifizirten Verbrecher, vorausgesetzt, daß es dieselben vor der Hinrichtung keine Noth leiden ließ, immerhin einen Theil der Sustentationskosten hereinbringen.

Ich trage kein Bedenken, die von der Weltschaubühne längst abgetretenen Römer, eben so die darauf nachagirenden Hindus für Verschwender zu erklären wegen des heillosen Verbrennens ihrer Todten, deren Talg, statt von dem Feuer des Scheiterhaufens verzehrt zu werden, mit Nutzen und Vortheil für die lebenden Generationen zu verwenden gewesen wäre.

Solche Menschen-Talglichter müßten auf den Menschen eine sehr heilsame Wirkung hervorbringen. Man denke sich z. B. einen Tanzsaal, beleuchtet mit Kerzen vom Talge solcher Damen und Herren, die sich in Hektik und Lungensucht hinein, aus dem Dasein hinaus getanzt haben. Jedes Flämmchen würde ihnen zurufen: „Denkt an den Lebensbankerott der Talglieferanten zu den hier brennenden Kerzen, und hütet euch vor Unsinn und Wahnsinn!" — Ein Katafalk unter der hohen Wölbung eines Kirchendoms, besetzt mit tausend Kerzen, die, aus dem Talge der Verstorbenen erzeugt, den Verstorbenen zu Ehren brennen, müßte in jedem Lebenden die Idee erwecken, daß auch er seinen Brennstoff einst liefern werde, und daher so leben sollte, um vor dem Tode nicht zittern zu müssen, und sich bei den guten Nachkommen in gutem Andenken zu erhalten. Wenn der lieblose Tod zwei Liebende oder Freunde trennt, und das Herz des Dahingeschiedenen längst in Staub zerfallen ist, — welche schmerzliche Wonne, oder welchen wonnevollen Schmerz könnte es dem Ueberlebenden gewähren, wenn er in der Grabesstille einsamer Nacht, ein Talglicht des Verewigten vor sich, in Schwärmereien, Ahnungen, Vor- und Nachgefühle ver-

sänke? Und vollends erst dann, wenn der Ueberlebende ein Dichter wäre, der in dieser Kerze einen funkensprühenden Aschentopf erblickte.

Eine ungeheure, selbst den mächtigen Einfluß der Tantieme übersteigende Wirkung müßte es auf die dramatischen Dichter hervorbringen, wenn das Theater mit Talglichtern ihrer glücklichen oder verunglückten Brüder vom Thespiskarren erleuchtet wäre.

Manche von Denen, die heute, bei nächtlichen Schmausfesten und Zechgelagen schwelgend, sich die Gesundheit zerstören, könnten am nächsten Jahrestage desselben Festes den jetzigen Gästen Saal und Tafel beleuchten und sie zur Mäßigkeit ermahnen.

Ein Schuldner, der fest entschlossen ist, das erhaltene Darlehen nicht zurück zu erstatten, würde mit Vergnügen seinen letzten Pfennig hergeben, um eine Kerze vom Talge seines Gläubigers zu kaufen, der unbezahlt in die Ewigkeit reisen mußte.

Ein Geiziger wäre im Stande, in seinem Testamente anzuordnen, daß der Universalerbe aus seinem, nämlich des Testators, Talge müsse Kerzen machen lassen, damit ja nichts von der Erbschaft verloren gehe.

Die Lichter, welche aus dem Talge der im Meere Ertrunkenen und von den Fluten wieder dem Continente Überlieferten erzeugt würden, könnten einen wohlthätigen Leuchtthurm hinreichend mit unentgeldlichem Brennstoff versehen.

Es wäre auch nicht übel, die aus dem Talge schlech-

ter Schriftsteller erzeugten Kerzen zu einem Autodafé zu verwenden, um ihre Werke zu verbrennen.

Die aus dem Diebsfett erzeugten Kerzen wären vorzugsweise zur Straßen- und Stiegenbeleuchtung zu verwenden.

Kerzen vom Talge der Reichen und Vornehmen dürften nur auf den Spiel- und Eßtischen der Reichen und Vornehmen in silbernen Leuchtern prangen; das würde diesem Luxusartikel einen doppelten Werth geben und ihn zugleich pikant machen.

Aerzte dürften keine anderen Kerzen brennen, als solche, vom Fett der, durch sie in die Ewigkeit Spedirten; eben so müßten sich Letztere während ihrer Krankheit der Kerzen vom Talge verstorbener Aerzte bedienen.

Wie geistvoll würde ein Professor vortragen, wenn er den Hörsaal und die Lehrkanzel mit Kerzen vom Talg verstorbener, unsterblicher Professoren erleuchtet sähe!

Mütter und Väter müßten trachten, je ärmer sie sind, desto fetter zu werden. Ein Vater, dessen Zellgewebe mit vielem Talge gefüllt wäre, würde seine in Noth und Armuth hinterlassenen Waisen durch sein Fett wenigstens für einige Zeit vor dem Hungertode bewahren, und wir würden dann z. B. in den Inventarien lesen: „Herr oder Frau N. N. hinterlassen zufolge gerichtlicher Leicheneröffnung 20 Pfund Talg; das Pfund zu 3 Gulden, macht 60 Gulden, wovon Mortuar und Erbsteuer mit — u. s. w. zu entrichten.“

Mancher Fettwanst Fallstaff, wäre er auch übrigens bettelarm an Geist und Geld, könnte in seinem Testamente anordnen, daß man ihm von dem, aus dem Verkaufe sei-

nes, zu Humanitäts-Kerzen bestimmten Talges ein dem Geist der Zeit entsprechendes Monument setzen lasse.

Volkreiche Städte könnten unzählige und dabei spottwohlfeile Illuminationen haben, während manches Dörfchen allmälig seine geringe Bevölkerung in kurzer Zeit ganz und gar verbrennen und aufzehren würde.

Noch interessanter könnte die Sache dadurch werden, daß beinahe jede Gattung der Humanitäts-Kerzen ihre eigene Biographie bekäme, jede Lichtflamme eine bedeutende Flammenschrift und Moralpredigerin, die lebende Welt sich selbst ein großes **Memento mori**, folglich wechselseitige Veranlassung zu den heilsamsten Betrachtungen, ein sehr drastisch-kaustisches Mittel gegen den Leichtsinn, und jeder silberne Leuchter ein partielles Grabmal würde.

Dem Dichter müßte dadurch ein weiter Spielraum zu neuen Ideen, Bildern und Gleichnissen, so wie zu interessanten Scenen und rührenden Situationen eröffnet werden.

Hätte irgend Jemand ein Recht, sich über solche Kerzen-Erzeugungen zu beklagen, so könnten es nur die, in ihren Genüssen dadurch verkürzten Würmer sein, denen man aber, wenn sie es wagen wollten, als Kläger vor Gericht aufzutreten, die römische Rechtsregel **res nullius cedit primo occupanti** (dem Lebenden) entgegen setzen könnte.

Zum Schlusse bekenne ich, daß dieses mein Projekt kein nichtiger Traum genannt werden kann, indem — wie Voltaire erzählt — es einstens wirklich geschehen sein soll, daß man bei einem Aufstand in Irland die Ökonomie so weit trieb, aus dem Fett getödteter Engländer Kerzen zu machen.

Geist und Leben

der

britischen Dichter

des neunzehnten Jahrhunderts.

Der Einfluß der Poesie auf den Menschen und auf das Leben wirkt viel mächtiger als mancher trockene oder leere Kopf, manches matte oder kalte Herz es begreifen kann, indem sie nicht bloß eine Kunst schöner Darstellung, nicht bloß Formenbildnerei, sondern eine schöpferische, belebende Kraft, folglich bei jeder geistigen Hervorbringung überhaupt, das thätige, wirksame Princip ist.

Allen schönen Künsten liegt Poesie zum Grunde; alle schönen Künste sind Poesie, und sie unterscheiden sich von einander nur durch die Darstellungsmittel: Worte, Farben, Töne und so weiter, womit sie dasjenige versinnlichen, was die Dichtkunst geschaffen hat. Auf solche Weise trägt selbst im Reiche der Wissenschaften jedes echte Genie, sobald es ein Werk hervorbringt, den Geist der Erfindungs- und Schöpfungskraft in sich. In dieser Hinsicht waren Newton und Haydn eben sowohl Dichter wie Homer und Göthe, Schiller und Shakespeare.

Will man von der Bilderkönigin Poesie in Bildern sprechen, so könnte man sagen, sie sei ein Seelenwein, welcher nicht nur erheitert, sondern auch stärkt; oder, sie gleiche der Rosenblüte auf der weiblichen Wange, welche nicht nur verschönert, sondern auch ein Zeichen von Fülle der Gesundheit ist. Auch läßt sie sich mit einem reichen Blumenflor vergleichen, welcher das Auge entzückt, zugleich aber auch die Fruchtbarkeit des Bodens bewährt.

Die Liebe zur Poesie gibt einen zuverlässigen Maßstab für das geistige Vermögen und für den Höhenpunkt der sittlichen Veredlung sowohl des einzelnen Menschen als auch ganzer Nationen. Es versteht sich aber wohl von selbst, daß hier nur von der echten Poesie in ihrer vollen Würde und Reinheit die Rede sein kann, keineswegs aber von der stylistisch-oratorischen Verskunst, oder von der poetischen Farbengebung, oder vom lieblich klingenden Reimspiel und von der galanten Witzkoketterie, oder von jenen fieberhaften Erzeugnissen einer versengten und entwürdigten Phantasie, welche man die wilde Jagd der Afterpoesie nennen könnte.

In dem stufenweisen Fortschreiten der Stationen zu höherer Kultur befinden sich zuerst einige, den Schöpfungen des poetischen Genius sehr günstige Perioden. In diesen offenbart sich eine Fülle von Edelsinn und Großartigkeit in den Gesinnungen und Handlungen lebensfroher Menschen; die Leidenschaften erscheinen naturgemäß, die Sitten bieder, die Regungen des reinen Herzens offen und frei, die Formen der Poesie einfach und anmuthig, der Ausdruck na-

türlich und wahrhaft, das Gefühl über die Verhältnisse der Natur und des Lebens innig und warm; der Gesang quillt dann unmittelbar aus dem Herzen hervor, trifft daher auch jedes unverdorbene Herz und findet in jeder Brust sein Echo. Wenn es aber in der Folge dahin kommt, daß regelrechte, mühsame Nachbildung und Schreibseligkeit überhand nehmen, und ein sogenanntes Dichten zum erwerbbringenden Gewerbe entartet, dann wird die Natur, und das Leben nur von den Stubenfenstern aus, nur durch Brillen oder Fernröhre angeschaut, und die Menge der gedruckten Werke drückt das Leben nieder.

Nur dem wahren Genius gelingt es zu jeder Zeit, mächtig und weitumfassend zu wirken, indem er das Leben in allen seinen Verhältnissen und Beziehungen unmittelbar und klar aufzufassen, jedes Alter, jeden Stand zu würdigen, das zu wenig Beachtete verschönernd und veredelnd hervorzuheben, unbedeutend scheinende Beschäftigungen von ihrer interessanten Seite darzustellen, selbst für minder wichtige Gegenstände Aufmerksamkeit zu erregen, und auf solche Weise immerzu einen dankbaren Stoff zu finden und zu gestalten weiß.

Richten wir unser Augenmerk auf die wesentliche Verschiedenheit des Charakters, in welchem die Poesie sich zu verschiedenen Zeiten gezeigt hat, so bemerken wir drei Hauptgattungen derselben: die hebräisch-orientalische, die griechisch-römische, und die neuere romantische.

In den Gesängen der Hebräer und der spätern Morgenländer überhaupt offenbart sich als vorherrschende natio-

nelle Eigenthümlichkeit eine beschränkte, einförmige und einfache Lebensansicht mit umschreibender Darstellungsweise und mit auffallender Ähnlichkeit wiederkehrender Bilder. Die Sänger der alten Hebräer schöpften überhaupt aus ursprünglich heiligen Traditionen die tiefsten und geistigsten Ansichten vom höchsten Wesen, welches im Bereiche der Poesie wie die allerleuchtende Sonne in der Mitte der reinsten Himmelsbläue erscheint. Man kann daher die Psalmisten als die geweihten Sänger jener Empfindungsweise betrachten, durch welche die Wirkungen und Erscheinungen der Außenwelt in den innigsten und schönsten Einklang zu dem großen Lenker des Weltalls gesetzt und mit der geistig-sittlichen Natur des Menschen in unmittelbare Verbindung gebracht werden. Und so athmet aus allen Gedanken, Empfindungen und Bildern, welche in den Psalmen, als heiligen Nationalgesängen, dargestellt werden, der Geist innigen Gottvertrauens und tröstender Erhebung, eben so wie in der folgenden Stelle aus einem Psalme Davids, welche ich hier in der Absicht vorlege, um das Gesagte durch ein Beispiel anschaulich zu machen:

Jehova, du mein Gott, bist schön und herrlich,
Bist prächtig schön geschmückt.
Er kleidet sich in sein Gewand, das Licht,
Er breitet aus die Himmel wie ein Zelt.
Wie der Hirsch sich sehnt nach frischen Quellen,
So sehnet meine Seele sich zu Dir.

Zu Dir hin dürstet meine Seele, Gott,
Zu Dir hin, dem lebend'gen Gott.
Wann werd' ich zu ihm kommen
Und schau'n sein Angesicht? —
Zu Dir hofft Alles auf,
Daß Du ihm Speise gibst zu seiner Zeit.
Du gibst, da sammeln sie.
Du öffnest Deine Hand:
Sie werden satt des Guten.
Du wendest weg Dein Angesicht;
Die Kreatur erschrickt.
Du nimmst den Odem ihnen weg: sie sterben,
Sie kehren wieder in den Staub.
Du hauchest Deinen Odem aus:
Sie werden neu geschaffen;
Das Angesicht der Erde formt sich neu.
Jehova's Ruhm, er bleibt in Ewigkeit;
In seinen Werken freut Jehova sich.
Er blickt die Erd' an, und sie bebt;
Er rührt' die Berg' an, und sie rauchen.
Ich will Jehova singen
Mein Lebelang,
Will meinen Gott lobpreisen,
So lang ich bin,
Und süß wird tönen mein Gesang von ihm;
Ich werde fröhlich in Jehova sein.
Preis', meine Seele, ihn, den Herrn *)!

Eben derselbe Charakter spricht sich auch in der folgenden Stelle des 139. Psalmes aus:

---

*) Psalm 104. Siehe Herder's Geist der hebr. Poesie.

Wohin soll ich geh'n vor Deinem Geist?
Wohin soll ich flieh'n vor Deinem Blick?
Und stieg' ich gen Himmel, so bist Du da,
Und macht' ich in der Tiefe mein Lager,
So bist Du da!
Und schwäng' ich die Flügel des Morgenroths,
Und weilt' ich am äußersten Ende des Meeres,
Auch dort noch führte mich Deine Hand,
Und Deine Rechte, sie faßte mich!
Und spräch' ich: »Dunkel verhüllet mich wohl;«
So würde die Nacht ein Licht um mich sein;
Auch Dunkel verdunkelt ja nicht vor Dir,
Und die Nacht ist so leuchtend wie der Tag;
Dunkel und Licht sind Eins! —
Ja, Du hast zubereitet mein Innerstes,
Hast mich gewebt in meiner Mutter Schooß.
Dank Dir, daß ich so herrlich und so wundervoll
Bereitet ward! Voll Wunder ist, was Du thust,
Und meine Seele erkennt es wohl.
Nicht war verhohlen mein Gebein vor Dir,
Als ich gebildet ward.
Es sah Dein Aug' von mir den Keim;
Sie alle standen geschrieben in Deinem Buch,
Die Tage, schon bestimmt, eh' einer ward *).

Auch in den Hymnen der Indier weht der Geist heiliger Traditionen einer Urwelt, welche sich als die Wiege des Menschengeschlechtes im Orient zu erkennen gibt, und

*) Übersetzung von Stuhlmann.

uns die Gottheit wie im Spiegel der Schöpfung unaufhörlich und in Allem vor die Seele stellt, aus welcher dann die bildlichen Ideen vom Versinken in Gott, von Wiedervereinigung in Gott, von Ruhe und Seligkeit in Gott, wie aus einem heimischen Boden aufkeimen, um die heiligen Gesänge wie Blüten und Blumen zu schmücken.

Die Meisterwerke der arabischen Poesie, voll Glut und Kühnheit, sind größtentheils profanen Inhalts; das Gedicht Hiob aber, — wenn es wirklich arabischen Ursprungs ist, und einen derjenigen Hebräer zum Verfasser hat, die schon vor der Auswanderung der Israeliten unter Moses in Arabien nomadisirten, — liefert einen neuen Beweis für die Richtigkeit des geschilderten Charakters der hebräisch-morgenländischen Poesie überhaupt, und reißt uns zur Bewunderung des Dichters hin, welcher bei der häufigen Wiederkehr derselben Gedanken dennoch immerzu durch die Neuheit der Bilder zu entzücken weiß.

Eben dieser, der orientalischen Poesie eigenthümliche Strahlenkranz der Heiligkeit schimmert uns auch in den religiösen Gesängen der persischen Dichter entgegen. Als einzelner Beleg mag die Stelle im Eingange des Gedichtes: „Joseph und Suleicha" dienen, welche die folgende Anrufung Gottes enthält *):

---

*) Ein historisch-romantisches Gedicht des Mewlana Abdurrachman Dschami; übersetzt von V. E. v. Rosenzweig. Wien, 1824.

Der hohe Gott, der Ew'ge, Wissende,
Der Muth und Kraft dem Kraftentblößten leiht,
Der Sternenscharen läßt am Himmel glühn
Und Menschensterne durch die Erde ziehn,
Er läßt des runden Himmels hohen Dom,
Auf der vier Elemente Säulen ruhn;
Er gießt der Rose Moschus in den Kelch,
Und schmückt den Rosenbaum mit Rosenzier;
Er webt Gewänder für die Frühlingsbraut,
Und lehrt den Baum am Strome aufrecht stehn;
Dem Hochgesinnten schenkt er hohen Ruhm,
Und beugt des selbstgefäll'gen Thoren Wahn;
Er ruht bei Jenem, der am Tag sich müht.
Die Frühlingswolke seines Gnadenmeers
Netzt den Jasmin so wie den Dornenstrauch;
Der Herbstwind aus der Miene seiner Huld
Streut helles Gold hin auf der Wiese Plan.
Süß wird der Mund des Edlen, der ihn preis't;
Voll Gift die Lust des Bösen, dem er zürnt.
Sein Leib ist jene hehre Sonne, die
Atome selbst mit hellem Licht erfüllt;
Doch bärg' er sich der Sonne und dem Mond,
So fiel' ihr Ball flugs in das Nichts zurück.
Durch ihn ward uns des Lebens Glück zu Theil.
Er lebt; sein Leben ist des unsern Grund.
Stiegst Du bedächtig, auf der Einsicht Fuß,
Tief in der Erde Mittelpunkt hinab,
Flögst Du empor zur lichten Himmelsflur, —
Du träf'st allüb'rall seiner Weisheit Spur.
Sein Wesen, frei von Maß und von Gestalt,
Ist freier noch von Niedrigkeit und Höh!
Gestaltlos, ist er der Gestalten Grund,

Und niedrig sind die Hohen all' vor ihm.
Vor seinem Wesen wird die Weisheit irr,
Auf seiner Bahn erlahmt der Wünsche Fuß.
Wenn er nicht huldvoll uns entgegen tritt,
Entfernen wir uns immer mehr von ihm;
Wenn seines Ruhmes mächt'ger Ruf erschallt,
Steht zu den Füßen seines ew'gen Throns
Der Engel selbst versenkt in blöde Scham,
Und staunend nur dreht sich des Himmels Rad.
Drum frommt's, wenn wir, ein Häuflein gier'gen Staubs,
Den Spiegel reinigen von der Gierde Rost.
Laßt uns an's eigne Dasein denken nie,
Und fürder sitzen auf des Schweigens Knie!

Als zweite Hauptgattung der Poesie erscheint die griechische oder klassische, geboren unter Joniens mildem Himmelsstrich, begünstigt von einem feinern Organismus ihrer Sänger und von dem bezaubernden Wohllaut einer reichen und biegsamen Sprache, entzückend durch den Reiz der anmuthigsten und reinsten Formen. Ihre vier vorzüglichsten Darstellungsweisen: die epische, dramatische, lyrische und didaktische, gingen hier in Kraft und Schönheit vollkommen ausgebildet hervor. Homer, Sophokles, Pindar und Hesiod wurden ihre würdigsten Repräsentanten, und sind auch Muster für die Nachwelt geblieben. Kunst und Leben, Begeisterung und Ruhe, Feuer und Klarheit verschmelzen in ihren Werken zu vollendeter Harmonie und Einheit.

In dieser schönen und reinen Gestalt, einfach, edel und

großartig, jeden unechten oder üppigen Schmuck verschmähend, alles Übermaß vermeidend, und jeden Auswuchs verwerfend, um alle Theile der harmonischen Wirkung eines organischen Ganzen unterzuordnen, verharrte die Poesie der Griechen, bis dieses Volk durch die Macedonier seine Selbstständigkeit verlor, und endlich die alexandrinische Schule entstand, deren Dichtern die kunstliebende Dynastie der Ptolomäer in Alexandria wohl Schutz, Lebensunterhalt und Bildungsmittel, nicht aber das mangelnde Genie geben konnte.

Die poetischen Werke dieser ägyptisch-griechischen Sänger, wie z. B. des Apollonius von Rhodus, des Aratus, des Kallimachus und Anderer, zeigen größtentheils ein ängstliches Bemühen, den Mangel des Genies durch Gelehrsamkeit, durch Versekunst und stylistisch-rhetorische Schönheiten zu ersetzen und Vorbilder nachzuahmen, hinter welchen sie nüchtern, frostig, und ohne Eigenthümlichkeit in weiter Entfernung zurückgeblieben sind. Wer die Werke dieser Verskünstler nicht näher kennt, wird wohl schon darin ein böses Merkmal finden, daß die meisten derselben Dichter und Sprachforscher zugleich waren.

Glücklicher war der poetische Nachahmungsgeist der Römer, welche viele der schönsten Blüten aus dem Hesperidenhaine der griechischen Poesie, größern Theils nicht ohne Originalität, mit ausgebildetem Geschmack auf italienischen Boden übertrugen.

Als die dritte Hauptgattung, deren erste Spuren man schon in den Bardengesängen der alten Deutschen findet, sehen wir die romantische Poesie, welche sich späterhin

im Norden und im Süden mit verschiedenen Modificationen im Ton und im Wesen entwickelt und ausgebildet hat.

Der Charakter der alten Deutschen, die in ihren Wäldern und Sumpfgegenden der Wuth eines rauhen Himmels voll heulender Stürme und erstarrender Fröste ausgesetzt waren, erhielt durch diesen klimatischen Einfluß einen Zug von Schwermuth, welcher bewirkte, daß sie alle Erscheinungen der Natur und jeden Wechsel im Leben mit dem Schauder eines vermischten Gefühles von Ehrfurcht und Aberglauben betrachteten. Dieser Ursache ist auch die düstere, oft graunhafte Gestaltungsweise ihrer Phantasie zuzuschreiben, welche den Tod und die trauererweckenden Unglücksfälle des menschlichen Lebens und Schicksals stets im Auge behält, und die Seele mit dunklen Ahnungen erfüllt.

Aus derselben Quelle floß aber auch jener hohe Grad ritterlicher Ehrfurcht für das Frauengeschlecht, welchem der Deutsche eine besondere Vorhersehungsgabe und eine eigene Heiligkeit des Innern zuschrieb, jene muthvolle Verachtung der Gefahr und des Todes, jene Hochachtung weiblicher Tugend und männlicher Tapferkeit, jene fromme Verehrung und Ergebung in den Willen des Höchsten, welche einen so mächtigen Einfluß auf die neuere, durch das Christenthum geläuterte Anschauungs-, Empfindungs- und Darstellungsweise gewannen.

Ein wesentlicher Unterschied der klassischen und romantischen Poesie besteht darin, daß jene den schon vorhandenen Formen immer treu blieb und sich begnügte, mehrfach bearbeitete Stoffe ohne Aufwand der Erfindungskraft neu

darzustellen, wogegen in den Produkten der romantischen Poesie ein unerschöpflicher Quell neuer Erfindungen springen, und stäte Mannigfaltigkeit nicht nur in den Gedanken und Bildern, sondern auch in den Versmaßen und Reimsystemen, mithin ein origineller und dennoch immer wechselnder Charakter erscheinen mußte.

Der Geist der britischen Poesie zeigt in drei Hauptperioden eine bedeutende Verschiedenheit und Modification in Bezug auf Kunstbildung und künstlerische Darstellung. Die älteste Periode, von Chaucer und Spenser an, wird mit Recht die britische oder romantische genannt, die mittlere aber, welche in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts anfing, im Gegensatze zu jener die französische oder klassische. Im Beginne des 19. Jahrhunderts ging endlich die neue Dichterschule, die sogenannte School of Lakes hervor. Fehlte es den Dichtern der beiden älteren Schulen nicht an Gemüthstiefe und Geisteskraft, an Schwung, Gedankenfülle und Bilderschmuck, so verherrlichte sich die neue Schule durch die schöpferische Kraft der blühendsten Phantasie und durch eine Reinheit und Heiligkeit, welche den materielleren Charakter der frühern Poesie so vergeistigte, daß er durch Idealisirung der so zu sagen sublimirten Stoffe eine ihm vorzugsweise eigenthümliche Art von Schönheit und Verklärung erhielt.

Die Morgenröthe der britischen Poesie begann im 14. Jahrhundert mit dem alten Chaucer, welcher vom

Jahre **1328** bis **1400** lebte, und sich, vorzüglich durch sein Gedicht: „Der Hof der Liebe" (the Court of love) und durch poetische Erzählungen (Canterbury-Tales), den Namen des Vaters der englischen Poesie erwarb. Diese schöne Morgenröthe erlosch aber bald wieder; erst nach Verlauf von anderthalb Jahrhunderten brach der volle Tag an mit Spenser *), dem genialen Verfasser des allegorisch-moralischen Rittergedichtes: „Die Feenkönigin."

Endlich ging die Sonne selbst auf mit Shakespeare **), dem Geisterkönig im Reiche der dramatischen, epischen und lyrischen Poesie. Der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gehörte der liebliche Lyriker Waller ***), Cowley ****), gleich ausgezeichnet in scherzhaften, zärtlichen und erhabenen Gedichten, und Milton *****), dessen verlornes Paradies, sowohl der Zeit als dem Werthe nach, die erste Epopee ernsthafter Gattung in England war, und bisher nicht übertroffen worden ist, obschon des noch lebenden Dichters James Montgomery episches Gedicht: „Die Welt vor der Sündflut" (the world before the flood) sich demselben in jeder Hinsicht an die Seite stellen darf.

Die ersten bedeutenderen Dichter jener Periode nächst

---

*) Geboren 1550 oder 53, gestorben 1596.

**) Geboren am 23. April 1564, gestorben am gleichen Monatstage im Jahre 1616.

***) Geboren 1605, gestorben 1687.

****) Geboren 1618, gestorben 1667.

*****) Geboren 1608, gestorben 1673.

Milton waren Dryden *) und Pope **). Geniale Erfindungskraft fehlt zwar Beiden, doch zeigen Beide ein schönes Talent. Dryden glänzt mehr durch Naturgabe, Pope mehr durch Kunstbildung, daher in den Werken des Letzteren wohl mehr Korrektheit, aber auch weniger Wärme und natürliche Leichtigkeit herrscht. Am meisten gelang ihm die poetische Ausschmückung philosophischer Stoffe; seine Lehrgedichte behaupten, nächst der schönen Heroide: „Eloise and Abelard," unter seinen Dichtungen den ersten Rang. Für Dryden möchte wohl schon dies eine günstige Meinung erwecken, daß Walter Scott sich bewogen fand, eine vollständige Sammlung seiner poetischen Werke in 18 Bänden herauszugeben, welche nicht nur die dramatischen, sondern auch die lyrischen und erzählenden Dichtungen, Satyren, poetische Episteln u. a. enthält.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebten Addison, Gay, Thomson, Swift und Young.

Addison, dessen frostiges Trauerspiel „Cato" eine unverdient gute Aufnahme fand, erwarb sich als Prosaiker durch sein Wochenblatt: „Der Zuschauer" — ein humoristisches Zeit- und Sittengemälde — mit Recht den allgemeinsten Beifall, welchen auch Gay als Lieder- Fabel- und Idyllen-Dichter erhielt.

Höher als Beide steht Thomson, dessen Naturge-

---

*) Geboren 1631, gestorben 1701.

**) Geboren 1688, gestorben 1744.

mälde sowohl durch Wahrheit und Schönheit der Darstellung, als auch durch Gemüthstiefe und Wärme der Empfindung gefallen, stellenweise auch entzücken.

Noch höher steht Young, dessen nächtliche Klagen, so wie seine Dichtungen: „Der jüngste Tag"; „die Macht der Religion", Satyren über die „Ruhmbegierde" rc. uns durch eine Fülle der erhabensten Bilder und kräftigsten Gedanken zu dem Unvergänglichen und Heiligen himmelan erheben. Klopstock's Ode: „Stirb, prophetischer Greis!" — charakterisirt den düstern aber gewaltigen Geist Young's treffender, als irgend ein breites kunstrichterliches Urtheil es zu thun vermöchte.

Die humoristischen Satyriker Butler und Swift erwarben sich Beifall und Ruhm, Butler als Verfasser des burlesken Heldengedichtes „Hudibras", weil seine Satyre nur die politischen und Religions-Parteien und Schwärmer seiner Zeit und seines Vaterlandes trifft, nur unter seinen Zeitgenossen und in England, Swift aber durch die Allgemeinheit seiner Satyre und seines treffenden Witzes auch in Europa und bei der Nachwelt.

Das achtzehnte Jahrhundert brachte eine Fülle poetischer Blüten und Früchte hervor, insbesondere in der lyrischen, didaktischen und malerischen Dichtungsart. Zu diesen zählt man vorzugsweise Prior's philosophische Lehrgedichte „Alma", „Salomo" rc. Glover's „Leonidas", Wilkie's „Epigonias", Dyer's Lehrgedicht über die „Zubereitung der Wolle", Grainger's „Zuckerrohr", Akenside's „Vergnügen der Einbildungskraft", Armstrong's „Kunst, die

Gesundheit zu erhalten", Ogilvie's „Versehung", Dodsley's „Schöpfung", Mason's „englischer Garten", Darwin's „Liebe der Pflanzen" und sein „Tempel der Natur", Falkoner's „Schiffbruch", Bloomfield's „Pächterknabe", Somervile's „Jagd", Hayley's „Triumphe des Frohsinns" u. a.; nebstbei die ausgezeichneten lyrischen Dichter Gray, Brume, Goldsmith, Collins, Langhorne, Shenstone, Beattie, Blaklok, Burns, Congreve, Lovibond, Grame, Logan, Smart, Hammond, Mallet, Wolcott (unter dem Namen Peter Pindar) Withead, Warton, Chatterton, Hervey u. m. A.

Diese schöne Dichterreihe des 18. Jahrhunderts schloß William Cowper, geboren im Jahre 1732, gestorben 1800. Er gehörte durch Originalität, Geist und Dichtungsweise schon dem 19. Jahrhundert und der neuen Dichterschule an, welche den Namen Lake-School (Seeschule) deshalb erhielt, weil einige der ersten und vorzüglichsten Dichter, welche aus derselben hervorgingen, wie Wordsworth, Southey, Coleridge und Wilson, in den an Seen reichen Landschaften Westmoreland und Cumberland lebten, und, von ihren Naturschönheiten begeistert, daselbst dichteten.

Und so rühmt sich England im 19. Jahrhundert nicht nur des großen poetischen Dreigestirnes Byron, Walter Scott, und Thomas Moore, sondern auch vieler anderer außer England, nicht genug gekannter, aber nicht minder vortrefflicher Dichter und Dichterinnen, unter

welchen nebst den sieben schon genannten, noch Campbell, Rogers, Crabbe, Cornwall, Milman, Montgomery, Sotheby, Hog, Mathurin, Bowles, Barton, Lamb, Schelley, Hunt, White, Keats, Miß Lando'n, Johanna Baillie, Miß Heman, und Lady Morgan besonders hervorragen.

Die Dichter der neuen oder sogenannten Seeschule (the lakists), sind, wie die englischen Kunstrichter dieselben charakterisiren, Bewunderer der Dichter aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth, und hegen für die alt-englische Poesie eine solche Vorliebe, daß ihnen Percy's alte Balladensammlung als ein rühmlicher Versuch zur Wiederherstellung des echtes Geschmacks in der Poesie gilt; dagegen aber sprechen sie dem Zeitraume der schönen Literatur von Milton bis zu Cowper allen Werth ab. Zu dieser Vorliebe für die alte Poesie gesellt sich eine vorzugsweise Hinneigung zur Metaphysik, mit einer hohen Begeisterung für die Schönheiten der Natur. Im Schooße stiller Einsamkeit, am Ufer der Seen und im Schatten der Haine, scheinen ihre Seelen sich mit dem Geiste der Natur gleichsam zu verschmelzen, indem sie einen unsichtbaren, unaussprechlichen Einfluß fühlen, welcher sie erhebt, und ihr Gemüth entzückt und läutert. In ihren Empfindungen herrscht ein Mysticismus, ähnlich dem Pantheismus des Pythagoras. Die Feinde der neuen Schule nennen diese Dichter deshalb die Quäcker und Methodisten der britischen Poesie. Sie erblicken in jedem Naturgegenstand den Ausdruck einer geistigen Macht

und schreiben dem geringfügigsten wie dem grandiosesten Gegenstande der Schöpfung nicht nur eine physische, sondern auch eine moralische Existenz zu. Der Ocean erscheint ihnen wie mit Empfindung und Leidenschaft begabt; der Mond hat seine Launen; Wolken und Sterne werden von innern Impulsen getrieben. Sie erheben die häuslichen, holden und sanften Tugenden über den schimmernden und gefährlichen Heroismus. Mutter, Tochter, Gattin und Schwester erhalten von ihnen die größten Huldigungen für den Reiz, welchen sie über das gesellige Leben ausströmen. Sie möchten, daß man die Muse der sittlichen Poesie mitten im Weltgetümmel anrufe, gleich der Stimme einer Schwester oder Freundin, die uns zu den unschuldigen Freuden der Kindheit und Häuslichkeit zurückruft.

Wir gehen nun zu den einzelnen Dichtern dieser neuen Schule über, um die Hauptmomente ihres Lebens und den Geist ihrer Werke darzustellen. Einer der vorzüglichsten derselben ist Robert Southey, geboren im Jahre 1774 zu Bristol, einer blühenden Handelsstadt in der Grafschaft Sommerset, wo sein Vater als Leinwaren-Großhändler lebte. Mit den Dichtern Coleridge und Wordsworth schloß Southey schon während der Studienjahre eine innige Freundschaft. Im Jahre 1795 heirathete er die schöne Miß Edith Fricker, deren jüngere Schwester Sara einer Mädchenschule vorstand. Mit der Letztern verehlichte sich nachher der

Dichter Coleridge, Southey's Jugendfreund. Die Romantik säumte nicht, in dem Leben ihres Lieblings Southey schon frühe eine Rolle zu übernehmen.

Er mußte sich heimlich vermählen, weil mehrere seiner Verwandten und Freunde gegen diese Heirath waren, und er bestimmt war, seinen Oheim auf sechs Monate nach Portugal zu begleiten. Die Neuvermählten trennten sich daher, so wie sie den Altar verließen, schon am Kirchenthore; die Braut lebte vor der Welt fortan als Mädchen, und trug den Ehering an einem Bande um ihren Hals verborgen. Daß Southey am letzten Tage der eine Ewigkeit langen sechs Monate pünktlich zurückkam, versteht sich wohl von selbst. Ihr hat er im Jahre 1796 seine lyrischen Gedichte, im Jahre 1797 sein episches Gedicht „Johanna d'Arc" gewidmet. Die jungen Eheleute lebten nun einige Jahre in Bristol, wo Southey sich ausschließend und eifrig mit literarischen Arbeiten beschäftigte.

Im Jahre 1801 erhielt er bei dem Schatzmeister der irländischen Finanzkammer in Dublin die Stelle eines Sekretärs mit einem Jahresgehalte von 500 Pfund Sterling. Kurz vor dem Antritt dieses Amtes gab er das romantische Gedicht: „Thalaba, der Zerstörer" heraus, welches in der literarischen Welt großes Aufsehen erregte. Die Kunstrichter schrieben viel über die Fehler und Vorzüge dieser Dichtung; das Publikum ertheilte aber demselben seinen einstimmigen Beifall.

Im Herbste des Jahres **1802** zog sich Southey nach Keswick in Cumberland zurück, wo er ein Haus am Ufer der Greta in der Nähe des malerisch schönen Derwentwater besaß. Die eine Hälfte dieses Hauses bewohnte er selbst mit Gattin und Kindern; die andere Mistreß Coleridge, die Schwester seiner Gattin, mit zwei Töchtern, und Mistreß Lowel, ihre verwitwete Schwester, die sämmtlich von Southey's Unterstützung lebten.

Southey, geliebt als Freund und Nachbar, gefällig und zugänglich für Alle, lockte durch seinen berühmten Namen viele Engländer und Fremde nach Keswick.

Southey besaß eine ausgezeichnete Kenntniß der neuern Sprachen. Seine Bibliothek, obschon nicht bändereich, lieferte einen Beweis für seine Kenntniß der klassischen Literatur. Sein Einkommen beruhte fast ausschließend auf seinen literarischen Arbeiten. Er war stabiler Mitarbeiter an den Zeitschriften: **Quarterly Review** und **Foreign Quarterly**, deren Herausgeber ihn für jeden Beitrag mit hundert Pfund Sterling honorirten.

In seinen romantisch-epischen Dichtungen: „Die Verwünschungen des Kehama," „Thalaba, der Zerstörer," „Madoc in Wales," und „Roderich, der letzte der Gothen" — herrscht ein Feuerglanz der reichsten Einbildungskraft, und rasch vorwärts schreitendes hinreißendes Interesse der Handlung. Sie sind Schöpfungen eines kräftigen, selbstständigen, kühnen Geistes, doch nicht ohne wilde Auswüchse einer zu üppigen Phantasie. In der Schönheit und Harmonie des

Versbaues ist Southey ein Meister; dabei ist seine Prosa in natürlicher Kraft und anmuthiger Fülle so vortrefflich, daß man ihn für den besten Prosaiker unter den neueren Dichtern erklärt.

Southey's poetische Werke sind, nebst den genannten vier Dichtungen: „Johanna d'Arc," ein episches Gedicht in zehn Gesängen — „Die Visionen der Jungfrau von Orleans", in drei Gesängen; — „Des Dichters Pilgerreise nach dem Schlachtfelde von Waterloo;" — Eine poetische Erzählung, betitelt: „A tale of Paraguay," deren Stoff aus Dobrizhofer's Geschichte der Abiponer genommen ist; — kleinere poetische Erzählungen, Balladen, Oden, Lieder, Sonette, englische und Botanybey-Eklogen ꝛc.

Prosaische Werke: „Briefe, welche er während eines kurzen Aufenthaltes in Portugal an seine geliebte Braut schrieb; Briefe aus England, Geschichte Brasiliens, Nelsons Leben, und Anderes."

Uebersetzungen und Nachbildungen aus fremden Sprachen: „Bion und Moschus;" „Amadis von Gallien," aus dem Spanischen; „Palmerin von England," aus dem Portugiesischen; „Cid Rodrigo, Diaz de Vivar," aus dem Spanischen u. A.

Southey gab den englischen Kunstrichtern mehr als irgend ein Dichter seiner Nation zu schaffen. Die Kühnheit seiner Flüge setzte Diejenigen, deren Blicke ihnen nicht folgen konnten, in Erstaunen; da sie ihn die Grenzen seiner Kunst auf eine Art erweitern sahen, welche ihre Fassungs-

kraft überstieg, trösteten sie sich selbst damit, daß sie erklärten, Southey sei von der Bahn der Regeln abgewichen.

Southey hat in den meisten Dichtungsarten und Darstellungsweisen Ausgezeichnetes geleistet. Wenige Dichter unserer Zeit haben so viel geschrieben, noch wenigere so Vortreffliches, wie er.

Begabt mit einer genialen Phantasie, wie Wenige, an Rechtlichkeit und Edelmuth von Keinem übertroffen, und im Besitze der umfassendsten und reichhaltigsten Kenntnisse, vereinigt er hiermit auch die Meisterschaft der Sprache. Die strengsten englischen Kunstrichter gestehen ihm eine Stärke der Phantasie und eine Kraft des Ausdruckes zu, deren kaum ein Dichter dieses Jahrhunderts sich rühmen könne; auch behaupten sie, daß in der Darstellung zärtlicher, sanfter und liebevoller Gemüthsbewegungen nur wenige Dichter mit ihm rivalisiren können. Dagegen aber beschuldigen sie ihn, manchmal in einen kindischen Geschmack und in eine affektirte Manier zu fallen, zwei Fehler, welche der Glorie des Genies nicht geringen Eintrag thun.

Die vollste geniale Kraft seiner dichterischen Kunst hat Southey vorzugsweise in den Gedichten: „Thalaba, der Zerstörer," und „die Verwünschung des Kehama" bewährt. Er mag nun seinen Stoff aus den unerschöpflichen Quellen seiner Phantasie genommen, und sowohl seine Personen als die Welt, welche er sie bewohnen läßt, selbst geschaffen haben, oder Gemälde veredelter Menschheit aus dem wirklichen Leben darstellen, so bleibt er doch immer der Natur

getreu, selbst in den wildesten seiner Dichtungen. Haben andere Dichter Götter herabgezogen, und sie in ihre Gedichte eingeflochten, so pflanzt Southey eine Gottheit in jede Menschenbrust, welche er durch die Triebfedern der Leidenschaften naturgemäßer und mächtiger, als irgend ein mythisches Wesen es vermöchte, zu bewegen weiß.

Southey behauptet auch als Geschichtschreiber und Uebersetzer in Prosa einen ausgezeichneten Rang. Seine geschichtlichen Darstellungen liefern die sprechendsten Beweise von unermüdlicher Geduld und rastlosem Fleiß historischer Forschung. Seine Uebersetzungen sind nicht nur treue Nachbildungen, sondern zugleich con amore gearbeitet. Insbesondere wird die Uebersetzung der Romanzen vom Cid für ein Meisterstück erklärt.

Ueber Southey's Art zu arbeiten und über seinen rastlosen Fleiß haben wir folgende Nachrichten:

Er stand früh auf, schrieb oder las bis zum Frühstück, dann wieder bis zum Mittagsmahl, nach diesem wieder bis zur Theezeit, und nach dieser, bis er zu Bette ging. Zu seinem Lieblingssitze hatte er sich ein Plätzchen am Ufer des Derwentwater am Fuße des Skiddaw gewählt. Das Studiren war seine Beschäftigung, seine Leibes- und Geistesübung zugleich, und seine Erholung, indem er von Versen zur Prosa überging, von der Geschichte zur Poesie, vom Schreiben zum Lesen. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher er produzirte, soll kaum ihresgleichen finden. Man sagt, er habe in dem Decennium zwischen seinem 20. und 30. Lebensjahre mehr Verse verbrannt, als irgend ein

Dichter unseres Jahrhunderts während seines ganzen Lebens geschrieben habe. Außerdem wird auch die Gewandtheit und Vielseitigkeit seines Talentes bewundert. Seine Zeit pflegte er auf das genaueste einzutheilen, jede Stunde hatte ihre bestimmte Arbeit. Er arbeitete an mehr als Einem Werke zugleich; sobald die zu dem einen Werke bestimmte Stunde verflossen war, wendete er sich mit genialer Leichtigkeit zu einem anderen, dem er dann sogleich die volle Aufmerksamkeit widmete. Was er las, blieb ihm, und verwandelte sich in sein Eigenthum. Er pflegte sich auch während des Lesens Auszüge zu machen. In großen und gemischten Gesellschaften war er mehr Zuhörer als Sprecher, und ganz das Gegentheil der Dichter Wordsworth und Coleridge, berühmt wegen ihrer kräftigen, hinreißenden Beredtheit.

Von dieser Schilderung des Geistes und Charakters gehen wir nun zur Zergliederung der einzelnen poetischen Werke dieses höchst genialen und fruchtbaren Dichters über.

Sein Heldengedicht „Johanna d'Arc" in **10** Büchern ist in reimlosen fünffüßigen Jamben geschrieben, und mit vielen sehr reichhaltigen historischen Anmerkungen begleitet. Der Ton des Ganzen ist einfach und kräftig, würdevoll und edel. Er selbst spricht seine Ansichten von der epischen Poesie überhaupt und von diesem Epos insbesondere in einer Stelle der Vorrede mit der ihm eigenen Bestimmtheit folgendermaßen aus:

„Die Geschichte der Johanna d'Arc ist eben so mysteriös als merkwürdig. Daß sie sich selbst für eine Gottbegeisterte hielt, werden Wenige in Abrede stellen; daß sie eine Gottbegeisterte wirklich war, wird Keiner zu behaupten wagen; schwer ist aber auch zu glauben, daß Karl und Dünois sie überredet und hintergangen haben. Daß sie den König erkannte, als er sich, um sie zu täuschen, verkleidet unter seine Höflinge stellte, und daß sie, zum Beweise ihrer höheren Sendung, ein Schwert aus einem Grabe in der St. Katharinenkirche verlangte, sind Thatsachen, hinsichtlich deren alle Geschichtschreiber übereinstimmen. Wäre dieses durch ein heimliches Einverständniß geschehen, so müßte Johanna sich selbst für eine Betrügerin gehalten haben, und sie hätte mit diesem Bewußtsein nicht das große Werk, welches sie unternahm, zu Stande gebracht. Enthusiasmus, und zwar einer von mehr als gewöhnlicher Art, war nöthig, um ein junges Mädchen zu befähigen und dahin zu bringen, daß es die Waffen ergriff, Truppen in die Schlacht führte, in den vordersten Reihen kämpfte, und mit beträchtlich geringeren Streitkräften einen Feind besiegte, welcher bis dahin für unüberwindlich gehalten wurde. Es wäre nicht möglich, daß Eine, die sich selbst nur für die Puppe einer Partei hielt, Solches geleistet haben könnte. Hofintriguen konnten sie nicht überredet haben, den König Karl in seiner Verkleidung zu entdecken, konnten sie nicht angetrieben haben, das Schwert zu verlangen, welches sie etwa verborgen haben mochten, ohne den Betrug zu entdecken. Sie war also keine Betrügerin mit ihrem Wissen; sie konnte auch nicht ein

bloßes Werkzeug des Hofes gewesen sein; und wollte man sagen, daß sie sich selbst für eine Inspirirte hielt, so läßt sich doch hieraus weder ihr Erkennen des Königs, noch ihr prophetisches Verlangen nach dem Schwerte erklären. Nach der Krönung des Königs erklärte sie selbst, daß ihre Sendung vollendet sei, und sie bat, sich vom Schauplatz der Zeitereignisse zurückziehen zu dürfen."

„Die Begeisterung würde hier noch nicht aufgehört haben, und hätten Diejenigen, die sich ihrer zum Betruge bedienen wollten, sie bereden können, noch ferner mit dem Heere zu ziehen, so würden sie den Betrug gewiß noch länger fortgespielt haben."

„Eben dieses Geheimnißvolle macht aber die Geschichte der Johanna d'Arc für die poetische Behandlung vorzüglich geeignet. Es bedarf keines Beistands guter oder böser Geister, um sie über die Menschheit emporzuheben; es bedarf keines Aufwandes von höhern Wesen, um die Heldin mit Muth zu entflammen und ihre Wunden zu heilen. Sie handelt einzig und allein nach dem Antriebe ihres eigenen Geistes und nach dem tiefen Gefühle ihrer Inspiration. Jedes handgreifliche Einwirken überirdischer Wesen würde das schöne Helldunkel ihres Charakters zerstören, und sie zur bloßen Heldin eines Feenmärchens herabziehen. Der Abweichungen von der Geschichte, welche ich mir erlaubt habe, sind nur wenige und unbedeutende. Alles, was wunderbar erscheint, gründet sich auf die Geschichte; die Autoritäten dafür wird man in den Anmerkungen finden."

„Es ist ein gewöhnlicher Fehler der epischen Gedichte,

daß sie uns für die in denselben gefeierten Helden zu wenig Interesse einflößen. Der Ruhm des Achilles oder Aeneas mag wohl dem Nationalstolze der Griechen und Römer geschmeichelt haben; um aber die Theilnahme eines unbefangenen Lesers zu erregen, wird mehr rein menschliches Gefühl erfordert, als dasjenige, welches man in dem Charakter eines Helden gewöhnlich findet. Von diesem Fehler kann nur die Odyssee eine Ausnahme machen, indem Odysseus, als Gatte und Vater erscheinend, die Empfindung anspricht. Der Verstand muß der guten Anlage des Planes und der herrlichen Ausführung der Ilias den vollkommensten Beifall zollen; das Herz aber wird gewiß der Odyssee den Vorzug geben, denn sie ist das Gedicht der Natur und die in derselben handelnden Personen sind von der Art, daß sie mehr Liebe als Bewunderung einflößen. Der gute Hirt Eumaeus ist mehr werth als tausend Helden. Homer ist fürwahr der größte aller Dichter, denn er ist zugleich edel und einfach; Pope hat ihn mit Flitterstaat geschmückt Cowper ihn ganz entkleidet."

„Es wird wohl wenige Leser geben, welche den Turnus nicht dem Aeneas vorziehen, einem der Verrätherei verdächtigen Flüchtling, welcher sein Weib fahrlässig aufgab, die Dido verführte und verließ, und sich mit der Lavinia, die er ihrem Verlobten wegnahm, vermählte. Was frommt dem Manne alle seine Götterverehrung, wenn er sich gegen die Menschen als ein Schurke beträgt? Stellt der Dichter die Gottheit selbst als eine schlechte That gebietend dar, so heißt dies nicht den Menschen entschuldigen, sondern die

Gottheit beschuldigen. Den Lucan und den Statius hinderte die übel getroffene Wahl des Stoffes, jene Popularität zu gewinnen, welche sie verdient hätten. Den Erstern hat in einzelnen Theilen seiner Pharsalia vielleicht kein anderer Dichter erreicht, übertroffen gewiß nicht. Ich trage kein Bedenken, den Statius dem Virgil vorzuziehen, denn Jener scheint mir bei einem weniger feinen Geschmack eine stärkere und reichere Einbildungskraft zu besitzen; seine Bilder sind kräftig und klar, und seine Darstellung zeigt, indem sie das Gefühl des Lesers aufregt, daß der Dichter selbst vom Gefühl durchdrungen war."

„Von der Macht des historischen Stoffes liefern die italienischen Dichter den Beweis. Ihre epischen Gedichte gefallen allgemein, selbst in Übersetzungen, wo außer dem Interesse der geschichtlichen Handlung wenig Reiz übrig bleibt. Tasso hat bei seinen Charakteren das Verhältniß und die Abstufung verfehlt; Gottfried ist der Held des Gedichtes, Rinaldo der Held des Dichters, Tancred der Held des Lesers. Charaktere vom zweiten Range, wie Gyas und Cloant, sollen in einem Gedichte weder blos deshalb eingeführt sein, um die Gruppe auszufüllen, noch auch so weit vorragen, daß sie einen Schatten auf den Hauptcharakter werfen. Ariost's regellose Magie, so wie Milton's Stoff und Genie, Beide in ihrer Art einzig, machen es unmöglich, aus den Werken dieser Dichter Regeln für die epische Poesie abzuleiten. Eben dasselbe gilt von Spenser, dem Liebling meiner Kindheit, dessen wiederholte Lektüre immer höheres Vergnügen gewährt. Der Maschinerie des

Camoens fallen noch ärgere Fehler als jener der Unschicklichkeit und der Entheiligung des christlichen Stoffes durch Einmischung heidnischer Götter zur Last. Sein schwimmendes Eiland ist nur ein schwimmendes Bordell, und keine poetische Schönheit kann für die verletzte Sittlichkeit schadlos halten. Nur ein Übersetzer kann den Dichter gegen diese Beschuldigung rechtfertigen wollen. Das Gedicht „die Portugiesen" (**Os Lusiados**), ist zwar in einigen Stellen vortrefflich, als ein Ganzes aber uninteressant; es bewirkt im Lesen wenig Gemüthsbewegung, und in der Erinnerung wenig Vergnügen. Camoens arbeitete an diesem Epos unter den Leiden getäuschter Hoffnungen, unter den Mühseligkeiten des Krieges, und in einem Lande, fern von Allem, was ihm lieb und werth war. Man darf daher nicht vergessen, daß der portugiesische Dichter nicht nur einer der unglücklichsten Menschen war, sondern auch einer der achtungswürdigsten. Weder Spanien, noch sein Vaterland haben einen an Werth ihm gleichkommenden Dichter*) aufzuzeigen."

„Ich habe die gewöhnlichen Fehler epischer Gedichte zu vermeiden, und die Jungfrau von Orleans interessant darzustellen gesucht. Ich gab ihr daher nicht die Glut der Liebe, sondern die Erinnerung an eine besiegte Leidenschaft, einen leise hinschmachtenden Nachklang rein menschlicher

---

*) Southey spricht hier nur von den epischen Dichtern, sonst dürften wohl Calderon, Cervantes, Lope de Vega, und noch manche andere Dichter der pyrenäischen Halbinsel, gegen dieses Urtheil einen Einspruch thun.

Gefühle, welche mit dem Enthusiasmus und der Heiligkeit ihres Charakters allerdings bestehen können. Die Menge der obscuren epischen Dichter ahmt ihre alten Vorbilder sklavisch nach. Kommt ein Gewitter, so muß ein Gott der Stürme oder des Meeres dasselbe erregen; wird eine Stadt belagert, so werden dem Helden plötzlich die Augen geöffnet, und er sieht die Himmelsmächte bereit, ihm, dem Angreifenden, beizustehen; ein Engel ist zur Hand, seine Wunden zu heilen, und der Führer des feindlichen Heeres wird in seinem letzten Kampfe plötzlich von einer ihm sonst nicht eigenen Feigheit befallen. Selbst Tasso ist zu oft Nachahmer; er wird aber, ungeachtet ihn der bittere Tadel eines Satyrikers traf, dennoch immerzu einen Rang unter den vorzüglichsten heroischen Dichtern einnehmen. Boileau verdammte ihn vielleicht nur des Gegensatzes wegen, denn es verhält sich mit solchen Schriftstellern eben so wie mit denjenigen Menschen, welche, weil sie in Gesellschaften durch ihren Witz glänzen wollen, die Wahrheit ihrer Eitelkeit zum Opfer bringen. Ich habe Alles vermieden, was mir in andern Heldengedichten unnütz oder ermüdend schien; der Leser wird daher in meinem Gedichte keine Beschreibung von Waffenrüstungen, keine Heerschau, keine geographischen Verzeichnisse, weder Löwen und Tiger, noch Stiere und Eber, auch keine Gemälde der Morgenröthe und des Sonnenaufganges finden; und habe ich den Tod irgend eines Einzelnen etwas umständlicher beschrieben, so ist es, wie ich glaube, wenigstens nicht im Tone, poetischer Zeitungsnachrichten von Todten und Verwundeten geschehen."

So spricht Southey von seinem epischen Gedichte, welches wegen seiner heftigen Ausfälle gegen die Härte und Grausamkeit der Engländer in England anfangs eine ungünstige Aufnahme fand, nachher aber dennoch mehrere Auflagen erlebte.

Den Charakter der Johanna hat Southey, eben so wie unser Schiller, einfach, edel, kräftig und grandios gezeichnet. Sie erscheint durchgehends als die gottbegeisterte, gottgesendete Jungfrau. Der Dichter verschmäht alle phantastische Maschinerie, und läßt sie selbst, ohne Wortpomp, dem Dunois die Zeichen ihrer göttlichen Sendung und ihre mysteriösen Träume im einsamen Jugendleben erzählen, nachdem er vorher ihre Gestalt mit wenigen Pinselstrichen anschaulich gemacht hat.

Eben so spricht sie auch gleich anfangs ihr Inneres mit wenigen Worten aus, da der Ritter Robert von Baucouleur sie für eine Wahnsinnige halten will.

Einfach und ergreifend ist das Gemälde ihres Jugendlebens und ihrer göttiichen Sendung, welches sie dem Grafen Dunois entwirft, mit dem sie die Reise antritt, um dem Könige Karl in Chinon vorgestellt zu werden.

Beim Einbruche der Nacht kehrt ein Krieger in ihre Hütte ein. Seine Erzählung von den Gräueln des Krieges von der Grausamkeit der siegreichen Engländer, von der Schmach und den Verheerungen, welche Frankreich erdulde,

entflammt Johannen zur höchsten Begeisterung. Sie bringt, in ihrem Innersten tief bewegt, eine schlaflose Nacht zu; wunderbare Traumgesichte zeigen ihr eine hochgethürmte Stadt, von Feinden eingeschlossen, den Hunger, von Raben umgeben, auf einem Leichenhügel sitzend, und die feindlichen Heerführer, im frechen Übermuth das Todeswerk berathend. Da blickt sie anklagend zum Himmel auf, und aus den Wolken streckt sich ein Arm, wie der Arm des Rache-Engels; gleich dem Blitze fällt aus seiner Hand ein Schwert.

Von dieser Nacht an fühlt' ich meine Seele
Schwer ringend mit der Gottheit, auf ihr ruhend.
Stumm saß ich, dachte nur der Tage, die
Da kommen sollten, sah und hörte nicht,
Was mich umgab, in jene Träumerei
Versenkt, da jeder Sinn zu schlummern scheint,
Und nur die Seele wacht. Im Abendlüftchen
Vernahm ich fremder Stimmen Klang, und fremde
Gestalten drängten sich, halb sichtbar nur
Im Dämmerlicht. Die Nachbarn alle staunten
Ob dieser plötzlichen Veränderung,
Und nannten mich verrückt. —

Als anziehende Probe von der Schönheit dieses Gedichtes gebe ich hier den ersten Gesang, und einen Theil des zweiten, treu übersetzt im Versmaße des Originals.

Erster Gesang.

Im Schloß von Vaucouleur schallt Lustgesang.
Den Grafen Dunois, seinen edlen Gast,
Bewirthet Robert. Festlich schöne Stunden,
Beflügelt vom Gesang des Troubadours,
Sie gleiten leicht dahin beim frohen Mahl.
Doch nicht, an Festgelag und Minnesang
Sich zu erfreu'n, kam Dünois in's Schloß;
Er kam, um Lotharingen aufzubieten,
Und alle Kraft, die vom Verheerungskampf
Dem Land noch blieb, zu einem letzten
Versuch zu sammeln; doch es ließ der Krieg
Dem Lande wenig übrig mehr als Greise,
Und Jünglinge, dem Schwerte reif,
Witwen, und Jungfrau'n, Witwen schon als Bräute.

Nun saß der Herr des Schlosses Vaucouleur,
Mit seinem hohen Gaste sich berathend,
Was noch befördern könne Frankreichs Wohl,
Und gab verzagend jede Hoffnung auf,
Als ihm verkündet ward: Ein alter Mann
Mit einem Mädchen, harre seiner in
Der Halle. Wohl bekannt war ihm der Mann,
Claude, sein Vasall, der ehrfurchtsvoll sich naht,
Sich tief verbeugt, und spricht: „Mein edler Graf!
„Ein seltsames Ereigniß führt mich her.
„Schein' ich Euch unbescheiden, oder gar
„Ein alter Schwachkopf, so verzeihet mir!
„Allein, seht dieses Mädchen da! Sie hat
„Mit ihren Ahnungen mich so bestrickt,

„Daß ich nicht ruhig schlafen konnte, bis
„Ich ihr willfahrte. Sie besteht darauf,
„Gott selbst befehle ihr, die Engeländer
„Aus Frankreich zu vertreiben. Ihre Eltern
„Verspotten sie als Eine, die verrückt.
„Der Vater hält sie für besessen gar;
„Ich aber, der wohl weiß, daß in ihr Herz,
„Nicht Ein Gedanke böser Art je kam, —
„(Denn von Geburt an lieb' ich sie so wie
„Mein eig'nes Kind, bin nun ein alter Mann,
„Hab' auch so manch' Mondsüchtigen geseh'n,
„So Manchen auch, gequält vom bösen Geist;) —
„Ich denk', daß etwas an der Sache sei,
„Und dann, wer weiß es denn, ob nicht in dieser
„Zeit der Gefahr es etwa Gott gefällt, — — —
„Doch hört das Mädchen selber! Wenn nun dies,
„Wie mir es scheint, das Werk des Himmels ist,
„Wär' frevelhaft mein albernes Geschwätz."

Indem er sprach, maß jedes Aug' die Jungfrau,
Im Alter, wie es schien, von achtzehn Jahren.
Auf ihrer Wange blühte nicht das Roth
Der Jugend, aber selbst die blühendste
Gesundheitsfarbe hätte weniger
Den Schauenden bezaubert. Sie war blaß
Wie eine Heilige, und in dem Reiz
Der ernsten Züge ihres Angesichts
Schien etwas Ueberirdisches zu wohnen.

„Wohl hab' ich," — sprach der Herr von Vaucouleur, —
„Von Eurer Nichte Krankheit schon gehört.
„Man sagt, sie weile gern in Einsamkeit,

„Von Menschen und von Menschensorgen fern,
„Mit einem Welthaß, der an Wahnsinn grenzt.
„Laßt sie in eine fromme Schwesterschaft,
„Aufnehmen, wo andächtig früh und spät
„Gebetet wird für ihrer Seele Heil!
„Dies — sei sie nun besessen oder toll —
„Mag für die kranke Seele wohl das beste
„Heilmittel sein.“ —

Er schwieg. Johanna rief: „Nicht toll
„Bin ich, besessen nicht vom tollen Geist.
„Schwer ruht auf meiner Seele Gottes Hand.
„Vergebens hab' ich mit dem Herrn gerungen;
„Nicht länger wag' ich ihm zu widersteh'n.
„Wißt! Frankreich kann ich retten und befrei'n,
„Ja, retten muß ich es. Gott ist mit mir,
„Und was ich spreche, denk' und fühle, kommt
„Nicht von mir selbst. Geheiligt hat mich Gott,
„Eh' ich geboren ward, den Völkern mich
„Bestimmt; geh'n muß ich, wohin Er mich sendet,
„Und was sein Wille ist, muß ich vollzieh'n,
„Muß von mir werfen alle Menschenfurcht,
„Daß Er mich nicht verwerf' in seinem Zorn!“

Die Hochbegeisterte hört Dunois,
Zuerst mit Mitleid und Verachtung an,
Bald aber regt in seinem Herzen sich
Die Ahnung, welche gern dem Glauben vorgeht,
An das, was man vorher nicht glaubte und
Verwarf als Thorheit.

„Mädchen!“ sagte er,
„Mich dünkt, es wäre klug, in deinen Ruf

„Mißtrau'n zu setzen, denn es könnte leicht
„Ein böser Geist Dich in's Verderben zieh'n." —
„Mißtrauen?" rief Johanna staunend aus:
„Dann könnt' ich auch an Gottes Weisheit zweifeln,
„Wenn ich die schöne Mannigfaltigkeit
„Der Schöpfung, grüne Fluren, Wäldernacht,
„Und über mir des Himmels tiefes Blau
„Erblicke und der Sonne Strahlenkranz;
„Dann könnt' ich auch an Gottes Güte zweifeln,
„Wenn ich des Abendlüftchens Balsamduft
„Einathme, Waldgesänge um mich schallen,
„Und all' die Schwärme der belebten Lüfte
„Mich rings umschwirren. Ach! es gibt Gefühle,
„Die sich nicht läugnen lassen, und ich habe
„In stiller Mitternacht oft Gottes Ruf
„Vernommen."

Schweigend horchten sie der Jungfrau,
Ihr beinah' glaubend. Dann sprach Dunois:
„Und würdest Du mit mir zum König geh'n,
„Um Deine Sendung ihm auch kund zu thun?" —
Er sprach's. Gedanken eines schlauen Plans
Erhoben sich in ihm. Im Glauben schwankend,
Beschloß er allsogleich zur That zu schreiten.
Sie sprach: „Den Grafen sucht' ich deshalb auf,
„Daß mich sein Anseh'n schnell zum König bringe.
„Beschleunigt denn, ich bitte, uns're Reise!"

Zum Grafen Robert sprach nun Dunois:
„Mein edler Freund und Gastwirth, lebet wohl!
„Es wäre unrecht, weilt' ich länger hier,
„Da uns der Himmel solchen Beistand sendet.

„Was Lothringen an Streitkraft stellen kann,
„Laßt uns nach Chinon folgen, und verbreitet
„Die Kunde von der Gottbegeisterten
„Durch's ganze Land, das wie vom Todesschlaf
„Erwachen wird! — Nun, Mädchen, treten wir,
„Wie es Dein Wille ist, die Reise an!"

„Gott sei mit Dir! Sein Engel schütze Dich!"
So rief der alte Ohm; ein Thränenstrom
Floß von den greisen Wangen ihm herab:
„Erleb' ich's nicht mehr, Dich, mein Kind, zu seh'n,
„Was ohne Zweifel auch geschieht, — so sei
„Des alten Ohms noch manchmal eingedenk!
„Von Kindheit an, Johanna, liebt' ich Dich;
„Mit Dir verlier' ich meines Alters Trost.
„Gott sei mit Dir, mein Kind!" —

So hochgestimmt des Mädchens Seele war,
Ließ dieses Scheiden sie nicht unbewegt;
Doch sie beruhigte sich selbst, ihr Herz
Beherrschend mit Gewalt, und sprach zum Ohm:
„Um Dich zu trösten, denke, was ich bin,
„Zu welchem Zweck im Volke auserwählt!
„Stets werd' ich Dein gedenken, der mich liebte
„Mit Elternlieb', da Eltern lieblos waren.
„Wenn alle Andern meine Ahnungen
„Verwarfen und verspotteten, warst Du
„Der Einzige, der liebevoll mir horchte,
„Mir glaubte. Könnt' ich je vergessen dies?" —

Indem sie sprach, war Dunois gerüstet;
Die Rosse standen harrend vor dem Thor.

Da, da umschlang sie fest des Greises Hals,
Und rief: „O bete für mich! Dein Gebet
„Werd' ich bedürfen. Bete, daß ich nicht
„In Schmach erliege, wenn mein Stündlein kommt!“

So sprechend hing sie still an seinem Hals,
Als hätte ein erhabener Gedanke
Sie überflügelt; dann erhob sie sich
Mit glüh'nder Wang' und flammensprüh'ndem Aug',
Und rief: „Leb' wohl! Gib nicht die Hoffnung auf!
„Bald wird Dir Kunde kommen, die Dein Herz
„Erfreut, ja Kunde, freudig Allen, doch
„Vor Allen Dir. Dies sei des Scheidens Trost!“ —

Der Greis, zum letzten Mal von ihr umarmt,
Er weinte wie ein Kind, er konnte durch
Den Thränenstrom kaum seh'n, als Dunois
Und sie zu Pferde stiegen und hinzogen.
Als auf des Bergpfads Windungen sie nun
Langsamen Schrittes höher kamen, hielt
Das Paar und überblickte in der Tiefe,
Die Ebene von Vaucouleur mit ihren
Stattlichen Thürmen, die aus weiter Ferne
In dunkelnden Umrissen sich erhoben.
Tief unter den beburgten Höhen glitt
Die Maas durch reiche Fluren, schimmerhell;
In ihrer Näh' erhob Domremi sich
Mit seinen weißen Hütten sonnenlicht,
Die in des Abendwand'rers düst'rem Geist
Gedanken an die süße Heimat weckten,
Bis sehnsuchtsvoll das Herz nach Ruhe schlug.
Nun aber haftete der Jungfrau Blick

Auf einem Punkt, auf einem kleinen Punkt,
Dem lieben heimatlichen Dörfchen Arc,
Das, dichtumlaubt, am Waldesbusen lag,
Deß alter Bäume Mannigfaltigkeit
Rings eine Schattenmasse bildete.
Am Horizont erhob die Fläche sich
Mit Hainen und Weingärten, Frühlingsgrün,
Und mit Gewässer, das sich schlängelnd bald
Verbarg und bald in vollem Licht erschien.
Die Jungfrau schaute unverwandten Blicks,
Bis ihr vor'm Auge dunkelnd schwindelte,
Dann rief sie aus:

„Wie schön wär' diese Welt,
„Wenn Größe und Gewalt sich nicht der Erde
„Bemächtigt hätten und von dem, was Gott
„Uns gab, ausschlößen ihre dürft'gen Brüder!
„Glücklich zu preisen sind, die in der Zukunft
„Dann leben werden, wenn die Zeit gesprochen,
„Und vieler Jahre Reihen dem Geschlecht
„Der Menschheit Weisheit wird gelehret haben!
„Beklagenswerthes Frankreich! Grimmer als
„Nächtliche Wölfe stürzen deine Feinde
„In dein Gebiet und tödten und verheeren.
„Lang hat der Witwen und der Waisen Jammer
„Den Himmel angeklagt; nun ist die Stunde
„Endlich gekommen; Gott vernimmt die Stimme
„Der Trauer, und erloschen ist sein Zorn." —

Hierauf sprach Dunois: „Du frommes Mädchen!
„Wohl wüßt' ich gerne, ob ich tadelfrei
„Dich fragen dürfte, wie den Himmelsruf
„In der erwachten Seele du vernahmst.

„Nicht eitle Neugier ist es, die mich reizt,
„Die Kunde Deiner hingeschwund'nen Tage
„Aus Deinem eig'nen Munde zu vernehmen.
„Erleb' ich es, dies Reich durch Dich gerettet
„Zu seh'n, wird mich im Greisenalter noch
„Erfreuen der Gedanke, daß auch ich
„Die gottgesendete Jungfrau geseh'n,
„Und von ihr selbst die wunderbaren Wege
„Der Vorsicht kennen lernte." —

„Einfach ist
„Die Kunde," — sprach die Gottgesendete, —
„Doch mag sie wohl das Pilgerstündlein füllen,
„Und die Erinn'rung an Vergangenes
„Ist lieblich. — Siehst Du dort am Waldesrand
„Die Maas, ob deren vielen Krümmungen
„Die fernen Thürm' der Burg von Vaucouleur
„Wie am jenseit'gen Ufer erst erscheinen?
„Da steht im Dörfchen Arc mein Vaterhaus,
„Zwar klein und niedrig, aber darbend nicht
„An einem der Bedürfnisse des Lebens;
„Denn in dem ganzen Lothringen lebt nicht
„Ein Herr, so gut, wie unser edler Graf.
„Mein Vater war an schönen Herden reich,
„Ein arbeitsamer Mann und stets erpicht
„Auf irdischen Gewinn; doch ach! sein Herz
„Blieb jeder innigen Empfindung fremd.
„Die Elternliebe kannt' ich nie, denn hart
„War meine Mutter, und die Sorge für
„Die Kinder dünkt' ihr schlechtbelohnte Last.
„Rauh waren Beide, und sie hätten mich
„Mit Furcht erfüllt, lag nicht in mir der Keim

„Starkmüth'ger Festigkeit, die mich mit Trotz
„Erdulden lehrt' ihr Schelten und ihr Strafen;
„Doch um so süßer klang die holde Stimme
„Der Zärtlichkeit, die mir zum Herzen sprach.
„Es pochte vor Entzücken, wenn mein Ohm
„Erschien, und mich auf seine Knie hob,
„Und wunderbare Märchen mir, wie sie
„Die Kindheit liebt, erzählte. Gläubig und
„Aufmerksam horchte ich dem guten Mann
„Mit unverwandtem Blick und offnem Mund.
„Stieg jemals ein Gebet aus meiner Brust,
„Das nicht von Dankgefühl für ihn entglühte,
„Die Winde werden's in gerechtem Zorn
„Verweh'n, denn er war Vater mir, sein Haus
„Das meinige, wenn ich in reifern Jahren
„Im Vaterhaus nicht Trost noch Frieden fand.
„Am Tage weidet' ich des Vaters Herde,
„Die Abendstunde kost' ich mit dem Ohm,
„Und das war meinem Herzen Seligkeit.
„In diesen Wildnissen der Berge trieb
„Im Sommer ich die Herden auf die Weide;
„Wohl kenn' ich sie, und lieb und theuer wird
„Mir die Erinnerung an jenes Thal,
„An jenen Strom im Thale ewig bleiben.
„Ich legte mich an's Ufer jenes Stroms,
„Deß Rauschen kaum zu uns'rer Höhe reicht,
„Besah die Fluten, schimmernd in dem Glanz
„Der Mittagssonn', und horchte dem Gemurmel,
„Bis meine Seele still und ruhig ward,
„Voll eines dunkelfreudigen Gefühls,
„Das mein Gemüth durchflog, wie Sommerwolken
„Hingleiten über einen Wasserspiegel;

„Der Wand'rer hält ihr flücht'ges Farbenspiel
„Nicht fest im Aug' der Phantasie, doch bleibt
„Ihm unaufhörlich die Erinnerung,
„Wie hold, wie lieblich die Erscheinung war.“ —
„So ward denn mein Gemüth in Einsamkeit
„Und Frieden unter den Umgebungen
„Der reinsten, lieblichsten Natur genährt.
„Wie schön war's, wenn des Morgens weiße Nebel
„Hinschwanden, und des Waldgebirges Höh'
„Erst dunkel in der Dämmerung erschien,
„Und dann der Morgensonne erster Strahl
„Auf seines Abhangs gold'ne Blumenfülle
„Des Lichtes tiefen Purpurglanz ergoß.
„Wie lieblich war's da, Mittags mich zu lagern
„An des geschwätz'gen Baches kühlen Rand,
„Zu schau'n der flücht'gen Wolken Zug, und ihre
„Stets wechselnden Gestalten auszubilden,
„Wie meine Phantasie es sich ersann!
„Und ach! wie schön, am Abend meine Herde
„Zurückzuführen in der Hürde Schutz,
„Zu uns'rer kleinen Hütte dann zu eilen
„Und des Willkommens frohen Gruß zu hören!
„Die liebste unter den Gespielinnen
„War Lenchen mir, das arme gute Kind,
„Erprobte Freundin meiner reifern Jahre.
„Wie eine Schwester liebt' ich sie, und lanz
„Besaß ich ihre Zärtlichkeit allein,
„Bis endlich sie ein heiligeres Band
„Mit einem Freund vereinte, und mein Herz
„Ihr Glück mit ihnen theilte. Nie sah ich
„Ein Paar, beglückt wie Arnold und sein Weib.“ —
„Indeß erging ein Aufruf zu den Waffen,

„Und mit den Jünglingen zog Arnold aus.
„Schön war des Morgens heller Sonnenglanz,
„Ringsum erscholl der Vögel munt'res Lied,
„Die Fluren lächelten im Frühlingsgrün;
„Doch für Domremi war's ein Trauertag.
„Denn ach! dort herrschte Angst- und Wehgeschrei,
„Und jenes tief're Leid, das ganz verstummt.
„O! nie vergess' ich jenes Schmerzgefühl,
„Das mich durchdrang, als nun der letzte Schall
„Der Hörner klang, das flatternde Panier
„Durch's Thor des Schlosses zog, und Söhne, Brüder
„Und Gatten, von den Ihrigen umschlungen,
„Aus der Umarmung los sich rissen, wie
„Zum letzten Lebewohl! —
„Jetzt blieb ich mehr als je an Lenchen's Seite,
„Denn sie bedurfte nun der Freundschaft Trost.
„Den langen Sommer über hoffte sie
„Auf Kriegeskunde; wenn sie Abends dann
„Mit ihrer Mutter vor der Hütte saß,
„Und auf der Höh' ein Wand'rer fern erschien,
„Erfaßt' ihr Aug' ihn schnell; der Wange Glut
„Verrieth uns, was in ihrem Herzen vorging,
„Und an der Todesbläße gleich darauf
„Ersah'n wir, wie das Herz ihr starb im Busen.
„So schwanden Tage, Wochen, Monden hin,
„Und als im Herbst die Blätter fielen, weilte
„Noch eine Hoffnung ihr im Herzen bang,
„Ach! eine Hoffnung, die, von der Vernunft
„Mißbilligt, sie am Morgen nicht mit frohen
„Erwartungen erfreut', und jede Nacht
„Mit Täuschungen sie grausam folterte.
„Der Vater kam, doch Arnold kehrte nicht

„Zurück; geendet hatt' er, fern von ihr!
„Als endlich nun die Todeskunde kam,
„Sank schmerzenwund sie unter diesem Schlag.
„Da saß sie still den ganzen Tag, und sann
„Dem Hingeschied'nen nach, und sprach vom Glück,
„Das ohne Wiederkehr verloren sei,
„Als fände sie den besten Trost in dem,
„Was ihrem Kummer stäte Nahrung gab.
„Gern schaute sie den Sonnenuntergang,
„Weil abermal ein Tag vergangen war;
„Dann zog sie sich in Einsamkeit zurück,
„Die Beute quälender Erinnerung.
„Ermüdender als Wachen war ihr Schlaf
„Mit Träumen seiner holden Wiederkehr,
„Doch auch voll Seelenangst und Todeskampf.
„So fand sie keine Ruhe Tag und Nacht,
„Und siechte abgehärmt dahin." —
„Wie schrecklich bist du, Tod, dem Glücklichen!
„Doch gern denkt der Unglückliche an dich.
„Du bist der Tröster, bist der Freund von Allen,
„Die keinen Freund besitzen außer dir." —
„Ich saß am Krankenlager meiner Lieben,
„Als ihr die Stunde der Erlösung kam;
„Ich sah im Aug' der Himmelshoffnung Glanz,
„Mich traf der ird'schen Liebe letzter Blick,
„Ich fühlte ihrer Hände letzten Druck.
„Nicht wär' ich einer solchen Stunde werth,
„Könnt' ich der todten Freundin thränenlos
„Gedenken! Immer seh' ich's noch, wie sie
„Den Sarg zu Grabe trugen; eine Lerche
„Flog auf, stieg höher stets im Sonnenschein,
„Und wirbelte so freudig, daß ihr Lied

„Den Trauernden viel trauriger erklang,
„Als Grabgeläut' und Grabgesang, denn ach!
„Es weckt' in uns das schmerzliche Gefühl,
„Daß unter allen Wesen nur der Mensch
„Unglücklich sei. Da war's, daß meine Seele
„Erwacht', die bis dahin im Glücke schlief,
„Nicht fühlte fremdes Elend, und nicht kannte
„Die Leiden Anderer. Ich tröstete,
„So gut ich's konnte, nun der Freundin Mutter,
„Besorgt für sie, so wie für ihren Sohn,
„Jetzt ihres Greisenalters einz'gen Trost,
„In dem sich alle Strahlen ihrer Liebe
„Vereinigten. Der gute Theodor,
„Ein Jüngling mit dem wärmsten Herzen, mir
„An Jahren beinah' gleich, war so wie ich
„Besorgt, der Schwester herben Gram zu lindern;
„Wir beide knieten an dem Todtenbett.
„Kein Band verknüpft so fest zwei Menschenherzen,
„Als die Genossenschaft in gleichem Leid."
„Einst saß ich an der Greisin Feuerherd.
„Die Nacht war schaurig, wild das Sturmgeheul;
„Beisammen sitzend hörten wir den Regen
„Schwer niederfallen; da, vom Sturm gejagt,
„Ersah ein Kriegsmann unser fernes Licht.
„Wir fachten an, wir deckten ihm den Tisch."
„„Der Sturm tobt gräßlich,"" — sprach der fremde Mann.
„„Geschützt im Hause, hört des Regens Prasseln
„„Sich angenehm. Auch mir ward's einst so gut,
„„Daß ich im Frieden wohnte, und mein Haupt
„„Im sanften Schooß der Liebe ruhend lag;
„„Doch rief mein Vaterland mich zu den Waffen.

„„Wenn ihr der Winde Brüllen hört, so denkt
„„An Konrad, und was ein Soldat muß leiden!““

„Auf diese Red' erwiedert' Theodor:

„„Gott schütz' Dich! Etwas haben wohl auch wir
„„Vom Krieg' erfahren und von seinem Elend.
„„Wie froh bin ich, im Frieden hier zu wohnen!
„„Des Ruhms entbehrend, dank' ich Gott,
„„Der mich zu solchem Glück erschaffen hat!““ —

„„That Gott Dir dies (sprach Konrad), nun so bilde
„„Dein Herz auch für das Glück, wenn die Verheerung
„„Hinwüthet über Deines Vaterlandes
„„Zertrümmertes Gefild! That Gott Dir dies,
„„So bilde Dich zu friedlichem Genuß,
„„Wenn wildes Schlachtgetümmel ringsum tobt,
„„Wenn Blut die Ströme röthet, Raub und Mord
„„Durch flammenheller Städte Glut hinschreiten!
„„Da lebe Du in Frieden, junger Mann!
„„Mein Herz ist menschlich, und ich fühle tief,
„„Was meinen Brüdern Leides widerfährt!““ —

„Indem er dieses sagte, zeigte sich
„Auf seinem Antlitz wechselndes Gemisch
„Von Leidenschaft und schrecklichem Wohlwollen,
„Daß meine Glieder bebten, wie ich horchte,
„Und tief im Herzen regte sich, mir selbst
„Nicht klar, ein mächt'ger Drang nach großen Thaten
„Von solcher Art, daß, wie von göttlicher
„Begeisterung erfüllt, die Brust sich hob.“ —

„„Wie? (sagte Theodor) Liegt uns denn nicht
„„Die Pflicht auch ob für Jene, die wir lieben?

„„Gibt's wohl ein tugendhafteres Geschäft,
„„Als des gebeugten Alters Stütze sein,
„„Und Elternsorge durch die Kindesliebe
„„Vergüten?““ —

„„Schwer fällt's wahrlich, (sagte Konrad),
„„Von ihnen, die wir lieben, uns zu trennen;
„„Empfunden hab' ich diesen bittern Schmerz.
„„Verlassen mußt' ich eine alte Mutter,
„„Verlassen Eine, ach! in der sich Alles,
„„Was meinem Herzen lieb und theuer war,
„„Vereinigte. Erleb' ich es, daß Frankreich
„„Des Friedens segenreiche Stunde sieht,
„„Dann kehr' ich in mein Vaterhaus zurück;
„„Erfüllt hab' ich dann meine höchste Pflicht,
„„Und darf dann glücklich sein. Es gibt zwar Menschen,
„„Die meine Ansicht nur für Phantasie
„„Und Uebertreibung halten; diese wären
„„Zufrieden und erzeigten mir gar Ehre,
„„Wenn ich mein strenges Wesen mildern möchte,
„„Und in bequemer Ruh' unrühmlich leben;
„„Mir aber gilt die Herzensreinheit, gilt
„„Selbstachtung mehr als Alles in der Welt,
„„Und so muß ich mir selbst die Ehre geben;
„„Der Hauch des Ruhms und alles Uebrige
„„Ist nichts, ist werthlos wie der flücht'ge Wind.““ —

„So sprechend, macht' er das geweihte Schwert
„Vom Gürtel los; ihm horchend, hielt ich es
„Und zog die silberhelle Klinge, nicht
„Beachtend, was ich that, aus ihrer Scheide.
„Indem ich sie anstarrte und die Spitze
„Berührte, faßte mich ein Schauder an,

„Und ich rief aus: Wie schrecklich ist es doch,
„Die zartgeformte menschliche Gestalt
„Mit eines Schwertes Spitze zu durchbohren!
„Ein Lamm zu tödten, ich vermöcht' es nicht! —“

„Er gab zur Antwort: „„Wohlgesprochen, Mädchen,
„„Ein Lamm zu tödten, ich vermöcht' es nicht;
„„Allein, wenn des Verheerers wilde Wuth
„„Das graue Haupt des Alters nicht verschont,
„„Des armen Kindes Wehgeschrei verhöhnt,
„„Das sich an seiner Lanzenspitze krümmt,
„„Das Weib zu schändlicher Umarmung zwingt,
„„Auf ihres Gatten noch nicht kalter Leiche, —
„„Allmächt'ger Gott! ich wäre ja kein Mensch,
„„Ließ ich vom Mitleid hemmen meinen Arm,
„„Den Bösewicht nicht flugs entzwei zu hauen.
„„D'ran denke, junger Mann! (rief er, und faßte
„„Die Rechte Theodors), ja, daran denk',
„„Wofern Du menschlich fühlst und hoffen willst
„„Der Heimat Ruh' und Freude zu genießen.
„„D'ran denke! Du hast eine theure Mutter;
„„Und willst Du sie in Frieden sterben sehen,
„„Und würd' es Dich bis in den Wahnsinn treiben,
„„Zu hören, wie dies Mädchen Dich vergebens
„„Zu Hilfe ruft, sie fortgeschleppt zu sehen,
„„Und dann ihr banges Angstgeschrei zu hören
„„In des Soldaten blutbefleckten Arm,
„„So denke, daß es solche Gräuel gibt,
„„Daß in dem Augenblick so manche Stadt
„„In Flammen steht, und ach! vielleicht in Rouen
„„So mancher Säugling, an der kalten Brust
„„Der todten Mutter hängend, Nahrung sucht!

„„„Weh über sie, die solche Frevel thun!
„„„Weh' ihm, — denn minder kaum ist seine Schuld —
„„Der ruhig in dem Schooß des Friedens lebt,
„„Wenn jeder Arm zum Kampfe nöthig ist!““
„Wir gingen nun zu Bett; ich aber lag
„Schlaflos, und überdachte immerzu,
„Was dieser Kriegesheld hochherzig sprach.
„Dann trat Madlain vor meine Seele hin,
„Sie, über die das Grab sich längst geschlossen.
„Ihr Leiden prangt zwar nicht im Buch des Ruhms,
„Doch, wenn die Thränen von der Witwe Wangen
„Herniederströmen, wird der Himmel nicht
„Ihr Aechzen hören, das den Unterdrücker
„Anklagt? Wird Gott den Mitleidslosen nicht
„Zerschmettern und den Zepter des Ruchlosen
„Zertrümmern?“ —

„Solcherlei Gedanken füllten
„Die Seele mir. Bei Tagesanbruch erst
„Schloß mir der Schlaf das Aug', doch mein erhitztes
„Gehirn genoß auch jetzt der Ruhe nicht,
„Und es erhoben sich vor meinem Geist
„Gesichte, wie mich däucht, von Gott gesendet.
„Und ich sah eine hochgethürmte Stadt,
„Von Feinden eingeschlossen und umgürtet.
„Der Hunger saß auf einem Leichenhügel,
„Und sah, sich weidend am erles'nen Mahl,
„Scheelsüchtig, nach dem nahen Raben hin,
„Dem wohlgesättigt Blut am Schnabel klebt'.
„Nun wandt' ich mich zu den Belagerern.
„Da herrschte Lust; Gelächter, laut und frech,
„Schlug gellend an mein Ohr. Ich sah die Führer,
„Beim Festgelag das Todeswerk berathend:

„Da wurde meine Seele tief betrübt.
„Anklagend blickte ich zum Himmel auf:
„Und sieh! Aus Wolken streckte sich ein Arm,
„Als wäre es des Rache-Engels Arm;
„Aus seiner Hand fiel, gleich dem Blitz, ein Schwert.“

„Von dieser Nacht an fühlt' ich meine Seele
„Schwer ringend mit dem Gott, der auf ihr ruhte.
„Stumm saß ich, dachte nur der Tage, die
„Da kommen sollten, sah und hörte nicht,
„Was mich umgab, in jene Träumerei
„Versenkt, da jeder Sinn zu schlummern scheint,
„Und nur die Seele wacht. Im Abendlüftchen
„Vernahm ich fremder Stimmen Klang, und fremde
„Gestalten drängten sich, halb sichtbar nur,
„Im Dämmerlicht. Die Nachbarn alle staunten
„Ob dieser plötzlichen Veränderung
„Und nannten mich verrückt. Mein Oheim selbst
„Saß oft und schaute sinnend auf mich hin,
„Sein Aug' so voll von Schwermuth und von Gram,
„Daß böse Ahnungen im Herzen mir
„Aufstiegen. Ihm gestand ich ohne Hehl,
„Wie mächt'ge Zukunft mir die Brust bewege
„Mein Stündlein aber nicht gekommen sei.“ —
„Endlich erfuhr ich, Orleans sei vom Feind
„Rings eingeschlossen, keine Rettung auch
„Von Menschenhilfe weiter zu erwarten;
„Ward dieses Bollwerk Frankreichs nun zerstört,
„Dann war auch Alles in des Feindes Hand.
„Nun stieg die Unruh' meiner bangen Seele
„Zum höchsten Grad. Die Menschen meidend, barg
„Ich mich in unsers Waldes tiefste Nacht.

„Dort brütete ich über großen Thaten,
„So dunkel und gewaltig, daß mein Herz
„Mir hörbar pochte in beklomm'ner Brust.
„Dann hielt ich wieder inne, athemlos,
„Und horchte, wie erwartend, nach dem Wind."
„In einem dichten Walde springt ein Quell,
„Den man den Quell der Feen nennt. Als Kind
„Vernahm ich oft, erstaunend und verzückt,
„Was man erzählte von den Elfen hier,
„Die an der Quelle Rand um Mitternacht,
„Ihr Fest begeh'n, mit Lustgelag und Tanz.
„Ein alter Eichbaum steht dem Quelle nah',
„Der herrlichste von allen in dem Hain.
„Er steht allein auf grünem Rasenplatz,
„Umgeben wie ein Eiland vom Gebüsch.
„Die Eiche ist der Elfen Lieblingsbaum;
„Sie ruh'n auf ihren Blättern, wiegen sich,
„Und freu'n sich gaukelnd hier im Mondesschein.
„Oft führt der Waidmann seinen Sohn dahin,
„Zeigt auf dem Rasen manchen dunklen Kreis
„Vom Elfen-Reigentanz um Mitternacht,
„Und warnet ernst, des Baumes ja zu schonen.
„Die Phantasie hat diesen stillen Ort
„Durch ihren Zaubersegen eingeweiht,
„Dem, wie das Landvolk sagt, kein böses Ding
„Sich straflos naht. Die grau'nvermischte Lust,
„Die mich als Kind bei diesem Quell befiel,
„Verlor sich mit den reifern Jahren nicht;
„Jetzt aber regte sie noch höh're Lust
„Und ein geheimes Grauen auf.
„Einsam der Quell; ein Felsenhügel hebt
„Sich nebenan; ein alter Eibenbaum

„Drängt sich aus dem gespaltenen Geklipp,
„Das auf die eingehöhlten Wasser schaut,
„Die langsam quellen, leis' und ungeseh'n;
„Der Natterzunge glänzendhelles Grün,
„Senkt abwärts seine Blätter, lang und schmal,
„Von deren wallendem Hinstreifen sich
„Des Wassers stille Spiegelfläche bricht.
„Des Ortes stillen Reiz umfaßt ein altes
„Gehölz; die Stille stört kein and'rer Laut
„Als nur ein solcher, den das Schweigen liebt:
„Das Luftgesäusel, oder Stromgemurmel,
„Das, dumpf hingleitend, kaum vernommen wird.
„O holder Ort! wie freu'te sich mein Geist
„In deiner Nähe stillem Heiligthum!
„Mit welcher Lust floh ich das Weltgewirr
„Und eilte in den Schooß der Einsamkeit!
„An einem Frühlingsabend ging ich einst
„Dahin, und schaute, sitzend, zum Gewölk,
„Das in dem Lufthauch dunkelroth zerschmolz.
„Sieh'! da erhob ein Wind sich; jeder Stoß,
„Der eine stärker als der and're stets,
„Erschütterte betäubend meine Sinne.
„Plötzlich verdunkelt Nacht den Himmelsraum,
„Und Regentropfen fallen groß und schwer,
„Und Stürme toben heulend durch den Wald.
„Der schwere Regen fiel, so schien es mir,
„Mit angenehmer Kühlung auf mein Haupt.
„Das Windgebraus, der heisch're Wassersturz,
„Sich mischend mit dem dumpfen Waldgebrüll,
„Verschmolz in eine milde Harmonie.
„Ich saß auf einem Fels; die Herrlichkeit
„Des Ungewitters füllte mir den Geist;

„Und wie der Donner rollte und der Blitz
„Verweilend am entglühten Himmel hing,
„Und sich der graue Wald vor mir hindehnte,
„Schwand mir Gedanke und Bewußtsein hin,
„Und in das Schauspiel schien ich aufgelöst.
„Nun endlich nahte sich dem Quell ein Licht,
„Und ich erblickte meinen guten Ohm,
„Die grauen Locken von dem Nachtsturm triefend.
„Er kam, schloß mich in seinen Arm, und rief:
„„Gott sei gedankt! Mein Kind ist unverletzt!““ —
„Tief drangen seine Worte mir in's Herz;
„Ich fiel ihm um den Hals, und sagt' ihm Alles.
„Gott war in mir. Ich sprach, wie ich empfand.
„Er glaubte mir. Bald wird nun auch die Welt
„An meine Sendung glauben, denn der Herr —
„Er wird erheben sich in seinem Zorn,
„Er wird ausströmen seinen Grimm, und sie,
„Die unterdrücken, werden untergeh'n.“

Zweiter Gesang.

Nun sank am abendlichen Horizont
Des Tages Scheibe; sanfter Purpurduft
Verbreitete sich weithin über's Thal,
Nur da nicht, wo ein Baum den Riesenschatten
Ausstreckte, oder schlängend sich ein Strom
Hinzog, den Himmel spiegelnd, hell zu schau'n,
Indeß die Dämm'rung alles And're barg.
Liebliches Kühl erfrischt die stille Luft,
Und wie der Nachtthau fällt, zirpt gellend hell

Die Grille fort und fort ihr Abendlied.
Die Wand'rer ziehen hin, den langen Weg
Sich kürzend durch Gespräche, bis sie endlich
Im nahen Dorf ein Lämpchen seh'n, deß Licht,
Ein fester Punkt, durch Gitterfenster scheint;
Sie lenkten schleunig ihre Schritte hin.
Da kam ein Greis, die Locken dünn und grau
Im Nachtwind flatternd, und dem hohlen Antlitz
Des Alters tiefe Furchen eingedrückt.
Als schlichter Landmann tief sich beugend, hieß
Er sie willkommen, fachte auf dem Herd
Aus weißem Aschenhügel neue Glut,
Deckt mit gutmüthiger Geschäftigkeit
Den rohen Tisch, und füllt den Becher mit
Dem rothen Saft der Reben, deren Blatt
Den Abendsitz ihm schattend überwölbt.
Die Gäst' erfreu'n sich am einfachen Mahl,
Und an dem reinen lieblichen Getränk.

„Fremdlinge! (sprach der Wirth) das Mahl ist karg,
„So wie wir armes Landvolk es im Schweiß
„Des Angesichts erwerben; doch ihr seid
„Dabei willkommen. Als ein Jüngling trug
„Auch ich den Speer und wollt', ich wäre noch
„Ein Jüngling, um den übermüthigen
„Engländern auf dem Schlachtfeld zu begegnen,
„So wie ich war, da ich auf Aguincourt's
„Verhängnißvoller Ebene sie traf." —
„„Bei jenes Tags furchtbarer Niederlage
„„Warst du zugegen? (rief der Prinz); dann hast
„„Du ja den Grafen Orleans gekannt?""—

„Ich ihn gekannt? (so rief der Veteran:)
„Ich sah ihn, eh' die blut'ge Schlacht begann,
„Mit offenem Visir von Reih' zu Reih'
„Hinreitend, in der kräft'gen Faust den Speer.
„Dem Feinde funkelte sein Blick voll Grimm,
„Doch für die Seinigen hatt' er ein Lächeln,
„Das Aller Herzen ihm gewann. O Herr!
„Wenn ich Euch anseh', glaub' ich ihn noch jetzt
„Vor mir zu seh'n. So war, im Frieden mild,
„Sein Blick, so männlich seine Stirn!" —

„Lobpreisend nennet Jeder diesen Namen;
(Sprach Dünois) „der edle Feldherr ward
„Von Fremden und Landsleuten gleich verehrt.
„Wie einen Vater liebt' ihn der Vasall,
„Denn jedem Wand'rer offen stand sein Thor;
„Beim Anblick seiner Thürme freute sich
„Der Pilger, dem in fernen Ländern schon
„Der Ruf den Namen Orleans genannt.
„Und Er — er lebt noch als Gefangener!
„Er lebt, ach! ohne Hoffnung, weil mein Arm
„Noch nicht die Freiheit ihm errungen hat." —

Er wandte weg das Haupt, um die Schamröthe
Die im Gesicht ihm brannte, zu verbergen;
Die gottgesandte Jungfrau aber rief:
„Und er wird leben, froher Kunde Schall
„Von der Befreiung seines Vaterlands
„Zu hören und der eigenen, erkämpft
„Durch seines Bruders Arm in heißer Schlacht.
„Froh wird er leben; die Erinnerung
„Der Kerkerzeit wird den Genuß erhöh'n

„All seiner Freuden, und in Frieden wird
„Sein graues Haupt zu Grabe gehn." —

„Ich möchte leben, diesen Tag zu seh'n;
(Erwiederte der greise Wirth:)
„Aufhüpfen würde mir das Herz im Leib,
„Nochmal zu schau'n den Edlen, Herrlichen.
„Ich kämpfte damals in des Feldherrn Näh',
„Da alle Hoffnung schon verloren war,
„Und über seinen Arm, zerschmettert all,
„Das Blut aus vielen Wunden niederfloß.
„Wie Wölf' umlagerten die Feinde uns,
„Voll Übermuth des unverhofften Siegs.
„Rings um uns lagen, sterbend oder todt,
„Die Uns'rigen; wir kämpften immer noch.
„Ich staunte über seine Tapferkeit.
„An dem verhängnißvollen Tage war
„Nicht Einer da, der tapf'rer kämpft' als Er." —

„Verhängnißvoll für Frankreich war der Tag."
(Rief Dünois): „Vergebens tapfer, fiel
„Alençon da, fiel d'Albert, dessen Stolz
„Das ganze Unheil über uns gebracht.
„Da fiel Brabant, Vaudement und Marle und Bar,
„Und Faquenberg, der edelste der Krieger.
„Der Feind, nur aus Verzweiflung tapfer, focht,
„Entflammt von Rache, nicht von Siegeshoffnung,
„Und Reih' auf Reihe fiel vor ihm dahin.
„Die Anzahl der Gefang'nen dieses Tags
„Voll Schmach, war größer als das Heer der Sieger."

„Doch, edler Herr! (rief Bertram) Glaubt ja nicht,
„Die Feigheit habe unser Heer entehrt!

„Vom Hochmuth angeführt mit blinder Wuth,
„Blieb fruchtlos alle Tapferkeit und Anzahl;
„O hättest Du gesehn, wie Heinrich's Aug'
„Nichts unbenützt ließ, keinen Hügel, kein
„Gebüsch! wie vom Verdeck der Bogenschützen
„Die Pfeile flogen, dicht wie Schneegeflock
„Und mit des Blitzes Macht, Du hättest nicht
„Gezweifelt, solche Krieger, solch' ein Feldherr,
„Sie müßten wohl unüberwindlich sein;
„Doch als der Feind das Schlachtfeld nun behauptet,
„Und Jene, die des Schlachtens Muth verschonte,
„Die Waffen streckten, o wie schändlich war's
„Das Schwert zu sätt'gen an wehrlosem Blut!
„Vom Feind umringt, ergab ich mich auf Gnade;
„Da hört' ich plötzlich einen Todesschrei,
„Allein nicht wie im Kampfgewühle, wo
„Mann gegen Mann die Todesstreiche führt.
„Hier sah'n Gefang'ne, waffenlos, gebunden,
„Die Sieger nochmal ihre Schwerter zücken;
„Vergebens strebten sie die Hand zu lösen,
„Vergebens mahnten sie an's Ehrenwort,
„Vergebens baten sie im Namen Gottes
„Um Gnade; Mord war ihres Königs Wille!
„So ward in der Gefang'nen nackte Brust
„Der Stahl gesenkt! Auch ich erwartete
„Den Tod, mir schrecklich in dem Augenblick,
„Da nun vorüber war des Kampfes Hitze.
„Ich dacht' an meine Heimat, an mein Weib,
„An meine Kinder, bittern Grimmes voll;
„Allein der Wak're, dem der Zufall mich
„Dahingab, fühlte Mitleid, löst'e mir
„Der Hände Band, und hieß mich schnell entflieh'n.

„Und also war's des Himmels Wille, daß
„Ich leben sollt', um alt und kinderlos
„An die Vergangenheit zu denken und
„Zu wünschen, daß ich umgekommen wäre." —

Der Alte weinte, da er weiter sprach:
„Ihr habt wohl auch von der hartnäckigen
„Belagerung vernommen der Stadt Rouen.
„Ich wohnte dort; ich hatte Weib und Kinder.
„Wie liebt' ich sie! Ich hoffte, daß sie einst
„Die Freude meines Alters würden sein
„Und meine Augen mir zudrücken würden.
„Wenn die Geschichte nicht zu traurig wäre,
„So könnte ich von jener Schreckenszeit
„Euch viel erzählen." —

Die Jungfrau äußerte den heißen Wunsch,
Von der, dem Untergang geweihten Stadt
Zu hören; da begann der Veteran:
„Durch Gottes Gnade auf der Todesflur
„Bei Aguincourt gerettet, eilt' ich heim,
„Und lebte da in ungestörter Ruh.
„Heinrich, so klug als tapfer, hatte schon
„Sein sieggekröntes Heer nach Engeland
„Zurückgeführt, denn ihm entging es nicht,
„Daß Frankreich mächtig und gewaltig sei
„Und seiner kriegerischen Söhne Schaar,
„Nicht duldend eines fremden Siegers Joch,
„In Menge aufsteh'n würden, ungestüm,
„Um zu zertreten ihre Unterjocher.
„Er kehrte denn zurück, erwägend, daß
„Die stolzen Reichsbarone, immerzu
„Sich selbst befehdend, Frankreichs Kräfte schwächten.

„Ich lebte in der Heimath glücklich und
„Zufrieden mit dem kleinen Eigenthum.
„Wie freute ich mich meiner Kinder, wenn
„Ich Abends in der Rebenlaube saß
„Und sie sich dicht um meine Knie drängten,
„Um noch einmal zu hören die Geschichte
„Von meinen Leiden, schon so oft erzählt.
„Die Äuglein auf mich heftend, horchten sie
„Der Lebensrettung, ach, mit einer Angst,
„Die mich des Lebens Werth erst fühlen ließ.
„O meine armen Kinder! ach! sie traf
„Ein hartes Schicksal, und ich wünschte oft,
„Es hätte Gott gefallen, mich als Kind
„Zu sich zu nehmen, denn im Alter hier
„Allein zu weilen ist ein schweres Loos.
„Ach! wenn die Herr'n der Erde sich bekämpfen,
„Dann weh dem Armen, weh! Was er gesä't,
„Wird er nicht ernten; blickt er auf die Kinder,
„Die ihn umgeben, blutet ihm das Herz
„Beim ahnenden Gedanken, ihre Zahl
„Sei nur für's Schwert vermehrt. — Von neuem stürzte
„Englands feindliche Macht auf uns're Küsten.
„In kühner Schlacht, erbarmungslos im Sieg,
„Durchrast der Britenkönig wie ein Sturm
„Verheerend unsre Fluren ringsumher.
„Dem Sieger unterwirft sich Dambières,
„Und Englands Fahne weht auf Caëns Wall.
„Nur Rouen hielt sich noch, schlagfertig stets,
„Das feste Bollwerk uns'rer Normandie,
„Deß starke Mauern trotzend widerstanden
„Dem Feinde, der ringsum sein Lager schlug.
„Zu sagen brauch' ich Euch, Herr Ritter, nicht,

„Wie manchen kühnen Ausfall wir voll Muth
„Versuchten; zahlreich waren Rouen's Krieger.
„Vor allen Bürgern Einer war berühmt,
„Blanchard, dem Keiner glich an kühnem Muth.
„Er, die Mitbürger um sich her versammelnd,
„Entflammte jede Brust mit seinem Muth;
„Er hieß sie schwören dem Allmächtigen,
„Dem frechen Feinde nie sich zu ergeben.
„Dem Gott der Heere thaten sie den Schwur;
„Wohl hätte uns auch der Belagerer
„Beginnen schmählich unterliegen müssen,
„Wenn nicht der Feind, ausharrend voll Geduld,
„Laufgräben zog, Verschanzungen aufwarf.
„Vergebens spähten wir, ängstlichen Herzens,
„Von des Watrthurmes Höh' zum Seinestrom,
„Und jeder fernern Woge weißer Schaum
„Im Sonnenlichte schien ein weißes Segel,
„Das uns zu Hülfe eilte; aber ach!
„Kein weißes Segel zeigte sich dem Aug'!
„Des Stromes Ufer waren rings besetzt;
„Der Feind stand mit der Hungersnoth im Bund.
„Wie sank das Herz mir, wenn ich in der Nacht
„Heimtrug des nächsten Tages karges Mahl!
„Ihr Fremdlinge, ihr wißt nicht, was das ist,
„Des Hungers gierighohlen Blick zu seh'n!
„Noch immer, Hülf' erwartend, kämpften wir,
„Doch wurde nicht mehr Kraft der Kraft entgegen
„Gesetzt, und Tapferkeit der Tapferkeit;
„Nein! nur des Feinds erbitterter Geduld
„Der Unſ'rigen verzweifelndes Ausdauern.
„Obschon Ursino mit christlichem Eifer
„Des Friedens Balsam uns einflößen wollte,

„War dennoch unser Ehrgeiz, dem Geschrei
„Der Schlacht und Todesröcheln wohlgefiel,
„Der heil'gen Stimme des Gebetes taub.
„So floh denn ein Tag nach dem andern hin,
„Und uns erklang kein Wort des Trostes.
„Von unsern Wällen sahen wir der wilden
„Irländer Räuberschaaren, halbgekleidet,
„Halbmenschen, halbgetauft, mit ihrer Beute
„Ankommen, hörten ihr schreckliches Jauchzen,
„Vermischt mit dem Geblöck der müden Schafe
„Und dem Gebrüll der schwerbelad'nen Kühe.
„Im frohen Lager herrschte ringsumher
„Der Überfluß, uns aber standen hoch
„Im Preise eckelhafte Lebensmittel,
„Und in den Straßen uns'rer Stadt erscholl
„Des Hungertodes sterbendes Geröchel
„Und das Gewinsel nahrungsloser Kinder,
„Das gierigwilder Eigennutz des Elends
„Empfindungslos und ungerührt vernahm.
„O hättest uns're hagern Glieder Du
„Gesehen, junger Krieger, uns're bleichen
„Verfall'nen Wangen, uns're hohlen Augen,
„Dir hätt's geschienen, Rouen müsse als
„Ein leichtes Opfer fallen, und doch kämpften
„Wir tapfer und großherzig. Blanchard sprach
„Stets von des Feindes Muth und von Harfleurs
„Unglücklicher Bevölk'rung, in die Welt
„Hinausgestoßen ohne Dach und Fach,
„Dürftig und nackt, indeß der mitleidslose
„König am Altar kniete und mit frevlem
„Gebet Gott dankte, während das durch ihn
„Vergoss'ne Blut empor zum Himmel dampfte.

„Blanchard hieß uns bedenken auch,
„Wie wenig Schonung Jenen ward zu Theil,
„Die sich ergaben auf der Ebene
„Von Aguincourt, gleich Caens edlen Söhnen,
„Die er mit kaltem Blute tödten ließ.
„Dann theilt' er seine schmalen Bissen mit
„Den Darbendsten, und legte uns an's Herz,
„Standhaft zu tragen unsers Elends Qual.
„Damit in dieses bittern Elends Drang
„Nicht Alles möge untergehen, ward
„Von unsern Führern der Entschluß gefaßt,
„Die Weiber und die Kinder, Krank' und Alte,
„Und Alle, die dem Kriegswerk nutzlos waren,
„Hinweg zu schicken und sie dem Geschick
„Zu überlassen. Ach! das Alter, welches
„Sonst Leid' und Freude längst verscholl'ner Jahre
„In einen Traum verwandelt, dessen wir
„Uns kaum zur Hälfte noch erinnern können,
„Es ließ das Bild von jener Schreckensstunde
„In meines Herzens tiefstem Grund zurück.
„Als uns're Weiber, plötzlich nun zu Witwen
„Geworden, uns umschlangen, und das Ächzen
„Der Angst die Abschiedsworte unterbrach,
„Da stöhnte selbst der fromme, würd'ge Priester,
„Indem er, Gott für uns um Stärke bittend,
„Uns tröstete, wir würden einst im Himmel
„Uns wiedersehen; dann verwünschte er
„In seines Herzens wilder Bitterkeit
„Den König, ihn, der kein Erbarmen kannte.
„Hinzogen nun die Schaaren der Elenden;
„Mein Weib und meine Kinder — ach! sie schritten
„Hinaus zum Thore, dann ward es geschlossen.

„Was ist der Mensch, daß er des Elends Ächzen
„Vernehmen kann und nicht mitfühlt die Qual?
„Warum erschuf uns der allgüt'ge Gott
„Kriegsgeißeln, die an Schlachten sich ergetzen?
„Ich dacht', es lebt auf dieser Erde nicht
„Ein Herz, so hart, daß es ein hungernd Weib
„Um einen Bissen Brot schrei'n könnte hören
„Und nicht vom Mitleid sich durchdrungen fühlte.
„Und doch — — als die Hinausgestoß'nen sich
„Dem Lager näherten, befahl der König,
„Der mitleidslose Heinrich, seinen Kriegern,
„Die unglückliche Menge zu verscheuchen.
„Die trieben sie zurück bis an die Wälle,
„Und ach! es starrte strenger Winterfrost.
„Wir konnten ihnen keinen Schutz gewähren.
„Taub blieb der Feind dem Schmerzenruf der Greise;
„Er fühlte kein Erbarmen für die Bitte
„Der Mutter, der das Kind am Busen starb!"

Die gottgesandte Jungfrau fuhr empor
Von ihrem Sitz, rief aus: „Die Alten und
„Die Kranken! Ach — die Mutter und ihr Kind!
„Und dennoch tödtete kein Blitz den Mann?" —

„Als wir (sprach Bertram) einen Herold sandten,
„Für die Hülflosen seine Gnade zu
„Erfleh'n, umzog sein hartes Angesicht
„Ein noch viel härt'res Lächeln bittern Spottes,
„Und er erwiederte das Fleh'n mit Hohn.
„Ich, stehend auf dem Wall, betrachtete
„All die unglücklichen Verstoßenen,
„Und dachte, Heinrichs Herz, hart wie es war,
„Es würde bei dem Anblick dennoch schmelzen.

„Und so stand ich die ganze Nacht hindurch.
„Nachtlüfte brachten mir ihr tiefes Stöhnen;
„Es wurde immer schwächer; eisig blies
„Der rauhe Wintersturm; es wurde schwächer
„Und immer schwächer, endlich Alles still;
„Von Zeit zu Zeit schrie eine Mutter auf,
„Wenn ihr das Kind in ihren Armen starb,
„Ein Schrei des Wahnsinns, den ein Schrecken faßt.
„Von dieser Stund' an schaute ich mit dumpfer
„Gleichgiltigkeit auf's Weltgetümmel, und
„Ertrug mit eines lebensmüden Herzens
„Krankhaftem Dulden Elend jeder Art.
„Als der Verräther übergab die Stadt,
„Als Feindesschaaren durch zerstörte Straßen
„Siegtrunken über faule Leichen schritten, —
„Mich kümmerte es wenig! Einmal nur
„Fühlt' ich des Schmerzes ganze Bitterkeit,
„Als auf des Königs blutigen Befehl
„Der tapfere Blanchard enthauptet ward.
„Als er dem Todesbeil den Nacken bog,
„Da dankte er noch einmal seinem Gott,
„Der ihm die Kraft zur Pflichterfüllung gab.
„So ruhig starb der Held! Ich aber lebe
„Einsam und freundlos, ein Unglücklicher,
„Der Labsal nur noch in der Hoffnung fühlt,
„Versammelt bald zu sein bei seinen Vätern,
„Bald dort zu sein, wo uns kein Frevler quält
„Und wo die Müden ruhen werden!" —

In dem romantischen Gedichte: „Die Verwünschung des Kehamas" (the Curse of Kehama) behandelt Southey einen Stoff der indischen Mythe. Der europäische Dichter zeigt sich hier ganz als Orientale; er hat sich mit seinem Gegenstande so amalgamirt, daß dieses Gedicht wie eine Übersetzung aus dem Sanskrit erscheint. Es gründet sich auf den unter den Hindus herrschenden Glauben, daß dem Gebete, verbunden mit Büßungen und Opfern, ohne Rücksicht auf die Person des Lebenden und den guten und bösen Zweck desselben, die Kraft inwohne, die Götter zur Gewährung zu zwingen. „Solche Gebete (sagt Southey in der Vorrede zu diesem Gedichte) sind gleichsam auf die Götter ausgestellte Wechsel, deren Saldirung diese nicht verweigern können. Die ruchlosesten Menschen, wenn sie jenen Zweck sich zum Ziele setzten, haben auf diese Weise eine Macht erworben, wodurch sie selbst den höchsten Gottheiten furchtbar wurden." —

Das Interesse der Handlung vereinigt sich mit den interessanten Charakteren und Eigenschaften der handelnden Personen, mit dem Glanz oder dem Schrecken der einwirkenden geistigen Wesen, und mit der Scenerie, um diesem Gedichte eine hinreißende Macht zu geben. Der Dichter läßt uns bald auf der Erde, bald in einem Reiche des Lichtes über den Sternen, bald in dem Gebiete der ewigen Nacht unter den Fluten eines eigenen Oceans wandeln; er führt uns in das Padalon, das indische Todtenreich, mit seinen, von acht Göttern bewachten acht Thoren: er führt uns empor in das Swerga, das Paradies Indra's, des Beherr-

schers der Elemente, und auf den Himmelsberg Calasey. Wir erblicken den hochmüthigen Despoten Indiens, ihn, den furchtbaren Kehama, ausgerüstet mit einer beinahe der Göttermacht ähnlichen Kraft; wir erblicken einen Unglücklichen, welchen die sonderbarste Verwünschung in die sonderbarsten Schicksale verwickelt, aus welchen er, dem frevelhaften Fluche gleichsam zum Trotze, als Sieger hervorgeht; wir erblicken ein umherwanderndes, racheathmendes Gespenst, eine böse Zauberin, einen guten Genius in himmlischer Schönheit, ein Mädchen, hold und rein, mit einer Engelsseele, gute und böse Geister im ewigen Streit, den Triumph der kindlichen Liebe, und die hohe Lehre, daß Herzensreinheit, Kraft des Glaubens und Vertrauen auf die Fügungen des Himmels allen Leiden, allem Bösen obsiegen, und das Gute seine Seligkeit in sich und durch sich selbst findet, endlich, daß die Liebe unzerstörbar durch dieses Leben wandelt, jenseits des Grabes aber in ihrer unsterblichen Glorie auflebt.

Die Handlung des Gedichtes ist in Kürze die Folgende: Arvalon, der einzige Sohn des allgewaltigen Kehama, wurde getödtet von Ladurlad, einem Landmann, dessen schöner Tochter Kailyal er Gewalt anthun wollte. Das Gedicht beginnt mit der Beschreibung von Arvalons prächtiger Leichenfeier. Kehama läßt den Ladurlad und seine Tochter, indem noch der Scheiterhaufen lodert, vor sich bringen. Er hat geschworen, furchtbare Rache an ihnen zu nehmen: Kailyal flieht in dem Augenblicke, da sie von den Trabanten des Despoten ergriffen werden sollte, zu einem, am Ufer des Ganges nächst der Begräbnißstätte

stehenden Bildniß Marriataly's, der Schutzgöttin der Armen, welches sie, Hülfe suchend, mit der Kraft der Verzweiflung umschlingt. Vergebens suchen die Trabanten sie wegzureißen; das Bildniß stürzt, auf Geheiß der beleidigten Göttin, sammt dem umschlingenden Mädchen und den Schergen, in die Fluten des Stromes. Kehama spricht hierauf, in Wuth entbrannt, über den unglücklichen Ladurlad jene gräßliche Verwünschung aus, von welcher das Gedicht seinen Namen hat. Ladurlad soll durch den Zauber dieser Verwünschung unverwundbar und unverletzbar, auch aller Gewalt und Einwirkung der Elemente unzugänglich sein, und weder der Krankheit, noch dem Alter erliegen; dagegen aber soll kein Wasser ihn zu nässen, keine Luft ihn anzuwehen vermögen; er soll sein ganzes Leben hindurch schlaflos bleiben, und ein wildes Feuer soll ihm unaufhörlich im Herzen und im Gehirne glühen. So lautet die furchtbare Verwünschung:

Dir schade weder Holz noch Stein,
Schade weder Feuer noch Flut;
Kein Schlangenzahn vergift' dein Blut:
Dich tödte keines Raubthiers Wuth;
Von jedem Siechthum sei befreit!
Dich drücke nie die Last der Zeit!
Und dennoch, Frevler, sei verflucht!
Die Erde muß, gehorchend mir,
Jede Frucht verweigern dir.
Das Wasser, mir nur unterthan
Soll nimmer deinem Munde nah'n;
Die Luft soll im Vorüberzieh'n
Scheu vor deinem Leibe flieh'n;

Sinkt der Thau zur Erde nieder,
Netz' er niemals deine Glieder;
Vergebens rufe du den Tod,
Dich zu befrei'n von Qual und Noth.
So lang Kehama herrscht auf Erden,
Sollst du nie frei von Leiden werden!
Des wilden Feuers Höllenschmerz
Erfülle dir Gehirn und Herz!
Nie schließe dir zu sanfter Ruh'
Ein Schlummer deine Augen zu!
Diesem Fluche sei geweiht
Von nun in alle Ewigkeit! —

Ladurlad irrt, vom Entsetzen getrieben, am Ufer des Ganges, auf dessen Wasserfläche er, seine Tochter, noch immer das Bild der Marriataly fest umschlingend, dahingleiten sieht. Eben die Verwünschung des bösen Kehama ist es jetzt, die ihm die Macht gibt, das theure Kind zu retten, indem die Fluten vor ihm entweichen müssen, und er nun die Bewußtlose an das Ufer trägt. Bald aber muß er in einer Reihe von Schrecknissen das ganze Elend des auf ihm lastenden Fluches wieder fühlen. Schrecklich ist die Scene, da Arvalon's rachebrütender Geist dem unglücklichen Mädchen erscheint. Der gute Genius Erennia nimmt sie gegen den Unhold in seinen Schutz, da sie unter einem betäubenden Giftbaume Nachts eingeschlafen ist, und, von Todesgefahren umgeben, hülflos daliegt. Erennia, einer der schönsten unter den guten Geistern, welcher eben durch den mondlichten Nachthimmel dahin schwebt, erblickt die von Allen Verlassene, hebt sie, von Mitleid gerührt, empor,

und trägt sie auf das Gebirg Himakut, wo Casiapa, der Vater der Götter wohnt. Die Beschreibung der Gestalt des Erennia enthält Züge der zartesten Schönheit:

Der Schwingen Farbe gleicht dem reinsten Winterhimmel,
Um Mitternacht, wenn alle Sterne flimmern,
Gleicht auch des Mittags tiefstem Azurblau,
Das glänzendhell am Tage strahlt.
Dies war die Farbe der geschloss'nen Schwingen,
Wenn ausgebreitet, schimmerte das Licht,
In buntem Farbenwechsel
Den zarten Stoff durchleuchtend.
Jetzt glänzend wie die Rose,
Wenn sie, voll Reiz und Duft,
Geruch und Aug' zugleich entzückt,
Jetzt gleich dem edlen Rebensaft,
Jetzt auch wie der Rubin
In seiner tiefsten Glut,
Dann hochentflammten Morgenwolken gleich. —

Von hier bringt er sie, im Nachen des Himmels mit ihr dahinsegelnd, in den himmlischen Garten des Indra, des Gottes der Elemente, die ihrem Beherrscher einen Palast erbaut haben, in welchem sie ihre sonst feindseligen Kräfte einträchtig vereinen.

Gewässer bildet des Palastes Grund,
Die Wände sind Gewässer,
Hier überwölbt mit Feuer,
Dort Feuer, überströmt vom Wasser.
Feuerthürme, Feuerzinnen,
Erheben hochaufragend sich
Um Wasserkuppeln.

Regenbogen-Dome ruh'n
Auf Feuersäulen,
Und Wolkenthürmchen stehen
Auf Flammendächern,
Und Wolkenpfeiler sind
Mit Flammen rings umgürtet.
Hier regen rastlos sich die Elemente
In steten Wechsels ewigem Verkehr;
Verfolgt in Lieb- und in Lieb' verfolgend,
Bekämpfen sie sich ewig hier,
Erneuernd ewig ihr geheimes Werk;
Die Theile wechseln immerfort,
Doch bleibt das Ganze unverändert. —

Indessen hat Kehama, dessen Hochmuth so weit geht, daß er selbst den Göttern, die ihn fürchten, ihre Macht rauben, und Herr der Welt werden will, zu diesem Zwecke bereits neun und neunzig Opfer geschlachtet, jedesmal ein, von keiner Menschenhand bezähmtes Roß. Mit dem hundertsten Opfer, welches er nun schlachten will, soll er das ersehnte Ziel erreichen:

Hoch steht die Sonne,
Nah ist die Stunde;
Die dichte Menge, gierig,
Daß nichts das Opfer störe,
Läßt in dem weiten Kreis
Das Roß nicht aus den Augen,
Rückt näher stets zusammen,
Um es mehr einzuengen.
In langen Reihen steh'n
Vor der Tempelhalle
Kehama's Bogenschützen

In einem weiten Raum,
Dorthin, sacht' vorwärts schreitend, treibt
Die Menge still das heil'ge Roß,
Und trennt sich dann, ihm Bahn zu machen.
Es stutzt, fährt auf, und wirft den Kopf
Nach allen Seiten hingewendet;
Doch überall, allüberall,
Erblickt es lange Menschenreihen.
Der Anblick jagt ihm Schrecken ein;
Noch fürchterlicher aber ist
Das Schweigen, welches ringsum herrscht;
Denn unter all der Menschenmenge
Regt sich kein Schall, kein Laut, kein Hauch.
Es wiehert; von den Mauern
Des Tempels wiederhalt sein Wiehern.
Im Tempel sitzt Kehama,
Auf seinem gold'nen Thron
Mit unverwandtem Aug',
Das dufterfüllte Feuer,
Das ihm die Zahl der Stunden mißt,
Mit hohem Ernst bewachend.
Zur Rechten und zur Linken ihm
Steht der Eunuchen Schaar,
Die Luft ihm zu erfrischen
Durch der Pfauenfedern Weh'n. —

Endlich ist der Augenblick gekommen. Kehama erhebt sich vom Throne; er nimmt das Opferbeil vom Altare, und schreitet hinaus:

In diesem Augenblicke springt
Plötzlich aus dem Volksgedräng',
Ein Mann hervor mit lautem Schrei;

Er faßt das Roß mit unheiliger Hand.
Tausend Bogenschützen drücken
Mit unfehlbarem Aug'
Die Pfeile ab; sie füllen
Den Himmel, dennoch stürzt vergebens
Der Hagelregen:
Er, dem sie gelten, ist
Durch Hagelregen fest,
Und allen Waffen trotzt sein Leben.
Die Pfeile all', die ihn umzischen,
Sie prallen von ihm ab, sie fallen
Ohnmächtig, wie vor einer Demantrüstung
Vor ihm zur Erde hin.
Kehama ballt in Wuth die Hand,
Sieht Jenen, wie er kühn
Des heil'gen Rosses Mähne faßt,
Mit einem Sprung hinauf sich schwingt,
Mit rasender Geberde,
Und mit des Wahnsinns Schrei
Umher im Kreise jagt und sprengt.
Er wird ergriffen, hingeschleppt
Zu Kehama's Füßen.
Welches Schicksal, welche Rache
Harret seiner nun von Ihm,
Der kein Erbarmen kennt?
All' die willfährigen Trabanten,
All' die Bluthunde lauern
Mit gierig glüh'ndem Blick,
Sie lauern auf den Wink,
Sie lauschen auf das Wort,
Das ihn verdammt zum Feuertod,
In dem er sterbe Glied für Glied,

Oder, ein gefoltert Aas, lebendig
Hoch aufgehangen, Speise werde
Des Himmels Vögeln und dem Ungeziefer.
Und gäb' erfinderische Grausamkeit
Dem mitleidslosen Herzen des Despoten
Noch einen schrecklichern Gedanken ein,
Sie steh'n bereit da, ein verruchtes Werkzeug,
Den frevelhaften Willen zu vollzieh'n
Mit frevelhafter Hand.
Ganz anders aber denkt die Menge;
Von Mitleid und von menschlichen Gefühlen
Beherrscht, verhält sie still und ruhig sich.
Erstickte Seufzer, unterdrücktes Aechzen,
Mancher geheime Fluch,
Manch herzliches Gebet
Steigt zu den Göttern auf
Um Rettung für den Mann. —

Kehama erkennt den Ladurlad. Grimm und Verachtung lodern in ihm auf, aber auch Beschämung, und er ruft mit furchtbarem Lächeln: „Laßt ihn frei von hinnen ziehn!" — Seine Wuth zu befriedigen, der er, seines selbst gesprochenen Zauberfluches wegen, gegen den Ladurlad nicht freien Lauf lassen kann, ruft er seine Reiter, zehntausend an der Zahl, und läßt Alle niederhauen, die es nicht gehindert hatten, daß Ladurlad in den Kreis hineindrang, und sich des Opferpferdes bemächtigte. Um Mittag beginnt das Blutbad und endigt mit Anbruch der Nacht. Ladurlad entflieht und kommt auf den idyllischen Schauplatz seiner Heimat zurück. Alles aber erinnert den Unglücklichen hier an die Gattin, welche ihm der Tod raubte, und an die Toch-

ter, welche ihm das böse Schicksal entriß. Indem er eines Tages zur Göttin Marriataly betet und sie um ihren ferneren Schutz für Kailyal bittet, vernimmt er plötzlich ein lautes, feindseliges Hohngelächter.

Er blickt empor, blickt hin, wo aus der Luft
Das Hohngelächter zu ihm niederschallt;
Und sieh! Das Angesicht
Des todten Arvalon
Erscheint am klaren Himmelsblau,
Nichts als das Angesicht,
Mit Lippen, von dem frechsten Hohn verzerrt,
Mit Augen, deren gelblich-blaue Glut
Der Schwefelflamme glich,
Verdüsternd, eh' sie ganz erlischt.

Dem unglücklichen Ladurlad eilt der Schutzgeist Erennia zu Hülfe. Das Gespenst entflieht. Erennia bringt den Vater in den paradiesischen Aufenthalt zu seiner Kailyal, wo Kehama's Verwünschung keine Macht hat, und der arme Ladurlad, von seinen Leiden befreit, sogar das Einzige, was ihm, um seine Glückseligkeit vollkommen zu machen, fehlt, den Geist seiner Gattin, wieder findet. Ueber diese Seligkeit selbst entzückt, ruft der Dichter aus:

O wie freveln Jene, die uns sagen,
Die Liebe könne sterbend je vergehn!
All' die andern Leidenschaften
Entfliehn, vergehend mit dem Leben;
Denn ach! sie alle sind ein eitles Nichts.
Der Hochmuth kann im Himmel nicht,

Der Geiz nicht in der Hölle wohnen,
Denn irdisch sind der Erde Leidenschaften,
Vergehen da, wo sie geboren;
Die Liebe nur ist unzerstörbar,
Und ihre heil'ge Flamme
Lobert immerfort.
Sie kam vom Himmel,
Kehrt zum Himmel wieder;
Hienieden nur zu oft
Ein schlecht empfang'ner, schwer gekränkter,
Unzufried'ner Gast.
Verfolgt, mißhandelt, unterdrückt,
Wird sie im Himmel erst
Geläutert und bewährt,
Und findet dort der Ruhe Vollgenuß.
Hier säet sie mit Sorg' und Müh',
Die Zeit der Ernte kommt erst dort. —

Vater und Tochter genießen hier des reinsten Glückes dessen eine fromme starke Seele fähig ist, denn

Der Glaube war ihr Trost,
Der Glaube ihre Stütze.
Festen Muths vertrauten sie,
Das Leiden werde schwinden,
Die Tirannei erliegen,
Das Uebel sich in Gutes wandeln. —

Indessen hatte sich Arvalon's böser Geist an eine böse Zauberin gewendet, die ihm zu neuen Freveln behülflich zu sein verspricht, ein Weib —

Lieblos und ungeliebt als Mädchen,
Der wurmzernagten Rose gleich,

Die ungepflückt am Stengel welkt;
Ihr Herz war voll von Leidenschaften,
Die nie das schöne Ziel erreicht,
Das die Natur dem Weibe setzte.
Voll von Gefühlen, die aufwuchsen,
Zur Reife aber nie gelangten,
Voll unbefriedigter Begierden,
Voll unerfüllter Hoffnungen,
Voll Gram, der sie zur Rach' aufreizte:
Und dieser Elemente Zwist,
In ihrem Innern rastlos gährend,
Riß sie zu allem Bösen hin.
Sie hasset alle Männer, weil
Geliebt sie wurden.
Und so, voll Grimm, Haß und Verzweiflung,
Versuchte sie die Hölle selbst,
Sie zu versuchen, gab sich gar
Den bösen Luftdämonen Preis,
Die nach Gelüst umher sich treiben,
Auf böse Thaten stets erpicht,
Jede leblose Form annehmen,
Die irgendwo sie finden, sei's
Der Leichnam eines Menschen,
Der Leichnam eines Thiers,
Als böses Werkzeug für den bösen Geist.
Und diesen gab die Zauberin sich Preis,
Um sich durch sie am menschlichen
Geschlecht zu rächen, und ward so zugleich
Ihre Meisterin und ihre Sklavin;
Jene aber, ihr zu dienen
Nimmer müde, stets gehorchend,
Wurden eben so zugleich
Ihre Sklaven, ihre Meister. —

Kehama hat endlich das hundertste Opferroß geschlachtet, und dadurch Göttermacht errungen. Nun kann Erennia den beiden Unglücklichen keinen längeren Aufenthalt in der Himmelslaube der Seligkeit gewähren; er bringt sie in dem Himmelsschiffe wieder auf die Erde in eine einsame schöne Gegend,

Auf eine sonnenhelle
Waldumkränzte Wiese:
In ihrer Mitte stand
Ein alter Banianbaum,
Ehrwürdig anzuschauen,
Wie er sein hohes Haupt,
Gestützt von fünfzig Säulenstämmen,
Ueber all' die Fläche
Weithin verbreitete.
Mancher lange Schößling,
Gerade, wie ein Senkblei
Sich zur Erde senkend,
Drang, wurzelschlagend, in den Grund.
Einige der niedern Zweige,
Die in ihrem Weg sich kreuzten,
Hielten sie erfassend fest,
Und umschlangen in verwerr'nen
Windungen wie Ringe sich,
Manchmal sanft geschwungen
Von der Lüfte Anflug;
Jüng're Zweiglein hingen unbewegt,
Gleich dem Tropfstein, der in Höhlen
Vom Geklüft sich abwärts senkt.
Unter'm Laubdach ruht
Ein weicher Rasen, unentstellt

Von Nesseln und von Dorngesträuch;
Durch die dichte Blätterkrone schimmert
Wechselreich des Lichtes Farbenspiel.
Einem Tempel glich das Ganze so,
Daß ein frommes Herz sogleich
Drang zum Beten in sich fühlte.

In der Folge gelingt es der bösen Zauberin Lorinite endlich, sich des Schutzgeistes Erennia zu bemächtigen, und ihn in einer, einst herrlichen Stadt, welche von den Fluten verschlungen wurde, und nun in ihrer ungestörten, aber menschenlosen Herrlichkeit auf dem Grunde des über ihn dahinwogenden Meeres steht, in dem Grabe ihres Gründers und Beherrschers, des mächtigen Königs Baly, gefesselt zu verschließen. Kailyal ist trostlos. Ladurlad allein vermag den wohlwollenden Genius zu retten, indem eben der auf ihm lastende Fluch, kraft dessen das Wasser vor ihm weichen muß, ihm es nun möglich macht, durch die Fluten vom abhängigen Ufer in den Abgrund der See zu steigen. Kailyal bleibt, der Rückkehr des Vaters ängstlich harrend, in einer, dem Gestade nahe liegenden Felsenhöhle zurück. Imposant ist die Beschreibung der großen alten Stadt, von welcher man einen Theil selbst über dem Meere erblickt:

Im Glanz der Mittagssonne schimmern
Die gold'nen Giebel der Paläste
Durch's Grün hervor, das zwischen ihnen wogt,
Denn all' die Dome, all' die Zinnen,
Sie ragten über's Meer empor,
Ein Anblick, der mit Wehmuth füllt:

Wohl mag der Schauende erkennen,
Welche Wunderwerke hier
Die Meerflut überwältigend verschlang,
Da Monumente solcher Art
Die Zeugen sind der alten Herrlichkeit.
Dicht am Rand des Oceans
Widerstand, in Felsen eingehau'n,
Manches Tempels Riesenkraft
Aller Brandung mächt'ger Wogen,
Die nur mit vergeblicher Gewalt
Gegen ihn anstürmten;
Einsam standen nun die Tempel,
Die einst freudig wiederhallten
Von Gesang und Saitenspiel,
Und von Opfertanzesreih'n.
Nun flieh'n Jahrhunderte dahin,
Und, ach! es hallt kein and'rer Laut,
Als der Fluten dumpfes Brüllen,
Die rastlos an das Ufer rollen,
Und der Winde heisch'res Brausen,
Die durch öde Höhlen zieh'n,
Und mit düst'rer Wogen Klage
Ihren Trauerhall vereinen.

Ladurlad durchschreitet die stumme Herrlichkeit der todten Stadt, kommt endlich in die Begräbnißhalle der Könige, findet hier den gefesselten Schutzgeist, besiegt seinen Wächter, ein furchtbares Ungeheuer, und befreit ihn, indem der Geist des großen Königs Baly dem Befreier selbst zu Hülfe kommt, und den bösen Geist Arvalons in den tiefsten Abgrund der Erde stürzt. Kehama selbst vermag es nicht,

den Sohn zu retten. Dieser Gewaltige, besiegt von der Macht einer leidenschaftlichen Liebe, erbietet sich gegen die schöne Kailyal, für ihre Gegenliebe den ausgesprochenen Fluch vom Haupte ihres Vaters zurück zu nehmen. Kailyal, weit entfernt, sich darüber zu betrüben, dankt vielmehr dem Himmel für den Verlust einer Gabe, die ihr selbst und ihrem Vater so viele und schreckliche Leiden verursacht hat.

Erennia ist indeß bis zum Throne des Gottes Schiva emporgedrungen, was noch keinem Geiste gelungen war, aber —

Die Seelenkraft, die seine Schwingen stählt,
Der starke Wille, allbesiegend,
Des festen Glaubens Innigkeit
Und der Liebe Heiligkeit,
Sie stützen ihn, sie tragen ihn empor. —

Dem Schutzgeiste erschallen endlich von Schiva's Throne die entscheidenden Worte:

Ihr, die ihr duldend leidet,
Geht hin zu Yamens Thron!
Heilmittel findet ihr bei ihm
Für jedes Weh,
Und was hienieden unrecht ist,
Wird recht durch ihn. —

Diesem Befehle gemäß kommt Erennia mit Ladurlad und Kailyal in das Reich des Yamen, des Beherrschers der Hölle und Richters der Todten, in dessen Verwahrung der Amreta, Trank der Unsterblichkeit, sich befindet. Diese Reise in die Unterwelt veranlaßt eine Reihe von Beschreibungen, welche Kraft und Kühnheit mit dem Reize der Neuheit ver-

binden. Indeß hat Kehama sich durch seine Zaubermacht des Himmels bemächtigt, und kommt nun, gerüstet mit den Attributen eines Gottes, in die Unterwelt, um auch hier den Thron zu besteigen. Schon hat er nach einem kurzen Kampfe den Yamen besiegt, schon will er sich auf dessen Thron setzen, welchen drei feurig glühende Statuen an den drei Ecken auf ihren Schultern tragen; die vierte Stütze fehlt. Kehama ruft den Dreien zu: „Wer seid ihr? und warum sind hier nur euer Drei? — Die erste Statue antwortet, sie habe als gefühlloser Mensch einst Schätze auf Schätze gehäuft, und sei deshalb verdammt, hier ewig ihre Laster zu beweinen. Die zweite: Sie habe als Tyrann und Eroberer die Menschen gequält, und müsse nun ihre Verbrechen hier unaufhörlich bereuen. Die dritte: Sie habe die Menschen zum Glauben an falsche Götter verführt. „Und sieh!" — spricht sie:

Wir sind noch immer ach! nur unser Drei.
Ein Vierter muß noch kommen, uns're Qual
Zu theilen, und der vierten Ecke Last
Auf sich zu nehmen, damit Yamens Thron
In seiner Herrlichkeit erhaben prange;
Er muß uns Schuldbelasteten
Gleich sein an Schuld. Kehama, komm!

Kehama erwiedert die schauderhafte Aufforderung mit Hohngelächter, und will neuerdings die zitternde Kailyal zwingen, mit ihm aus dem Becher der Unsterblichkeit zu trinken, und die Herrschaft der Welt mit ihm zu theilen. Sie erwiedert:

Du bist allmächtig, und die Welt
Liegt unter Deinen Füßen;
Doch wisse: das entschloss'ne Herz,
Der tugendhafte Wille — sie sind frei!
Nie, Rajah, nie kann zwischen Dir und mir
Gemeinschaft sein.

Kehama entgegnet:

Noch einmal leg' ich's dringend Dir
An's Herz, nur einmal noch;
Erblicke hier den gold'nen Thron!
Hier sollst Du mir zur Seite sitzen.
Nimmst Du als Kehama's Braut,
Willig Deinen Platz hier ein,
Lege ich der Erde Reiche
Unter Deines Vaters Füße,
Bestimme ihn zum Herrn und König
Der Sterblichen.
Wo nicht, so soll er allsogleich,
Als des Thrones vierte Stütze
Aechzend hier und jammernd steh'n,
Und kein Flehen, kein Gebet
Soll zur Gnade mich bewegen.

Nun befiehlt Kehama, den Amretabecher (den Trank der Unsterblichkeit) zu bringen, welcher in einem Marmorgrabe aufbewahrt liegt, dem er zuruft:

„Oeffne, Grabmal dich, und gib
Deinen Schatz sogleich heraus!" —
Gehorsam seinem Wink und Ruf,
Regt sich das Todesmonument,
Und thut sich auf.
In seiner Marmorwölbung liegt

Ein ungeheures Gerippp.
„Gib mir den Becher!“ ruft Kehama.
Die Worte des Befehls genügten.
Die gräßliche Gestalt erhob
Sich allsogleich aus ihrer Ruh',
Ausstreckte das Gerippe sich,
Ausstreckte sich ein Riesenarm,
Und reichte des Kehama Hand
Den Becher hin, und sprach
Mit hohlem Ton: »Nimm hin und trink!
Für Dich und für Kailyal
Ist er bestimmt, für euch allein
Aus allen Menschenkindern.“ —

Während Kehama aus dem Amreta-Becher trinkt, rufen die drei glühenden Statuen wieder:

„Kehama, komm'! Wir harren
Deiner schon zu lange.“ —

Der Unglückliche weiß nicht, daß die Beschaffenheit des Trankes sich verändert, je nachdem der Trinkende gut oder böse ist. Er will dadurch unsterblich werden; er wird es auch, aber nur zu seiner ewigen Qual. Indem nun die Glut endloser Leiden sein Innerstes durchströmt, erglüht auch sein Körper wie geschmolzenes Gold. Die drei Glutgestalten erheben bei diesem Anblicke ein fürchterliches Jubelgeschrei:

„Komm', Bruder, komm'.
Wir harren Deiner schon zu lang.
Nun tragen wir nicht länger mehr
Allein ungleiche Last.

Komm', Bruder, komm'!
Wir sind nun unser Vier." —

Erliegend der Gewalt des Schicksals, welches ihn auf diesem Punkt erreichen sollte, gibt er den Becher dem Beingerippe zurück, nimmt die leere Stelle der vierten Glutgestalt ein, und Yamen besteigt den Thron. Das Beingerippe heißt nun auch Kailyal vom Becher trinken, den Willen des Himmels zu erfüllen, und ihr Schicksal zu erwarten. Gehorchend ergreift sie den Becher mit zitternder Hand. Furcht und Erstaunen durchschauern ihre Seele, aber die Hoffnung siegt. Sie läßt sich auf ihre Knie, erhebt die Augen, aus welchen fromme Thränen hervorquellen, zum Himmel und spricht:

„Ihr Himmelsmächte kennet meinen
Schuldlosen Willen, kennet wohl
Meines Herzens Reinheit auch.
I.r lenket Alles, was da ist;
Wozu soll mir die Furcht?" —
Sie sprach's und trank.
Das Aug' der Gnade strahlt auf sie. —

Indem sie in heiliger Entzückung kniet, löst ihr irdisches Wesen sich schmelzend auf, nur das himmlische bleibt: der Geist und die Liebe, zur höchsten Vollkommenheit geläutert. Erennia ruft in der Fülle seines Entzückens aus: „Nun bist Du mein auf ewig!" — Und Yamen spricht:

„Tochter der Erde,
Nun des Himmels Kind!
Wandle hin mit Deinem
Irdischen Gefährten,

Dem Genossen Deiner
Ew'gen Seligkeit,
Dich in des Paradieses Lauben,
Dich in endloser Wonne zu erfreu'n!" —

Kailyal, die Schüchterne, zögert, dem Gebote des Gottes zu gehorchen; ihr Auge zum Vater hingewendet, streckt sie nach ihm die Arme aus: Yamen spricht tröstend zu ihr:

„Blicke nicht nach ihm zurück
In der bangen Trennungsstunde!
Wiederfinden wirst Du ihn
In Deiner Mutter Himmelslaube."

Ein Wolkenwagen trägt sie und den Schutzgeist empor. Yamen blickt mit segnendem Lächeln auf Ladurlad.

Sanft, wie ein Kind, das sich,
Von keinem trüben Bild gestört,
Von keiner Sorge Qual gedrückt,
Von langem Spiel ermüdet,
Hinlegt, und schlummert, eben so
Sank Ladurlad hin in sanfte Ruh.
Selig sei Dein Schlummer,
Noch seliger sei Dein Erwachen; —
Und sieh'! Ein Himmelsmorgen brach
Aus dieser Nacht hervor;
Und gold'nes Himmelslicht
Umstrahlte sein Erwachen.
In der Gattin Himmelslaube
Fand er Alles, was er liebte
Um sich nie davon zu trennen. —

Das romantische Gedicht: „Thalaba, der Zerstörer,“ in zwölf Gesängen, ist in Strophen von ungleicher Zahl und Länge, in reimlosen Versen geschrieben, deren Rhythmus und Kolorit wechselt, je nachdem der Inhalt es jedesmal fordert. Dieses Gedicht hat eine wahrhaft orientalische Glut, sowohl in den Bildern und Beschreibungen, als auch in der Schilderung der Charaktere, und in den Gemälden der Lokalität und des Kostums. Interessante Episoden und seltsame romantische Ereignisse erhöhen den Reiz der schönen, phantasiereichen Dichtung.

Der erste Gesang zeigt uns eine unglückliche Mutter, die mit ihrem Söhnlein Thalaba, dem Helden des Gedichtes, durch die arabische Sandwüste in der feierlichen Stille einer Sommernacht flieht, und bald dem Uebermaße ihrer Leiden und Beschwerden erliegt. Thalaba ist nur durch die Fügung des Himmels den Händen des Mörders entgangen, eines Magiers, welcher seinen Vater Hodeirah getödtet hat, und das verruchte Werkzeug eines Bundes von bösen Magiern ist, welche die unter dem Meeresgrunde liegende Höhle Domdaniel bewohnen, und Hodeirah's Stamm vernichten wollen, weil aus demselben der Zerstörer ihres bösen Bundes hervorgehen soll. Ein guter alter Araber findet den kleinen Thalaba in der Wildniß, nimmt ihn zu sich, und erzieht ihn zugleich mit seiner engelschönen und engelreinen Tochter Oneiza. Thalaba vermält sich mit ihr, ehe er noch seine Bestimmung, die Zerstörung des frevelhaften Magier-Bundes, erfüllt hat, und muß sie eben deswegen schon am ersten Morgen nach der Vermälung

wieder verlieren. Ueberraschend schließt der siebente Gesang nach der Beschreibung der Hochzeitfeier mit den Worten:

Wer schreitet aus der Hochzeitkammer?
Azrael ist's, der Todesengel!

Diese Liebe und Thalaba's Kampf mit den Magiern und den bösen Dämonen, unter deren Schutz sie und ihre Mitgehilfinnen, die bösen Zauberinnen, stehen, bilden den Hauptgegenstand des Gedichtes, welches mit dem Siege des Reinen und Guten endet, indem der muthige Kampfheld Thalaba bezwungen ist, wo er dann, nachdem er seine Bestimmung erfüllt hat, mit ihnen unter den Trümmern der zerstörten Zauberwerkstätte zu Grunde geht, sich aber als Sieger mit dem Geiste der Geliebten vereinigt.

Einige Partien mögen hinreichen, den Leser mit der Schönheit dieses herrlichen Gedichtes auch im Detail näher bekannt zu machen.

Die Zauberhöhle der Magier.

(Im zweiten Gesange.)

In Dombaniels düstern Höhlen
Unterm Grund des Oceans
Versammelten die Meister sich
Der bösen Zauberkunst.
Vor ihnen in dem Nachtgewölb,
Erhoben angefacht vom Boden
Zehn Zauberflammen sich.
Abdalbar rief:
„Geheime Flammen, lodert fort,
So lange noch ein Sprößling lebt,
Von Hodeirah's furchtbarem Stamm'.

Diese Stunde ist bestimmt,
Sicherheit und Schutz zu schaffen
Dem Bund der Nacht.“ —

„Sie brennen düster! (rief Lobaba)
Sie brennen düster, zucken schon;
Okba hebt den Todesarm;
Sie zucken, sie erlöschen schon.“ —

„Verflucht sei seine rasche Hand!“
Rief die böse Zauberin
Khawla, zornentbrannt:
„Verflucht sei seine rasche Hand!
Nur acht der Flammen sind erloschen!“ —

Eines neugebornen Kindes Haupt
Stand an einer Seitenwand der Höhle;
Khawla hat es einst ergriffen
In der Stunde der Geburt,
Und gerissen vom Genick.
Dies stand auf einer gold'nen Platte,
Bezeichnet mit dem Namen eines
Unreinen Geistes. Leichendunkel waren
Die Wangen, leichendunkel war die Haut
Auf dem kahlen Schädel, blau die Lippen;
Nur die Augen hatten Leben,
Schimmerten mit Dämonsglanz.

„Sag' mir,“ sprach Khawla: „ist das Feuer,
Das uns, des Zaubers Meistern
Verderben droht, erloschen?“ —
Die todten Lippen regten sich, und sprachen:
„Das Feuer, das uns, des Zaubers Meistern,

Verderben droht, brennt immer noch." —
„Fluch, Okba dir!" rief Khawla, als
Der Zauberer jetzt in die Höhle trat;
Er trug in seiner Hand den Dolch,
Noch warm vom kaum verübten Mord
An Hodeirah's Stamm'.
„Sieh diese unerlosch'nen Flammen!
Noch immer brennt das Feuer, welches uns,
Des Zaubers Meistern, noch Verderben droht.
Okba! warst du falsches Herzens?
Okba! war dein Auge blind?
Dein Schicksal und das uns'rige
Stand auf dem Spiel; wir glaubten, ach!
Dem Trug der falschen Sterne, die uns sagten,
Die günst'ge Stunde würdest du ergreifen;
Du aber ließest aus der Hand
Die Zügel des Geschicks; Fluch, Okba, Dir!"

Der Mörder sprach: „Du, wohlerfahren
In den Geheimnissen der Zauberkunst.
Du kennest besser Okba's Seele.
Acht Stöße — jeder traf sein Ziel —
That ich mit diesem gift'gen Dolch,
Bedurfte keines zweiten nicht.
Du siehst mich grimmig an, als glaubtest du,
Es hab' am Willen mir gefehlt;
Als wüßtest du es nicht, daß mir zweifache
Gefahr droht von Hodeirah's Stamm.
Je mehr der Gründe meinen Arm
Zum Todesstoß begeisterten,
Um so viel tiefer glüht mein Haß.
Du siehst mich grimmig an, als hätt' mein Fehler,

Mein schlecht geführter Stoß, den Feind geschont;
Die Sterne gaben es nicht zu,
Und euer Zauber war zu schwach für ihn,
Das Hauptziel uns'rer Unternehmungen.
Befahlt ihr mir nicht, Alle sie zu tödten,
Mit Stamm und Wurzel auszurotten?
Ich hörte Hodeirah's letztes Röcheln
Und seiner Kinder Todesschrei;
Ich war bemüht, mein Werk rasch zu vollenden,
Doch die zwei Uebrigen
Von allen Lebenden des Stammes,
Umhüllte undurchdringlich eine Wolke,
Die meiner späh'nden Augen spottete.
Ich wollte mit dem Dolch sie untersuchen.
Er ward zurückgestoßen,
Und eine Stimme rief:
„Laß ab, Sohn des Verderbens!
Du kannst nicht ändern, was im Buch
Des Schicksals aufgezeichnet ist!“

Khawla wandte sich zum Todtenkopf:
„Sag' mir, wo des Propheten Hand,
Den uns bestimmten Feind verbirgt?“ —
Die Leichenlippen sprachen wieder:
„Ich überblicke Land und Meer,
Durchsuche Erd' und Ocean;
Der Knabe weilt nicht auf dem Meer,
Die Erde trägt nicht seine Spur.“ —
Lobaba rief:
„Den uns bestimmten Feind
Schützt eine höh're Macht. Sieh! Eine Flamme
Brennt dunkler, wankt, erlischt!“

Sie wankte, sie erlosch; nur Eine Flamme blieb,
Die bleich und bläulich auf dem Boden zuckte,
Die Finsterniß schien ihren Rand zu drücken;
Doch plötzlich ward sie größer,
Und breitete, lichtangeschwellt,
Sich immer weiter aus, und weiter,
Und nahm den Raum ein, wo vorher,
Die zehen Flammen alle standen,
Und glänzte heller als sie alle.
Beim Anblick dieses bösen Zeichens
Erzitterten des Bösen Kinder,
Und Schrecken faßte ihre Seelen.
Das Feuer übergoß die Höhle
Mit seinem fürchterlichen Glanz;
Vom breiten Grunde wälzten sich
Ströme wogend hoch empor,
Hell, wie der Sommerblitz, wenn er
In seiner Flammenglorie
Den nächt'gen Himmel überfliegt.
Des todten Hauptes Augen,
Die noch vor kurzem hell erglänzten
Wie Sterne aus der Finsterniß,
Verloren jetzt den Glanz.
Die Zaub'rer starrten stumm einander an;
Verzerrt und schreckenbleich war jedes Angesicht,
Wie sich des Todten Antlitz zeigt
Bei einer Grabeslampe Schein.
Selbst Khawla, sie die grimmigste
Der Zauberbrut, vermochte kaum
Des furchtbeklomm'nen Odems Hauch
Mühsam aus der Brust zu zieh'n.
Plötzlich dann entflammte Wuth

Des rothen Auges blut'gen Kreis,
Und sie rief frevelnd: „Mahomed!
Groß ist deine Allgewalt;
Doch könnte Eblis *) nimmer sich
Dem Menschen nähern, wäre er
Schön gestaltet wie die Palme,
Rein und makellos geblieben,
Wie er kam aus Schöpfers Hand.
Du bist mächtig, Mahomed!
Aber wer, vom Weib geboren,
Kann widerstehen Eblis Macht?

Sie sprach's, und hob die Knochenhand,
Wie Fehde bietend, gegen Himmel,
Streckt aus den langen, dürren Finger,
Und sprach die Zauberworte laut.
Die Geister hörten ihren Ruf,
Und siehe! ihr dienstbarer Geist
Steht plötzlich vor ihr da. Sie rief:
„Wo lebt der Knab', mit dessen Leben
Dies Zauberfeuer immerfort
Gleichzeitig brennen muß?" —
Der Dämon sprach: „Gebieterin!
Nicht auf dem Meer, nicht auf der Erde.
Der Ort, wo er verborgen ist,
Vermögen Augen nur zu seh'n,
Die Allah's Thron und Glorie schau'n." —
„Bringe mir sogleich das Haupt
Des todten Hodeirah her!

---

*) So nannte Mahomed den bösen Geist.

(Rief Khawla) Er wird's offenbaren."
Ein Augenblick — schon lag zu ihren Füßen
Hodeirah's Leichnam.
Seine Hand hielt noch das Schwert
Fest in der Todesstunde,
Und das Blut der Todeswunde,
War noch nicht geronnen.
Die Zaub'rin blickte auf den Leichnam
Mit einem Lächeln, welches ihre
Gräßlichen Züg' noch mehr entstellte;
Sie rief: „Wo bist du Hodeirah nun?
Mag deine Seel' in Edens Hainen,
Mag sie am Throne Gottes sein,
Du mußt jetzt meine Stimme hören,
Musst gehorchen meinem Ruf!"

Sie sprach's, und murmelte den Zauberbann,
Den grauenvollen, den die Höll' in Furcht
Vernahm, der Himmel mit Entsetzen.
Wild rollten ihre Augenballen,
Alle Muskeln zuckten krampfhaft,
Die bleichen Lippen bebten; Khawla sah's:
Im Herzen jubelnd, rief sie aus:
„Prophet! erblicke meine Macht!
Sieh! selbst der Tod vermag's nicht, deine Sklaven
Vor Khawla's Zauberspruch zu schützen,
Sprich, Hodeirah, sprich: wo ist dein Kind?" —
Hodeirah seufzt' und schloß die Augen,
Als wollt' er in die blinde Nacht
Des Todes sich verbergen. —
„Antworte mir!" rief sie nochmal;
„Wo nicht, sollst du im wunden Leib

„Jahrhunderte der Qual durchleben!
Antworte mir, wo ist der Knabe?“ —

„O Gott! o Gott!“ rief Hodeirah;
„Befreie mich von solchem Leben,
Von so furchtbarem Todeskampf!“ —
„Sprich!“ rief die Zauberin, und hob
Vom Boden eine Viper auf,
Und geißelt' ihm mit ihr den Nacken.
Das Ungestüm umschlang
Den Leib mit engen Ringen,
Erhob sein Haupt voll Wuth,
Und heftete in's Angesicht
Den Todeszahn, und goß
In jede Wunde Gift.
Und doch vergebens! Allah hörte
Hodeirah's inniges Gebet,
Und Khawla's Wuth verschwendte
All' ihre Zauberkraft auf eine Leiche.
Das Schicksalsfeuer lodert' auf,
Umhüllte rings den Leib mit Todesflammen,
Gebein und Fleisch verzehrend.
Das Schwert allein, vom Feu'r umkreis't,
Blieb unversehrt zurück.

Wo ist der Knab', für dessen Hand
Das Schicksal dieses Schwert bestimmt?
Wo weilet der Zerstörer nun,
Der eines Tages schwingen wird
Das Schwert, umkreis't von Feuerflammen?
Versuche nur, dem Fluch geweihte Brut,
Versuche deine Zauber all'

Ihr Meister in der bösen Kunst,
Sprecht murmelnd euern Höllenbann!
Ihr könnt des Menschen Wohnung stürzen,
Ihr könnt die Felsenschlünde öffnen,
Ihr könnt den Grund der Erd' erschüttern,
Doch nun und nimmer Gottes Wort,
Könnt keinen Zug von dem verlöschen,
Was sein heil'ger Wille schrieb! —

Der neunte und zehnte Gesang enthalten einen Reichthum von erhabenen und großartigen Naturgemälden. Ich hebe nur Eines derselben aus, die Beschreibung einer unendlichen Schneewüste, in welche Thalaba auf seiner Wanderung nach der Zauberkluft von Domdaniel kommt.

Der Osthauch weht ihm ins Gesicht,
Treibt Schnee und Hagel vor sich hin.
Scharf ist die Luft, scharf ist der Wind;
Die Glieder schmerzen ihn,
Den Wanderer, vor Frost,
Die Augen schmerzen ihn vom Schnee,
Und Herz und Geist erstarren ihm.
Er blickt umher, ob nirgendwo
Sich eine Spur des Lebens zeigt;
Doch ringsum nichts als Himmel,
Nichts, als die weiße Wüste,
Und einsam eine Fichte hie und da,
Die Zweige von der Last des Schnees gebrochen.
Schon mindern seine Leiden sich.
Die Sinne, schmerzenstumpf, erlahmen.
Matt und müde schleppt er sich dahin;
Auf seinen Augen lastet's schwer,

Und mühsam regt sich jedes Glied;
Wie gern ergäb' er sich dem Schlaf!
Noch ist deine Ruhestunde
Nicht gekommen, Thalaba!
Noch darf der Zerstörer nicht
Sich der Schlaferquickung freu'n;
Nicht geendet ist die Wand'rung,
Nicht zurückgelegt sein Lauf.
Muthig fort auf deiner Bahn!
Am Ziele harret dein der Preis.

Ein Cederbaum ist's *), welcher ihn
Aus seinem Todesschlummer weckt;
Ein Cederbaum ist's, dessen Zweige,
Sonst um den Stamm sich rings ausbreitend
Wenn sie den Druck der Schneelast fühlen,
Vereint in eine Spitze sich
Zum Himmel heben, aufrecht stehend
In ihrer Kraft dem Sturm zu trotzen.
Dies lehrt, das wußte Thalaba,
Dies lehrte die Natur den Baum;
Er schüttelt ab, die Schläfrigkeit,
Und wird von Hoffnung neu belebt.
Nun sank die Abendsonnenscheibe,
Breit, hochroth, aber strahlenlos,
Am glüh'nden Himmel nieder.

*) Die Cedern, insbesondere die auf dem Berge Libanon, breiten ihre Zweige gegen die Erde parallel aus, und bilden damit eine Art von Sonnenschirm; zur Zeit aber, wo der Schnee in solcher Menge fällt, daß sie die Last nicht ertragen könnten und brechen würden, erheben und vereinigen sich die Zweige so, daß sie, um sich gegen den Schnee wie gegen ihren Feind zu schützen, eine Art von Kegel oder Pyramide bilden.

Schneeflocken fielen durch das rothe Licht
Wie Feuer. Lauter saus't der Wind,
Und jagt den Schnee wie Staub vor sich;
Der Schnee klebt an des Wandrers Haar,
Sein Hauch wird auf den Lippen Eis.

Gehorsam seinem Ruf, wallt Thalaba
Im bleichen Mondlicht, durch pfadlosen Schnee.
Der Morgen kam, doch er erweckte
Kein Aug' in dieser Einsamkeit.
Sein Schimmer übergoß mit Saffranfarbe
Der Wüste bleiches Kleid.
Der Abend kam, die glüh'nden Wolken färbten
Der Berge Reih'n mit ihrem Purpurstrahl;
Und nun erbleicht das westliche Gewölk,
Und auf die Öde sinkt die Nacht herab.
Der Jüngling sinkt auf seine Knie,
Und neigt sein Haupt zur Erd', und spricht
Zum Abendsegen sein Gebet;
Und als er aufstand, schimmerten
Die Sterne hell am Firmament;
Blau war der Himmel, und der kalte Mond
Goß seinen Glanz auf kalten Schnee.

O der Wonne! Endlich zeigen
Sich allmälich Lebensspuren.
Eine Föhre, ach, die erste,
Schlägt ihre Wurzeln in das Eis,
Dann wieder eine und noch eine;
Nun auch der Lärchenbaum,
Der seine Arme, sanft gebogen,
Zur Erde senkt wie Wogenfall.

Schon schimmert auch der Espe
Immer reges Laub
Grau an den unbewegten Ästen;
Die Pappel auch erscheint
In wechselreichem Grün,
Die Silberbuche, hell
Wie Pfauenfedernschmuck.
O Lebensspuren! Freudenfülle!
Von seiner Fährte naht das Reh;
Das kleine Hermelin erscheint,
Der weiße Wanderer im Schnee;
Von jener Fichte hört man schon
Des Haselhuhnes Flügel rauschen;
Schon tönt der liebliche Gesang der Drossel
Mit ihrer rosenrothen Brust.
O Wonne, über Wonne!
Die Winterwüste schwindet
Und ringsumher erscheinen
Grüne Büsche, grünes Gras,
Sträuche, hell von Beerenglut,
Und der Blumen Lieblichkeit.

Das Gedicht „Madoc" gründet sich auf die folgende historische Sage: Beim Tode des Owen Gwyneth, Königs von Nord-Wales, im Jahre 1169, stritten sich seine Söhne um die Thronfolge. Yorwerth, der älteste derselben, ward für unfähig erklärt, weil er ein Brandmal im Gesicht hatte. Hoel, obschon ein unehlicher Sohn, bemächtigte sich auf kurze Zeit des Thrones; er wurde aber von seinem Bruder David, dem ältesten Sohne des verstorbenen Königs

von einer zweiten Gemahlin, in einem blutigen Treffen geschlagen und getödtet. David bestieg hierauf den Thron, tödtete den Yorwerth, sperrte den Boldri in ein Gefängniß, und verbannte andere seiner Brüder. Madoc, um ferneren Bürgerkrieg zu vermeiden, und dem Hasse eines grausamen Bruders zu entgehen, verließ indeß das Reich, und segelte gegen Westen, um sich einen ruhigeren Wohnsitz zu suchen. Das entdeckte Land gefiel ihm; er ließ einen Theil der mit ihm Geflohenen daselbst zurück, und segelte nochmals nach Wales, um neue Abenteurer anzuwerben, welche er gleichfalls wieder mit sich nahm. Hierauf ward nichts Gewisses mehr von ihm vernommen. Einer Sage nach soll er sich in Amerika angesiedelt haben; zur selben Zeit sollen die Astekas, ein amerikanischer Volksstamm, ihre Heimat Astlan verlassen, ein neues Reich gegründet, und von ihrem Schutzgotte Mexitli den Namen Mexikaner angenommen haben. Das Gedicht setzt diese Auswanderung mit den Abenteuern des Prinzen Madoc in Verbindung, und zerfällt hiernach in zwei Theile. Der erste, überschrieben: „Madoc in Wales," erzählt, wie Madoc von Britanniens Küste absegelt, das Meer unter mancherlei Abenteuern durchschifft, und endlich in Amerika landet. Der zweite Theil: „Madoc in Astlan," schildert seinen Aufenthalt in Amerika, die Sitten und Gebräuche der Einwohner, und erzählt, wie er diesen wilden Volksstamm besiegt, die blutigen Altäre der Götzendiener zerstört, dann triumphirend in ihren Tempeln das Kreuz aufrichtet.

Dieses Gedicht wurde bei seinem ersten Erscheinen im

Jahre 1805 *) im Edinburger Review bitter und ungerecht getadelt. Eine feindselige Kritik legte demselben viele Fehler zur Last, insbesondere: affektirte Simplicität, erkünstelte Begeisterung, falsche Kraft, Weitschweifigkeit ꝛc. Unbefangene rühmten dagegen, daß Southey in den Bardengesängen, welche im ersten Theile dieses Gedichtes vorkommen, den Ossian, in manchen Stellen religiöser Erhabenheit den Milton erreicht, und in den Naturgemälden der neuen Welt, so wie in den Beschreibungen von den Sitten, dem Götzendienste und den Kämpfen der Wilden, den Alonzo de Ercilla, Verfasser der Araucana, übertroffen habe.

Beide Theile des Gedichtes sind reich an Schönheiten, deren ich nur einige wenige dem Leser, welcher das Original selbst nicht kennt, hier vorlegen will. Zu den ausgezeichneteren Partien des ersten Theiles gehört die folgende Beschreibung einer Bardenversammlung:

Der Platz, an dem sie sich versammelten,
War eines Hügels hocherhabner Gipfel,
Von keinem Baum umlaubt, von keinem Pflug
Verletzt, von jeder Menschenwohnung und
Von jedem Laut des Menschenlebens fern,
Dem Auge und dem Hauch des Himmels offen.
Hier ward ein Kreis von Steinen einst gepflanzt,
In frühster Zeit hier die uralte Lehre
Von Barden an den Barden überliefert.
All jene, die Bewund'rung oder Ehrfurcht
Herführte, oder Liebe zum Gesang,
Sie standen außerhalb der Steine Kreis.
Die Meister des Gesanges trugen

*) Die zweite Auflage erschien im Jahre 1809.

Ein Kleid von himmelblauer Farbe,
Andeutend Wahrheit, Fried' und Einigkeit,
Dem Himmel gleich, der über eine Welt,
So voll des Argen, seinen blauen Baldachin
Mit ewig heitrem Glanze wölbt.
Im Kreis der Steine stand der Barden Chor
Auf grüner Erde unterm blauen Himmel,
In heil'ger Ehrfurcht Haupt und Fuß entblößt,
Ein Chor von Brüdern der Unsterblichkeit.
Hier unterm Aug' des Lichts, im Angesicht
Des Tags, begann das Bardenfest.
Ein bloßes Schwert ward auf den Bundesstein
Gelegt; hierauf erhob der Meister seine Stimme rc.

Einen hohen Grad von Lieblichkeit hat das folgende Gemälde eines schönen Sommertages an und auf dem Meere:

Des Himmels Azur war von keinem Fleck
Entstellt; die segenreiche Sonne nur
In ihrer unnahbaren Herrlichkeit,
Nur sie allein durchwandelte
Voll Himmelslust das Lichtgefild.
Wie schön hob unterm weiten Ätherblau
Das Spiel der Meereswogen sich empor!
Weithin nur eine lange Schimmerfläche;
Nur an des Ufers sanftgebog'nem Rand
Lag eine Farbe, jener gleich,
Wenn an des Pfaues Hals der schönste Schmelz
Von Gold, Smaragd und Amethyst sich zeigt.
Die Herden des Oceans sonnten sich;
Die Mewe stieg und fiel wie Wogenschaum;
Der Wasserrabe schwang sich hoch empor

Mit vorgestrecktem Hals, der Kiebitz trieb
Im Kreise sich, und sang sein Jubellied.
Es war ein Tag, der aller Wesen Herz
Mit Sommerlust erfüllt; von ihm gelockt,
Verließen selbst die Schwärme der Insekten
Geklüft und Dickicht, welches sie verbarg.
Gestad' und Felsen, Wälder und Gebirg,
Sie lächelten im frohen Sonnenschein,
Theilnehmend an der allgemeinen Lust. —

Ein schauerliches Nachtgemälde ist die Scene, da ein Mönch dem Prinzen Madoc verräth, daß es beschlossen sei, den Leichnam seines Vaters, des Königs Owen, auszugraben, und ihn auf ungeweihte Erde hinzuwerfen. Madoc kommt in das Kloster:

Nacht war's; die Frevler standen schon am Grab.
Ihr Werk beginnend, brachen sie mit Karst
Und Spaten in das Haus des Todes ein.
Schon haben sie vom Marmorsarg
Die Eisenklammern weggesprengt,
Als sie, von plötzlichem Geräusch geschreckt,
Auffuhren, und, vom Scheitel bis zum Fuß
In Stahl gehüllt, vor ihnen stand der Prinz.
Der Kerzen Schimmer fiel auf sein Gesicht,
Denn offen war der Helm. Als sie ihm nun
In's bleiche Antlitz schauten, bleich vor Gram,
Und seines Vaters Züge d'rin erkannten,
Da rüttelte sie Furcht mit Fieberfrost.
Das Grauen der entsetzten Phantasie
Wich aber bald der Ahnung einer andern
Gefahr, da Madoc's Stimme sie vernahmen.
Entfliehen wollten sie; er aber rief:

„Steht! Keiner weiche, Keiner rege sich!
Stoß ich nur Einmal in dies Horn, so hört
Das ganze Land den Schall, als rief' der todte
König Owen aus seinem Grab um Rache.
Nicht weichet, oder Keiner bleibt am Leben!
Die Thore sind bewacht; ihr seid in meiner Macht." —

Das Crucifix nahm Balduin vom Altar,
Und hielt's dem Prinzen Madoc vor und rief:
Wer mich trifft, trifft auch den Gekreuzigten;
Lass' ab, wo nicht endlose Qualen —"
„Friede!
Entweihe nicht das heil'ge Kreuz (sprach Madoc)
Mit dieser Hand, vom mitternächt'gen Frevel
Befleckt! Kein Leid befürchte Du von mir!
Sei klug, so bleibst Du unverletzt.
Wär' Deine Frevelthat bekannt,
So würde David auf des Kirchthurms Spitze
Dich hängen, Speise dort zu sein den Raben.
Gehorch' und lebe! Bringe feines Linnen
Und eine Kiste, um hier wegzutragen
Der theueren Gebeine morschen Rest.
Ihr Andern fahrt in eurer Arbeit fort!"

Sie hoben auf sein Wort vom Steingewölb
Den Sarg, und richteten den Todten auf,
Gehüllt in königliches Grabgewand,
Die Arme auf der Brust gekreuzt; so lag
Die Leiche, unversehrt durch Spezerei
Voll Wohlgeruch. Dann hüllten sie, auf Madoc's
Geheiß, den Leib auf's Neu' in Linnenzeug,
Die Falten zierlich an einander reihend,
Und legten ihn dann wieder in den Sarg,

Und füllten sorgsam jeden Zwischenraum
Zu Füßen und beim Haupt, daß fest er lag.
D'rauf schloßen sie den Deckel, welchen Madoc
Dreimal mit seinem Ring versiegelte,
Und sprach: „Bei Tagesdämmerung
Tragt dieses Kleinod in mein Schiff!
Des Vaters theueres Gebein soll ruh'n,
Wo einst das meinige auch ruhen wird
An seiner Seite. Er, der lebend seine
Und seines Landes Freiheit hat behauptet,
Sei auch im Tode frei!" —

Zu den schönsten Partien des Gedichtes gehört die folgende. Ocellopan, der Blutvergießer genannt, und Thalala, mit dem Beinamen: der Tiger des Krieges, zwei indische Häuptlinge, unternehmen einen nächtlichen Ueberfall, und überraschen im Gebiete des christlichen Lagers den Caradoc, einen schlafenden britischen Krieger, welchen Thalala zu opfern beschließt, um durch Menschenblut die Götter sich günstig zu machen, und seinem Volke den Sieg zu verschaffen. Er kriecht wie eine Schlange zu der Stelle, wo der schlafende Caradoc von seiner Heimat und vom blauäugigen Mädchen seiner Liebe träumt. Schon ist er im Begriffe, den Todesstreich zu führen, als plötzlich ein Morgenlüftchen, über Caradoc's Harfe hingleitend, himmlische Accorde erweckt. Der Wilde, von Erstaunen ergriffen, schaut rings umher; er sieht in der Nähe Niemand als den Schlafenden. Tiefes Schweigen herrscht. Plötzlich ertönen die ätherischen Klänge nochmal und verstummen plötzlich wieder. Da fühlt sich der Wilde zum ersten Male vom Entsetzen er-

griffen. Er glaubt, ein guter Genius wache über den Fremdling, und gibt seinen Mordvorsatz auf:

Schon zieh'n sie in der stillen Nacht dahin
Auf ödem Pfad, erreichen das Gebirg,
Und lassen an dem buschbedeckten Abhang
Im Hinterhalte lagern ihr Gefolg.
Sie selber steigen auf gewund'nem Pfad
Empor, bis sie die Höh' erreicht, die sich
Noch über das Gebirg des Briten hebt.
Hier standen sie und untersuchten erst
Beim Glanz des Mondes, der noch voll und hell
Am blauen Himmel hing, den jähen Abhang.
Jäh lag vor ihrem Blick der Felssturz da,
Die nackte Klippe, schwindelnd, schauerlich;
In ihrer Mitte gähnt ein tiefer Schlund,
Den noch kein Fuß betrat, kein Auge maß.
Der Adler baute horstend hier sein Nest.
Gebrochenes Geklipp und alte Wälder
Erschwerten nun die Pfade immer mehr,
Wie sie von Fels zu Felsen aufwärts klommen.
Wo Baumstamm, Aest' und Wurzeln ihnen trotzten
Auf ihrer Wand'rung voll Gefahr und Müh.
Nun angelangt am Eingang eines Thals,
Bedeckt mit dichtverworrenem Gesträuch,
Das hinzog sich um starrendes Gestein,
Da legten sie gestreckt sich auf den Boden.
Der Sterne Glanz erblich; des Glühwurms Leuchte
Erlosch; die Eule schloß den Nachtgesang.
Auf der Magnolia Wipfel kündete
Des Truthahns lauter Ruf den Morgen an.
Von Baum zu Baum verbreitete sich weit
Das Wachgeschrei, und immer weiter, bis

Ringsum die Waldgebirge wiederhallten.
Nun bricht der Morgen an; noch aber zeigt
Im Thau sich keines Menschenfußes Spur,
Und nirgends wird ein Menschenlaut gehört:
Ocellopan zuerst bemerkt, unfern
Von sich, gelagert unterm Obdach einer
Nur halbgedeckten Hütte, einen Fremdling,
Sanft schlummernd noch, und zeigt, hindeutend, ihn
Dem Thalala. Der Tiger blickt umher
Kein and'rer Mensch war in der Näh' zu sehen.

„Steig' ich hinab (sprach er), den Todesstreich
„Ihm zu versetzen? Niemand sieht die That.
„Wir haben heute Nacht den Göttern unser
„Vermischtes Blut geopfert, und mir däucht
„Sie bieten uns dafür ein Opfer jetzt,
„Das sie uns gnädig macht und Glück verheißt.
„Ich geh' hinab und tödte ihn.“ —

Er sprach's, und schlich wie eine Schlange hin
Zum Ort, wo Caradoc im Schlafe lag,
In sanftem Schlafe und in süßen Träumen
Vom Britenland und vom blauäugigen
Geliebten Mädchen. Thalala, der Tiger,
Stand über ihm, erkannte sein Schlachtopfer,
Und das Bewußtsein voller Rachemacht
Erfüllte mit boshafter Lust sein Herz.

„Einst (sprach er) bist Du meinem Arm entwischt;
„Wer aber, wer kann jetzt Dich retten?“ —
Er hob den Speer; in diesem Augenblick
Flog an des Briten ungeseh'ner Harfe
Ein Morgenlüftchen säuselnd hin, und rührte
Die Saiten zu so süßer Harmonie,

Daß überirdisch schien der holde Klang.
Der Wilde unterläßt bestürzt den Wurf,
Blickt rings umher, sieht keine Menschenhand
In seiner Näh'. Horch! himmlische Musik
Ertönt von Neuem, schwillt, und stirbt dahin.
Da fühlt sein Herz zum ersten Male Furcht.
Er glaubt, ein Schutzgeist weile bei dem Fremden,
Und zieht sich scheu zurück, und flüstert leise
Dem Mordgefährten zu: „Ihn schützt ein Gott! —
„Vernahmst Du nicht den Schall, der in mich drang,
„Und machtlos über seinem Haupt
„Den Arm mir lähmte?" —
Sein Gefährte sprach:
„War's nicht die Stimme Deiner eig'nen Götter,
„Um Dich zu stärken, und ihr Wohlgefallen
„An dieser That zu zeigen?" — Thalala
Erwiedert: „Uns're Götter sprechen nur
„In Sturm und Dunkel; ihre Stimme ist
„Der Donner, durch den Himmel brüllend, oder
„Hinrollend unter uns, daß sich die Erde
„Erzitternd schaukelt, und der Menschen Söhne
„Vernichtung trifft. Dies war nicht Himmelsklang,
„Nicht Götterruf, uns zu ermuthigen;
„Entmannend drang er mir durch jedes Glied,
„Und spannte mir des Geistes Sehnen ab.
„Nicht kann ich, Blutvergießer, meine Hand
„Aufheben gegen diesen Mann! Fühlst Du
„Mehr Kraft in Deinem Herzen, thu' es selbst!" —

Indeß erhob sich Caradoc vom Boden,
Der Rettung unbewußt. Das Tagsgeräusch
Begann, und schwoll zu immer lauterem
Getümmel, wie der Mensch sein Tagwerk anfing.

Das epische Gedicht: „Roderich, der Letzte der Gothen," ist ein höchst trauriges Nachtstück, in welchem alle Leidenschaften, selbst die Liebe, in düsterer Gestalt oder in wilder Glut erscheinen. Man findet in dem Ganzen nicht Eine liebliche Partie, nicht Einen freundlichen Lichtpunkt. König Roderich selbst schreitet, unerkannt wie ein Geist der Nacht durch das Labyrinth gräßlicher Ereignisse dahin. Dabei aber zeigen sich Religiosität und Vaterlandsliebe in ihrer höchsten Exaltation. Die englischen Kunstrichter nahmen es dem Dichter übel, daß in diesem Epos ein so gewaltiger Geist des Katholicismus walte, ein lächerlicher Vorwurf, wenn man bedenkt, daß schon der Stoff des Gedichtes dieses unerläßlich machte, indem es die Spanier, als eifrige Katholiken, den Mauren gegenüber stellte. Die Grund-Idee dieser historich-romantischen Dichtung ist erhaben, die Charaktere sind mit den lebendigsten, oft glühendsten Farben geschildert. Der Charakter des unerkannten, gefallenen Königs Roderich ist grandios. Seine Büßung in der Wüste, seine mysteriöse Wiederkehr zu seinen Unterthanen, die Prüfungen während seiner Sendung zur Rettung des von den Mauren beherrschten Vaterlandes, das Opfer, welches seine Ergebung ihm kostet, der mächtige Einfluß seiner Gegenwart, wo immer sie erscheint, und die letzte Großthat seiner Tapferkeit und Begeisterung, alles dies vereinigt sich, ihm eine mehr als menschliche Erhabenheit zu leihen. Die Charaktere des Grafen Julian und seiner Tochter Florinda sind meisterhaft gezeichnet, ihre Zusammenkünfte mit dem Könige von ergreifender Wirkung. Adosinda, die Judith

des Gedichtes, Rusilla, Roderich's Mutter, deren fromme Thränen dem Sohne die himmlische Krone erwerben, der hochherzige Pelayo, der edle Graf Pedro und sein Sohn Alphonso, endlich der gute Greis Severian, Roderich's Pflegevater, mit homerischer Einfachheit geschildert, sind herrliche Gestalten voll Wahrheit und Leben.

Die Vorgeschichte, auf welcher der Stoff der gegenwärtigen Dichtung beruht, zeigt eine lange Reihe schaudererregender Scenen. Die Feindseligkeit der königlichen Familien des Chindasvintho und Wamba, vom Stamme der Westgothen, war eine der Hauptursachen, welche den Sturz Spaniens, und den Einfall der Mauren herbeiführte. Theodofred und Favilla waren die jüngeren Söhne des Chindasvintho. König Witiza, aus Wamba's Familie, blendete den Theodofred, tödtete den Favilla auf Antrieb seines Weibes, und lebte mit der Ehebrecherin. Pelayo, der Sohn des Favilla, nachher Gründer der spanischen Monarchie, wurde verbannt. Roderich, der Sohn des Theodofred, erhielt den Thron, blendete, um seinen Vater zu rächen, den Witiza, schonte aber dessen Bruder und zwei Söhne. Endlich verführte Roderich Florinden, die Tochter des Grafen Julian, welcher nun, wuthentflammt, ein Feind seines Vaterlandes und seinem Glauben abtrünnig wird. Hiermit beginnt die Handlung des Gedichtes. Julian, der Verräther, hat die Mauren nach Spanien gerufen. Zahlreiche Scharen sind angekommen. Vergebens kämpft König Roderich in der Schlacht mit dem Löwenmuthe der Verzweiflung. Die Mauren siegen. Roderich flieht in einer schrecklichen Nacht. Im

verödeten Kloster einer einsamen Gegend trifft er den frommen Mönch Romano, und verweilt nach dessen Tode daselbst ein ganzes Jahr in reuigen Bußübungen. Ein Traumgesicht, worin er seine Mutter Rusilla erblickt, bewegt ihn, sich wieder zu bewaffnen und fortzuziehen. Er wandert nun auf eine schauerlich-grandiose Art, sich nie zu erkennen gebend, durch Gegenden und Städte, sieht überall die Spuren der Zerstörung und die siegreichen Mauren als Herren des Landes. In einer der zerstörten Städte trifft er mit Adosinda zusammen. Beide schwören, ihr Vaterland zu befreien. Roderich geht nach dem Kloster St. Felix, welches einsam im Gebirge liegt, und meldet dem Abte jenen Schwur. Von diesem erfährt er, daß nur auf den Pelayo noch die Hoffnung der Rettung Spaniens zu gründen sei, und daß viele der vornehmen Spanier in religiöser und bürgerlicher Gesinnung abtrünnig geworden, und den Mauren zugefallen seien. Der greise Abt segnet den unerkannten König, mit dem Auftrage, die Abtrünnigen wieder für die Sache ihres Vaterlandes zu gewinnen, und sich deshalb mit Pelayo zu besprechen, welchen der maurische König, weil er ihn fürchtet, an seinem Hofe zurückhält. Roderich trifft den Pelayo im Grabgewölbe einer Kirche, am Sarge seines Vaters Theodofred, im härenen Bußkleide, das Haupt mit Asche bestreut, barfüßig, für die Seele seiner verstorbenen Mutter betend. Pelayo entschließt sich zur Vertreibung der Mauren, und zur Annahme der spanischen Krone. Alphonso (nachmals König von Spanien, ein Sohn des Grafen Don Pedro) schließt sich dem Unternehmen an, wie auch Florinda,

die Tochter des Grafen Julian, welche, Hülfe suchend, zum Pelayo kam.

Die Vereinigten erreichen das Schloß des Grafen Don Pedro in dem Augenblicke, da er eine Schaar von Bewaffneten um sich versammelt hat, um sie gegen die Mauren zu führen. Alphonso erkennt seinen Vater, und gibt sich ihm zu erkennen. Er wird zum Ritter geschlagen, und Pelayo verspricht ihm seine Tochter zur Gattin. Eine Schaar Mauren erscheint plötzlich, greift die versammelten Asturier an, und wird in die Flucht getrieben. Alphonso zeigt bei dieser ersten Waffenthat echten Heldenmuth. Die Asturier ziehen dem Feinde entgegen. Während sie bei einem verödeten Schlosse des Grafen Pedro ankommen, trifft daselbst nächtlicher Weile eine Schaar asturischer Krieger ein, an ihrer Spitze Adosinda; auch Rusilla, Roderich's Mutter, und Florinda, die Tochter des Grafen Julian, kommen mit ihr. Adosinda, die Heldin, hat mit ihrer Schaar einen Sieg über die Mauren errungen. Rusilla und Florinda halten den König Roderich in seinem Bußgewande für einen Mönch; Beide bitten ihn zu beten, die Mutter für ihren todt geglaubten Sohn, als für ihn selbst; Florinda für ihren abtrünnigen Vater. Dennoch vermag es Roderich nicht über sich, sich ihnen zu erkennen zu geben.

Indessen findet Pelayo seine Gattin, seinen Sohn Favilla und seine Tochter Hermesinda in einer Höhle, wohin sie sich vor den Mauren geflüchtet haben; er wird durch

Roderich's Zuthun zum König ausgerufen. Nun folgt die herrliche Erkennungs-Scene zwischen Roderich, und seiner ihn segnenden Mutter; hierauf die grandiose Scene, da Florinda mit dem unerkannten Roderich zu ihrem Vater, dem abtrünnigen Grafen Julian, in das Lager der Mauren geht, um ihn zu bewegen, daß er vom Heidenthume ablasse, und in den Schooß der christlichen Religion zurückkehre. Es gelingt, und er kämpft gegen die Mauren. Verwundet wird er in eine Kirche gebracht, wo Roderich dem Sterbenden das letzte Abendmahl reicht. Nun folgt die entscheidende blutige Schlacht. Pelayo, Graf Pedro, und sein Sohn Alphonso kämpfen heldenmäßig, aber sie alle übertrifft Roderich. Das Gedicht schließt mit der gänzlichen Niederlage der Mauren; Roderich aber, der nun von allen erkannte Fürst und Sieger, ist verschwunden. Zum Schlusse will ich dem Leser einige Glanzstellen vorlegen.

Da der unglückliche Roderich im übelsten Zustande des Leibes und der Seele, in seinem Aeußern ganz verwildert, Spanien durchzieht, reicht ihm ein gutmüthiger Maure von diesem Anblicke gerührt, ein Almosen.

Der Menschen ungewohnter Anblick macht
Den edlen König Roderich verwirrt:
Er schreitet mit entstellten Mienen
Gleich Einem, fortgejagt von wildem Wahn,
Die Stadt hindurch. Wer ihm begegnet, wendet
Dem Wanderer sich nach, und staunt ihn an.
Nur Einer weilet, drückt ihm in die Hand
Almosen, und verlangt dann in gebroch'ner
Gothischer Sprache seinen Segenspruch.

Rodrich empfängt die milde Gabe
Mit einem Blick, als wär' der Geist abwesend;
Doch, wie sein Auge auf die Münze fällt,
Erblicket der gefall'ne Fürst
Sein eig'nes königliches Bild darauf.
Krampfhaft entfährt der Brust ein lauter Schrei,
Der erst dem Lachen glich, doch bald
In dumpfes Stöhnen sich verlor.
Der Muselmann erschrack bei solchem Ruf,
Pries Allah's Namen, und entfloh.
Ein Christenweib saß spinnend an der Thür,
Erblickt' ihn, legte, vom Mitleid ergriffen,
Die Spindel weg, und eilte in das Haus,
Nahm Brot, und lief ihm rufend nach,
Gab in die schlaffen Hände ihm das Brot,
Und sprach: „Erbarm' sich Deiner Jesu Christ!“ —

Er hört ihr zu, mit einem Blicke, gleich
Dem Blick' der Blödheit, stand, und starrte vor sich;
In Thränen dann ausbrechend, weint' er wie
Ein Kind, erleichternd sich dadurch das Herz,
Zum Bersten voll anschwellender Gedanken.

Erschütternd ist die Scene, da Roderich mit Adosinda unter den Ruinen Auria zusammentrifft, wo die Heldin die Leichen ihrer von den Mauren ermordeten Aeltern, des Gatten und eines Kindes bewacht und begräbt:

Im Staube liegen die gestürzten Mauern:
In gräßlichem Ruine, schwankend steh'n
Die Thürme und die Tempel ringsumher,
So schwarz und nackt, wie sie die Flamme ließ.
In allen Straßen, mit den frischen Trümmern

Des Krieg's besä't, lag Helm und Turban, Schwert und Säbel,
Und Christ und Maure, in vermischtem Tod,
Ein jeder auf der Stelle, wo er fiel.
Blutklumpen krachten wie der trock'ne Schlamm
Zurückgetretner Flut; dazwischen lagen
Die halb verbrannten Leichen, aus der Ferne
Anlockend zur verruchten Speis' den Wolf,
Den Raben und den herrenlosen Hund.

Da fühlte Rod'rich sich von Fieberschauer
Und Seelenschmerz ergriffen; Todesschweiß
Trat auf die Stirn; bald aber schwanden sie,
Und es erhoben sich an ihrer Stelle
Bewunderung und Freud' und feste Hoffnung,
Im innigsten Verein mit Zorn und Haß
Und heil'ger Racheglut, und er rief aus:
„Du edles Volk! ihr tapfern Krieger all!
Ihr fielt als echte Gothen, treu
Bis zu dem letzten Augenblick,
Geschlagen, doch im Tode unbesiegt.
Gesegnet seien eure Heldennamen,
Und ewig lebe euer Ruhm
Und euer heiliges Andenken!" —
Indem er also sprach mit lauter Stimme,
Schritt, von dem Schall gelockt, ein Weib
Aus den Ruinen zu ihm hin.
„Gewähre (sagte sie), bei Christi Lieb',
Dein Mitleid mir und deine Hülfe!"—

Des Weibes Stimme, ihre Wort' und Blicke,
Ergriffen Rod'richs Herz mit noch mehr Schrecken,
Als alle die Zerstörung rings umher,

Denn, sprach auch die Verzweifelnde
Mit dumpfem, hohlem Ton aus tiefer Brust,
So strömte doch nie eine süß're Stimme,
Begeistert ihre Hymnen himmelwärts.
An ihren Händen klebte Blut,
Mit Blut befleckt war ihr Gewand,
Von Blut und Staub entstellt ihr Angesicht,
Und dennoch gaben Schönheit, Majestät,
Anmuth und Jugend der Gestalt
Und jeder Miene holden Reiz;
Nun aber hatte in den starren Zügen
Die herbste Qual sich festgesetzt,
Entsetzlicher noch als der Tod. —
Sie leitete ihn durch die Straßen hin
Zu einer Stelle, wo vier nied're Mauern,
Roh aufgeführt aus der Ruinenmasse,
Einschlossen einen engen Raum.
Vier Leichen lagen auf der Erde hier,
Sorgfältig hingelegt, doch ganz entstellt
Durch Wunden und gestocktes Blut. Zuerst
Lag ein ehrwürd'ger Greis, zur Seite ihm
Ein holdes Weib von mittlerm Alter,
Dem, hätte hier nicht Mörderhand gewürgt,—
Natur und Zeit noch manches Lebensjahr
Zudachten. Jenen nahe lag ein Krieger,
Auf seiner Brust ein Kind, das mit
Gekreuzten Armen er umschlossen hielt.
„Hier (sprach sie, fest in Mienen, Blick und Ton)
Hier liegen Gatte, Kind und Aeltern,
Mein Alles! Diese schwachen Hände
Vermochten's nicht, die Erde aufzugraben,
Ein and'res Grabmal ihnen zu bereiten.

Es sei! Ist die zerstörte Stadt doch selbst
Ein weites Grabmal der Bewohner nun.
Wo fänden sie denn wohl ein besseres,
Ein würdigeres Monument?
Bedeck', o Erde, nicht ihr Blut!
Und ihr, o sel'ge Geister dieser Helden,
Und der gemordeten Unschuldigen,
Laßt nimmer enden euer Wehgeschrei
Am Throne Gottes, bis der Ewige
Für all' die beispiellosen Frevel
Der Rache volles Maß gewährt!" —

Ehe wir von dem Dichter Robert Southey Abschied nehmen, müssen wir noch bei seinen kleineren Dichtungen verweilen. In den Eklogen der Botanybay, wohin England seine Verbrecher deportiren läßt, eröffnet Southey eine neue Art und Scene der idyllischen Dichtung, welche von der bisher gekannten, die uns nur Bilder der Unschuld und der ländlichen Einfalt vor die Augen stellt, ganz abweicht, und uns das Gegentheil, den Auswurf der Menschheit, vom Vaterlande ausgestoßene Verbrecher zeigt. Diese Eklogen erhalten aber ein höheres Interesse dadurch, daß die Unglücklichen, die wir hier erblicken, jetzt ihre Verbrechen abgebüßt haben, von ihren Lastern gereinigt sind durch Leiden und Reue, und sich als moralisch geläuterte Wesen mit ruhiger Ergebung in das traurige Schicksal ihrer Vereinsamung und Abgeschiedenheit fügen.

Neben diese Eklogen stellt der Dichter einige heimatliche Idyllen auf Englands vaterländischem Boden, die sich

in ihrer einfachen und treuen Darstellung ländlicher Sitten unserer Zeit den Voßischen nähern, und, was bei dieser Dichtungsart nicht häufig der Fall ist, innige Theilnahme erregen.

Die Sonette athmen Wärme und Zartheit der Empfindung.

Ich hebe von den vielen nur Eines aus, das Sonett an das Feuer:

My friendly fire, thou blazest clear and bright,
  Nor smoke nor ashes soil thy grateful flame:
Thy temperate splendour cheers the gloom of night.
  Thy genial heat enlivens the chill'd frame.
I love to muse me o'er the evening hearth,
  I love to pause in meditation's sway;
And whilst each object gives reflection birth,
  Mark thy brisk rise, and see thy slow decay:
And I would wish, like thee, to shine serene,
  Like thee, within mine influence, all to cheer;
And wish at last, in life's declining scene.
  As I had beam'd as bright to fade as clear:
So might my children ponder o'er my shrine
  And o'er my aches muse, as I will muse o'er thine *).

---

*) Mein freundliches Feuer! Du leuchtest hell und klar, und weder Rauch noch Asche trübt deine dankbare Flamme; dein milder Glanz erfreut das Dunkel der Nacht, und deine holde Wärme belebt die erstarrte Gestalt. Gerne weile ich sinnend über dem Abendherd, überlasse mich gerne im ruhigen Schweigen der Nacht der Betrachtung und während jeder Gegenstand Nachdenken erzeugt, bemerke ich dein rasches Auflodern und dein allmäliges Erlöschen. Wie sehnlich wünsche ich, heiter zu glänzen wie du, und Alles, worauf ich einwirke, zu erfreuen wie du!

Wir finden auch viele schöne Balladen tragischen Inhalts, bald im reichen Schmucke und blühendem Kolorite, bald sehr einfach und rührend; auch poetische Erzählungen, unter diesen mehrere komische und humoristische.

An Oden voll Kraft und Feuer, an Liedern voll Innigkeit ist ein Reichthum vorhanden; z. B. die Ode an den Schrecken, die Gedichte an eine Spinne, an eine Biene, an den Regenbogen, der Morgennebel, die Klage des Armen u. a.

Wie gewaltig beginnt z. B. die Ode an den Schrecken:

Dark Horror! hear my call!
Stern Genius, hear from thy retreat
On some old sepulchre's moss-canker'd seat
Beneath the Abbey's ivied wall
That trembles o'er its shade;
Where wrapt in midnight gloom alone,
Thou lovest to lie and hear
The roar ef waters near,
And listen to the deep dull groan
Of some perturbed sprite
Borne fitful on the heavy gales of night! *)

Und zuletzt, wenn des Lebens Scene schwindet, wie sehnlich wünschte ich dann, so hell gestrahlt zu haben, wie du; so klar zu vergehen wie du! O möchten meine Kinder so an meinem Sarge weilen, und sinnen über meiner Asche, wie ich über der deinigen.

*) Düstrer Schrecken! höre meinen Ruf!
Finst'rer Genius! höre mich
In deinem öden Aufenthalt,
Auf eines alten Grabes mooszernagtem Sitz,
Dort an des Klosters Epheumauer,
Die über ihren Schatten zittert,
Wo, in die Dunkelheit der Mitternacht

Wie lieblich spielt dagegen das Gedicht an den Regenbogen:

Loveliest of the meteor-train,
Girdle of the summer-rain
Finger of the dews of air,
Glowing vision fleet as fair,
While the evening shower retires
Kindle thy unhurting fires,
And among the meadows near
Thy refulgent pillar rear:
Or amid the dark-blue cloud
High thine orbed glories shroud,
Or the moisten'd hills between
Bent in mighty arch be seen.
Through whose sparkling portals wide
Fiends of storm and darkness ride.

Like Cheerfulness, thou art wont to gaze
Always on the brightest blaze;
Canst from setting sun deduce
Varied gleams and sprightly hues;
And on louring gloom imprint
Smiling streaks of gayest tint. *)

Gehüllt, du gerne einsam weilst
Und liegend horchst dem Tosen naher Wässer,
Dem leisen, dumpfen Aechzen eines
Aus seiner Ruhe aufgestörten
Gespenstes, plötzlich hingetragen
Vom schaurigen Nachtlüftchen!

*) Lieblichstes Luftgebild,
Gürtel des Sommerregens,

Nicht so fruchtbar, wie Southey, doch in seiner Art nicht minder ausgezeichnet, ist Samuel Rogers, geboren zu London im Jahre **1762**; der Sohn eines reichen Banquiers daselbst, übernahm er das Geschäft des Vaters, der keine Kosten für die Erziehung und geistige Ausbildung des, einer solchen Sorgfalt höchst würdigen Jünglings gespart hatte. Eine gewählte Gesellschaft gleich edler Freunde vollendete die schöne Entwicklung des jungen Genius, der schon im Jahre **1786** ein Bändchen lyrischer Gedichte, die ersten Früchte eines reifen Geistes, herausgab, unter welchen sich vorzüglich das Gedicht „der Aberglaube" auszeichnet, worin

---

Finger voll Himmelsthau,
Glühende, flüchtige, schöne Erscheinung!
Entzünde, wenn der Abendregen endet
Dein Feuer, das unverletzend brennt
Und erhebe über dem Gefild
Deines Pfeilers Lichtgestalt,
Oder hülle deines Schimmers
Hochgewölbte Glorie
In die dunkelblaue Wolke,
Oder neige deinen mächt'gen
Bogen auf benetzte Hügel,
Durch dessen funkelndes Portal
Des Sturmes und der Dunkelheit,
Feindliche Geister sich bewegen.

Dem Frohsinn gleich, bist du gewohnt,
Dir stets den hellsten Punkt zu wählen;
Kannst von der untergeh'nden Sonne
Einsaugen Glanz und bunte Farben,
Und brütendes Nachtdunkel lächelnd
Mit heitern Streifen hold bemalen,

dieser in sehr charakteristischen, nach der Zeitfolge völkerweise geordneten Gemälden dargestellt wird.

Der Dichter läßt uns in einzelnen Bildern die schrecklichen Wirkungen des Aberglaubens bei den Wilden am Nordpol, in den Sandwüsten Indiens, an Schottlands alter Küste, in Egypten, dem Lande der sogenannten Weisheit, auf den Gebirgshöhen der persischen Magier, in Delphi's düsterm Orakelhain, und im Nachtrevier gallischer Druidenfeier schauen, führt uns dann in Jerusalems Heiligthum, zeigt uns die aufgehende Sonne des Christenthums, den wohlthätigen Einfluß der christlichen Religion, und schließt das Gedicht mit entzückender Erhabenheit voll von himmlischem Troste.

Im Jahre **1792** erschien ein größeres Gedicht in zwei Abtheilungen: „Die Freuden der Erinnerung" (**the Pleasures of Memory**) welches Aufsehen erregte, und allgemeinen Beifall fand. Der glückliche Stoff erweckte schon an und für sich die schönsten Anklänge in jeder Menschenbrust, und sprach um so mehr an, als das sorgfältig ausgearbeitete und mühsam gefeilte Gedicht das Reinmenschliche im Leben so schön heraushebt, und jene Umstände, Verhältnisse und Scenen in sehr gelungener Weise schildert, die, wenn sie auch oft unbedeutend sind oder scheinen, doch von jedem bessern Menschen im Heiligthume der Erinnerung aufbewahrt wurden, so daß sie im Greise noch belebende Strahlen einer längst verschwundenen Frühlingssonne werden. Wollte man etwas daran tadeln, so könnte es nur ein hie und da merkbarer Mangel an Kraft sein, welcher jedoch

wohl nur daher rührt, daß der Dichter, übermäßig besorgt für die Reinheit der Sprache und die Schönheit des Versbaues, zu ängstlich daran feilte, und, nicht zufrieden mit seinen eigenen unaufhörlichen Verbesserungen, überdies auch seine Freunde häufig zu Rathe zog, um Änderungen vorzunehmen. Man versichert, noch kein Dichter habe auf ein Gedicht von gleichem Umfange so viel Mühe und Zeit verwendet. Für die kleineren Mängel des Gedichtes werden wir aber durch entzückende Schönheiten so reich entschädigt, daß wir in Rogers, den Dichter bewundernd, den Menschen lieben, der uns, voll Erfahrung und voll Lebenswärme zugleich, die holden Schattengestalten einer lieben Vergangenheit und die ewigtheuern Jugenderinnerungen, selbst an leblose Gegenstände, aus der Vorzeit unsers Lebens bis in die kleinsten Züge mit den feinsten Pinselstrichen ausmalt, und sie in den treuesten Bildern vor der Seele vorüberziehen läßt. Was er spricht, muß in jedem unverdorbenen Herzen wiederklingen, dessen geheimste Falten ihm nicht verborgen sind.

Im Jahre 1798 gab Rogers ein zweites Bändchen Gedichte heraus, denen im Jahre 1812 ein erzählendes Gedicht in zwölf Gesängen: „Die Reise des Columbus," folgte. Zwei Jahre darauf erschien, in einem Bändchen mit Byron's „Lara" vereinigt, Rogers „Jaqueline," eine gefällige, liebliche Erzählung, die aber, gegen das ergreifende Produkt des kraftvollen feurigen Byron einen sonderbaren Kontrast bildend, verdunkelt wurde.

Den nächsten Platz nach den „Freuden der Erinnerung" nimmt das Gedicht: „Das menschliche Leben" ein, zwar von

geringem Umfange, aber ein vollendetes Werk in seiner Art, welches uns den Spiegel unserer eigenen Gedanken, Gefühle und Erfahrungen vor die Seele stellt, indem es, den ganzen Mikrokosmus unsers Innern entwickelnd, und die heilige Oriflamme unsers edelsten Wesens vortragend, den Menschen auf seiner Reise durch das Leben, von der Wiege bis zum Sarge schildert, welche, mit dem vom Kirchthurme eines Dorfes herabschallenden Glockengeläute und der Tauffeier beginnend, Kindheit, Jugend, Mannesalter, Liebe, Heirat, häusliche Leiden und Freuden, Krieg und Frieden, Thatkraft und ruhige Abgeschiedenheit mit festen Umrissen darstellt.

Einer Reise durch Italien verdankte der, im Jahre **1820** gedruckte Cyclus von Gedichten, „Italien" betitelt, das Dasein. Rogers kann mit Recht der Dichter der Natur und der Wahrheit genannt werden; er ist auch unter den neueren britischen Dichtern einer der beliebtesten und gelesensten. Seine vorzüglichsten Werke gehören der didaktischen Gattung an. Die meisten Lehrgedichte älterer und neuerer Zeit sind ohne Zweifel vorzüglich aus dem Grunde verunglückt, und ungünstig oder kalt aufgenommen worden, weil sie nur allgemeine Wahrheiten und Vorschriften in zierliche Verse eingekleidet, kein subjektives Interesse erregt, nur zum Verstande gesprochen, und die Empfindung vernachlässigt haben. Will der didaktische Dichter ergreifen, so muß er vom Allgemeinen in das Individuelle eingehen, subjektiv und lyrisch sein, und es wird ihm gewiß gelingen, die Gemüthskräfte des Lesers in Bewegung zu setzen, das

Herz zu erwärmen, und hinzureißen wie Rogers und Lamartine.

Zierlichkeit und Anmuth zeichnen Rogers poetische Werke eben so vortheilhaft aus, wie seinen Charakter, in dem die Reizbarkeit seines Temperamentes durch die liebenswürdigste Gutmüthigkeit gemildert wird. Insbesondere soll ihm eine gewiße dignitas cum otio eigen sein, welche seine Energie etwas niederdrückt, und seinen Geist in einem gewissen Grade von Unthätigkeit hält, ein Geist, welcher, wenn er dem Glücke weniger zu verdanken hätte, und auf die eigenen Hülfsquellen angewiesen wäre, Größeres geleistet haben würde.

Mit Lord Byron und dem dramatischen Dichter Sheridan lebte Rogers in inniger Verbindung. Den Letztern, verlassen und in der dürftigsten Lage, unterstützte der sehr wohlhabende Rogers eben so reichlich als edelmüthig.

Thomas Campbell wurde im Jahre 1777 zu Glasgow in Schottland geboren, als der Vater sich schon dem siebenzigsten Lebensjahre näherte. Schon als neunjähriger Knabe fing er seine ersten poetischen Versuche an; mehrere dieser Erstlinge werden von seinen Freunden in Schottland noch aufbewahrt. In seinem zwölften Lebensjahre besuchte er die Universität seiner Vaterstadt, wo er im Studium der griechischen und lateinischen Sprache alle Mitschüler übertraf, mehrere Preise erhielt, und sich vorzüglich durch poetische Paraphrasen der griechischen Dichter, insbesondere des Aeschy-

lus, Sophokles und Aristophanes auszeichnete. Von Glasgow begab er sich nach Argyleshire, wo er eine Hofmeisterstelle in einer angesehenen Familie erhielt. Die romantische Gebirgsgegend seines neuen Aufenthaltsortes entflammte seinen poetischen Genius noch mehr, indem er hier, am Ufer brausender Waldströme einsam dahinwandelnd, und über rauhe Felsen kletternd, entweder selbst dichtete, oder die Gesänge anderer Dichter laut deklamirte.

Von Argyleshire zog er nach Edinburgh, wo sein schönes Talent bald die vollste Anerkennung fand, und ihm die Bekanntschaft berühmter Männer erwarb. Damals schrieb er als Jüngling von zwanzig Jahren sein poetisches Meisterstück: „Die Freuden der Hoffnung" (the Pleasures of Hope), ein Werk, welches den Verlegern im Verlaufe von zwanzig Jahren jährlich zwei bis dreihundert Pfund, dem Verfasser aber anfangs nur ein Honorar von zehn Pfunden eintrug, bei den wiederholten Auflagen aber erhöht wurde.

Nach drei Jahren unternahm Campbell eine Reise nach dem Continent, und verweilte auch einige Zeit in Deutschland, wo er mit Klopstock persönlich bekannt, und ein Freund der Brüder Friedrich und August Wilhem Schlegel wurde. Nach dreizehn Monaten kehrte er nach England zurück, dessen Hauptstadt London er nun zum ersten Male besuchte. Im Jahre 1803 verheiratete er sich mit Maria Sinclair, einem schottischen Fräulein von besonderer Schönheit, die ihm der Tod im Jahre 1828 entriß.

Er wurde Professor der Poesie im königlichen In-

stitute. Seine Vorlesungen erschienen im Druck; auch gab er eine Auswahl britischer Dichter mit kritischen Noten in sieben Bänden heraus. Bald nachher unternahm er eine zweite Reise nach Deutschland, wo er auch Wien besuchte, sich insbesondere zu Bonn bei seinem Freunde A. W. Schlegel aufhielt, und einen seiner Söhne unter der Aufsicht eines Hofmeisters an der dortigen Universität zurückließ. Campbell konnte sich aber des Vaterglücks nicht lange erfreuen, denn jener Sohn wurde in der Folge wahnsinnig, und ein zweiter starb als zwanzigjähriger Jüngling.

Bei seiner Rückkehr in England erwarb sich Campbell ein großes Verdienst dadurch, daß er die Idee zur Errichtung einer Universität in London anregte, welche auch binnen drei Jahren realisirt wurde. Campbell erhielt dafür von der Regierung eine Pension, und genoß die Ehre, dreimal zum Lord Rector der Universität zu Glasgow ernannt zu werden.

Campbell ist von mittlerer Statur, wohlgebaut und schlank. Seine Gesichtszüge zeigen Empfindlichkeit und stolzes Selbstgefühl. Große, dunkelblaue Augen und eine schöne Adlernase gesellen sich zu einem Ausdrucke von Melancholie. Zu den geringeren, insbesondere zu den minder wichtigen philologischen Studien, benützt er den Tag, den literarischen Arbeiten mit höherem Aufschwunge widmet er meistens die Stille der Nacht. Im Ganzen genommen, versichert man, sei er doch etwas träge und dem dolce far niente geneigt, daher es ihm denn schwer fällt, einer literarischen Arbeit seine volle Aufmerksamkeit zu widmen, und jetzt,

da das Jugendfeuer abgekühlt ist, scheint ihm das Produciren mehr eine lästige Aufgabe als ein Vergnügen zu sein. Er schreibt auch deshalb wenig, weil er sehr viel Mühe auf das Ausfeilen verwendet. Ein Nachbar Campbell's in dem Dorfe Sydenham, wo dieser längere Zeit wohnte, erzählte, der Dichter habe oft viel beschriebenes Papier zerrissen, und die unzähligen kleinen Stückchen dann aus dem Fenster seiner Studirstube geworfen. Wenn der Wind diese Zettelchen dann auf die Kohlhäupter und Stachelbeersträuche des benachbarten Gartens trug, so habe es dann ausgesehen, als hätte ein Theatersturm mitten im heißen Sommer Alles mit Schneeflocken bedeckt.

Im Kreise seiner Freunde, sagt man, sei Campbell der geselligen Freude sehr hold; auch besitze er eine eigene Gabe, die Gesellschaft durch einen Schatz humoristischer Anekdoten zu würzen. Er ist zwar von reizbarem, heftigem Temperamente und augenblicklichen Eindrücken sehr unterworfen, dabei aber doch einer der gutmüthigsten Menschen.

Unter seinen Dichtungen behaupten „die Freuden der Hoffnung" den ersten Platz. Dieses Gedicht beginnt mit einer Vergleichung der Schönheit entfernter Gegenstände einer Landschaft und jener idealen Scenen, in deren Anblick die Einbildungskraft sich gerne versenkt; von da geht es zu dem alten Mythos über, daß, als alle Schutzgötter des Menschengeschlechtes die Erde verließen, die Hoffnung allein zurückblieb. Der Dichter zeigt hierauf, welche Tröstungen die Hoffnung in allen Lagen der Gefahr und des Unglücks gewähre, indem sie selbst den auf dem Gipfel des Mastbau-

mes schwebenden Matrosen, und den in die Schlacht ziehenden Soldaten nicht verläßt. Dann folgen die schönen Schilderungen, wie die begeisternde Hoffnung die Bestrebungen des Genius im Reiche der Kunst und Wissenschaft bewirkt, und wie innig das häusliche Glück mit den Aussichten auf die künftige Glückseligkeit verbunden sei. Endlich sehen wir das ergreifende Gemälde einer hoffnungsreichen Mutter, die ihr schlafendes Kind bewacht, eines Gefangenen und eines Wanderers, die ihre Hoffnung auf ein, im Schooße der Zukunft ihnen entgegen schimmerndes Ziel setzen. Nun entwickelt der Dichter seine schönen Hoffnungen zu manchen Verbesserungen in der Ausbildung und Veredlung ganzer Völker und Staaten. Der erste Theil schließt mit der Prophezeiung der Hindus, daß die Gottheit einst vom Himmel herabsteigen werde, um das Elend der Unglücklichen zu mildern, und die Bösen zu bestrafen.

Der zweite Theil beginnt mit einer Schilderung der Macht der Liebe, ohne welche das Paradies selbst unvollkommen gewesen wäre, und der schönen Träume, in welchen uns die Hoffnung goldene Bilder der Zukunft malt, durch ihr inniges Verschmelzen mit der Phantasie, welche dann über die Grenzen dieser Welt emporfliegt, und die Stärke des Glaubens auf ein künftiges Leben gründet. Eine schöne Episode endet das Ganze, welches mit den folgenden Versen voll Kraft und Erhabenheit schließt:

Eternal Hope! when yonder spheres sublime
Peal'd their first notes to sound the march of Time,

Thy joyous youth began-but not to fade.—
When all the sister planets have decay'd,
When wrapt in fire the realms of ether glow,
And Heaven's last thunder shakes the world below;
Thou, undismay'd, shalt o'er the ruins smile,
And light thy torch at Nature's funeral pile *).

Ein französischer Kunstrichter gibt dem Gedichte **The Pleasures of Memory** vor den **Pleasures of Hope** deshalb den Vorzug, weil jenes Gedicht ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, indem die Freuden der Erinnerung sich allerdings in die Grenzen eines Gedichtes einschließen lassen; wer vermag es aber, die Freuden der Hoffnung auf einen gleichen poetischen Spielraum zu beschränken, der Hoffnung, die nicht nur alles Irdische umfaßt, sondern die Grenzen desselben weit überfliegt, und sich neue Welten, neue Gottheiten, neue Paradiese erschafft?

Einige Zeit nach dieser Didaskalie erschien das erzählende Gedicht: „Gertrud von Wyoming." Wyoming war ein wohlhabendes Dorf in einer romantisch schönen Gegend an den Ufern der Susquehanna, welches während der Unruhen in Pennsylvanien im Jahre 1778 von der antirepubli-

---

*) Ewige Hoffnung! als jene erhabenen Sphären ihre ersten Töne erklingen ließen, um den Gang der Zeit zu bestimmen, da begann deine frühe Jugend, um nie mehr zu verblühen. Wenn alle Schwesterplaneten in der Zerstörung dahin geschwunden sind, wenn, in Feuer gehüllt, die Reiche des Aethers glühen, und des Himmels letzter Donner die Unterwelt erschüttert, dann wirst du furchtlos über den Ruinen lächeln, und am Leichenfeuer der Natur deine Fackel anzünden.

kanischen Partei geplündert und in Brand gesetzt wurde. Die Liebe Waldgrave's und Gertrudens macht den Hauptinhalt dieses idyllischen Epos, in dem sich Schönheit der Diction und Harmonie des Versbaues mit Kraft und Glanz der Phantasie und der Darstellung vereinigen. Es zeigt uns die ergreifendsten Kontraste zwischen den erhabenen Naturscenen Amerika's und der patriarchalischen Lebensweise der indischen Kolonisten, die, beinahe kindlich-unschuldig und im höchsten Grade gastfreundschaftlich, in einem irdischen Paradiese glücklich lebten. Schade, daß der Dichter die Handlung mitunter vernachlässigt, und zu viel Mühe auf die poetischen Gemälde verwendet, wodurch es geschieht, daß die Gestalten seiner Personen manchmal marmorglatt und auch marmorkalt erscheinen, und das Ganze einer zusammengefügten Sonettenreihe gleicht, worin die reichste Fülle schöner Gedanken, und zärtlicher Empfindungen herrscht. Englische Kunstrichter behaupten, die Rede des Outalissi habe dem Lord Byron die erste Idee zum Styl und zur Form für mehrere seiner poetischen Erzählungen gegeben. Die Schilderung der Lokalität, mit welcher das Gedicht beginnt, stellt uns den Schauplatz der Handlung mit der höchsten Anschaulichkeit und Lebendigkeit bis in die feinsten Züge, voll Naturwahrheit vor die Augen.

Ueberhaupt ist Campbell in Gemälden dieser Art ein Meister; als einzelner Beleg möge eine Stelle der poetischen Erzählung „Theodorich" hier folgen, worin der Dichter eine Schweizergegend schildert.

'Twas sunset, and the Ranz de Vaches was sung,
And lights were o'er th Helvetian mountains flung,
That gave the glacier tops their richest glow,
And tinged the lakes like molten gold below.
Warmth flush'd the monted regions of the storm,
Where, Phoenix-like, you saw the eagle's form,
That high in Heav'n's vermilion wheel'd and soar'd;
Woods neaner frown'd, and cataracts dash'd and roar'd;
Herd tinkling roam'd the long-drawn vales between
And hamlets glitter'd white, and gardens florish'd green.
'T was transport to inhale the bright sweet air!
The mountain-bee was rewelling in its glare,
And reving with his minstrelsy across
The scented wild weeds, and enamell'd moss.
Earth's features so harmoniously were link'd,
She seem'd one great glad form, with life instinct,
That felt Heaven's ardent breath, and smiled below
In flush of love, with consentaneous glow *).

---

*) Es war Sonnenuntergang; der Kuhreigen erscholl. Ueber die Schweizergebirge flimmerten Lichter, welche den Eisgipfeln der Gletscher ihre reichste Glut gaben, und die Seen in der Tiefe wie geschmolzenes Gold färbten. Wärme durchflog die sonst dem Sturm eigenen Regionen, wo man, einem Phönix gleich, des Adlers Eestalt erblickte, hoch in des Himmels Purpurröthe schwebend und kreisend. Düstere Wälder dunkelten in der Nähe, Gießbäche stürzten und braus'ten. Klingelnde Herden zogen durch die langgedehnten Thäler; Dörfer schimmerten dazwischen weiß hervor, grün blühten die Gärten. Entzückend war's, die reine, süße Luft einzuathmen. Die Gebirgsbiene summte in ihrem Glanze, und schwärmte mit ihrer Musik durch den Duft wilder Kräuter und den Schmelz des glänzenden Mooses. Das Antlitz der Erde zeigte sich in der schönsten Harmonie aller Züge; sie schien eine große, freundliche Gestalt voll Lebensinstinkt, welche den

Campbell's lyrische Gedichte und Balladen, theils voll edler Kraft, theils zierlich und anmuthig, wären, wenn er auch die größeren Dichtungen nicht geschrieben hätte, schon allein hinreichend gewesen, seinen Ruhm zu gründen. Die Balladen „Oconnor's Kind," — „Lochiel's Warnung," — „Lord Ullin's Tochter," — die lyrischen Gedichte: „Auf den Tod des Dichters Burns," — „der Abschied an den Schauspieler Kemble," — „der verwundete Husar," — „der Geisternachen," und einige kleinere Lieder von Gefühl, nehmen einen Ehrenplatz unter den vorzüglichsten Erzeugnissen der neueren britischen Dichterschule ein.

———

Eine merkwürdige Erscheinung ist der britische Hans Sachs, der arme Schustergeselle Robert Bloomfield, ein Dorfschneidersſohn, geboren im Jahre 1766. Die in frühester Jugend liebgewonnene Dichterlecture, insbesondere Milton's „verlorenes Paradies" und Thomsons „Jahreszeiten," wie auch das öftere Besuchen des Coventgarden-Theaters in London, wohin er, früher im Dienste eines Pächters in der Nähe seines Geburtsortes, gekommen war, um bei seinem Bruder das Schusterhandwerk zu lernen, erweckten in dem Knaben das angeborne poetische Talent aus dem Schlumer.

Zwei Volkslieder: „das Milchmädchen am ersten Mai," und „des Matrosen Heimkehr" erschienen als des Dichters Erstlinge in dem London-Magazine, und wurden mit Bei-

heißen Athem des Himmels fühlte, und unter seinem Liebeserröthen in mitempfindender Glut lächelte.

fall aufgenommen. Im Jahre **1786** begann er, während der Zeit eines kurzen Aufenthaltes auf dem Lande, das Gedicht: „**The farmer's Boy**," welches er auf einem armseligen Dachstübchen vollendete. Das Manuscript dieses Werkes, womit er als Thomson's Nebenbuhler auftreten, und seinen Ruhm gründen sollte, blieb jedoch bis zum Jahre **1799** liegen, wo der Rechtsgelehrte Capel Lofft es zu Gesichte bekam, und, von der Schönheit dieser ländlichen Dichtung entzückt, dasselbe im Jahre **1800** mit einer dazu geschriebenen Vorrede herausgab, worin er einige Nachrichten über die Lebensumstände des Dichters mittheilte.

Nachher gab Bloomfield selbst mehrere Dichtungen heraus: im Jahre **1806** eine Sammlung von Liedern und ländlichen Erzählungen unter dem Titel: „**Wild Flowers**" (Feldblumen); im Jahre **1811** ein malerisches Gedicht: „**The Bancs of Wye**" (die Ufer des Wye); im Jahre **1822** das Gedicht: „**The Mayday with the Muses**" (der Maitag mit den Musen). Seine sämmtlichen poetischen Werke sind nachher in zwei Bänden erschienen. Die „**Wild Flowers**" hat der arme Dichter, weit entfernt, einen mächtigen Gönner zu suchen, seinem Söhnlein mit der innigsten Herzlichkeit der Vaterliebe zugeeignet. Auch ein Bruder dieses Sängers der Natur, Nathaniel Bloomfield, zeigte sich als Dichter. Seine Poesien sind unter dem Titel: „**An Essay on war and other poems**" erschienen.

„Der Pächterknabe" nimmt unter den beschreibenden ländlichen Dichtungen der Briten einen hohen Rang ein. Bloomfield hat dieses Werk, so wie sein Vorgänger

Thomson, nach den vier Jahreszeiten abgetheilt, und hiernach die ländlichen Beschäftigungen und Scenen beschrieben, so wie sie in der Zeitfolge erscheinen. Ein Dichter hat auf diese ländliche Didaskalie folgendes kleine Lobgedicht geschrieben:

> **Bloomfield! thy happy omen'd name**
> **Is earnest to thy future Fame.**
> **Sense, Feeling, Taste, this sentence give,**
> **While Fields shall bloom thy verse shall live *).**

Eine der schönsten Episoden, deren mehrere in das Gedicht „The farmer's Boy" eingeflochten sind, ist diejenige im Herbste, worin der Dichter die feierliche Sabbathstille und die kleine Dorfkirche beschreibt, und erzählt, wie die Alten der Gemeinde sich, vor dem Kirchlein stehend, von ihren ländlichen Angelegenheiten besprechen, die spielenden Knaben in jugendlichem Uebermuthe unbesonnen über die Gräber springen, und die Dorfmädchen im verschämten Gefühl ihrer im ersten Erwachen der Liebe aufblühenden Schönheit schüchtern lauschend umherblicken, bis endlich die Erscheinung der aus Liebe wahnsinnig gewordenen Polly (Marie) uns zur innigsten Wehmuth rührt.

Nur einige Verse mögen hier stehen, um Bloomfield's rührende Darstellungsgabe anschaulich zu machen. Keine

---

*) Bloomfield! (das ist: Blüthenfeld) Deines Namens glückliche Vorbedeutung verkündet die Gewißheit Deines künftigen Ruhmes. Geist, Gefühl und Geschmack fällen den Spruch: „So lange die Felder blühen werden, so lange wird Dein Name leben."

Muße kennend, steht der arme Pächterknabe, müd und matt, bei seiner Feldarbeit; da —

Ertönt der Sabbathglocke ferner Klang;
Sanft trägt das Lüftlein ihn den Bach entlang,
Er schallt am Hügel, schwimmt durch's Thal dahin.
Doch nicht der Knab' nur fühlt die Süßigkeit
Der Ruhe; Allen wird die holde Rast
Zu Theil; nur einem armen Thiere nicht,
Bestimmt, den Pastor nach dem Gotteshaus
Zu ziehen; ein Gebäude, schlicht und klein,
Wo kein Gebein von edlen Helden liegt.
Unzierlich herrscht der Armuth Rohheit hier.
Wozu sonst dieses Dach von Stroh? Wozu
Die niedern Fenster mit den vielen Sprüngen,
Um dessen schmale Scheiben Malv' und Ampfer
Sich schlingen, und die Nessel wuchernd hoch
Ihr Haupt erhebt, indessen aus den Höhlungen
Des Thurms grauköpf'ger Dohlen kecke Schaaren fliegen?
Rings um die öden Mauern sammeln sich
Die Nachbarn, abgeschied'ner Freunde Staub
Mit Füßen tretend; aber manches Grab,
Noch neu und frisch bewachsen, weckt den Seufzer,
Indem es Jedem schon die Stelle zeigt,
Wo einst er selber liegen wird.
Indeß man sich gleichzeitig nun begrüßt,
Geh'n in die Rund' ländliche Neuigkeiten
Vom Korn, das erst vor kurzer Zeit gemäht,
Und von der Ernte, die noch auf dem Feld.
Erfahr'ne Bauern stellen sich zusammen.
Indeß die kecken Bursche, ihre Stärke
Zu zeigen, all' einander stolz auffordern,

Von Grab zu Grab mit dumpfem Schall zu springen.
Dann drängen sie berathend sich zusammen,
Und jeder bietet seinen Scharfsinn auf,
Um neue Spiele nach dem Ende des
Zu langen Gottesdienstes zu ersinnen.
Manchmal erscheinen hier auch, seelenfroh,
Liebliche Dirnen, aus den nächsten Dörfern
Herwallend, den leichtfüß'gen Rehen gleich.
Scheu und neugierig blicken sie umher,
In Liebe reifend, die sie hieher führt;
Deshalb entbrennt die Farbe ihrer Wangen
In höh'rer Glut, wenn, ihre Reize fühlend,
Das Alter selber schlau nach ihnen schielt,
Das Aug' der Jugend von Entzücken strahlt.
Der Stolz der Ihrigen und der Natur
War einst die liebenswürd'ge Mary;
Geschmückt mit nettem Hut und bunten Bändern,
Versuchte sie's in ihrer holden Unschuld,
Lieb' einzuflößen auf Gott Hymens Pfade,
Doch ehe zwanzig Sommer noch geblüht,
Eh' den Geliebten ihre Hand beglückt,
War Ruh' und Heiterkeit dahingeschwunden;
Der Augen Glanz erlosch, sie weinte einsam.
Verborgen blieb die Ursach' ihres Grams!
Bald war sie schweigsam und in sich gekehrt,
Bald jauchzte sie laut auf, bald zürnte sie.
Ein wildes Wesen trieb sie aus der Heimat;
Sie schwärmte über Feld und Haide hin.
Lust und Entsetzen wechselten in ihr
Zu jeder Stund'; jetzt sang sie frohe Lieder,
Und pflückte Blumen ohne einen Zweck,
Und brach von jedem Baumast Zweiglein ab

Die bösen Geister von der Stirn zu scheuchen.
Unglückliche! dein Leitstern ist entfloh'n,
Und immer weilt an deinem Bett das Elend,
An deinem Bett von Stroh, wo eben jetzt
Die Ältern über das verlor'ne Kind
Sich jammernd neigen; aber ach! die Arme
Fühlt nicht den Schmerz der Ihrigen.
So bleibt sie störrisch und verschlossen; nur
Verkehrte Sitte macht ihr stumpfe Freude.
Um Mitternacht verzehrt sie insgeheim
Ihr Mahl, und spricht dumpf murmelnd mit dem Mond,
Der nun aufgehend durch das Nachtgrau bricht.
O wie viel düsterer ist ihre Nacht,
Die keine Wiederkehr des Tages kennt!

Der „Maitag mit den Musen" ist ein Cyclus von Gedichten, welche mit einander nur dadurch in eine lockere Verbindung gesetzt werden, daß ein alter Baronet, der den Rest seiner Tage auf seinem Landsitze verleben will, auf den Einfall geräth, seine Unterthanen zu poetischen Wettkämpfen aufzufordern, und die Erlassung halbjähriger Abgaben als den Preis für die Sieger zu bestimmen. Hiernach finden sich am ersten Maitage der ländlichen Preisbewerber nicht wenige ein. Unter den Gedichten, welche dem Gutsherrn bei diesem Feste von den Dichtern selbst vorgetragen werden, haben einige wirklich einen hohen Werth, wie z. B. die Erzählung: „Der betrunkene Vater," dem sein Kind durch Geistesgegenwart das Leben rettet; „der Förster," die kräftige Beschreibung einer vom Winde gestürzten Eiche, und die schöne Erzählung: „Alfred und Jennet."

Bloomfield entzückt allerdings durch das reine, wahrhafte Gefühl, welches ihn belebt, und durch den überall hervorleuchtenden frommen Sinn, so wie durch Gedankenkraft, Lebhaftigkeit der Darstellung und fließenden Versbau. Vorzüglich schätzbar erscheint er aber als treuer Maler von einfachen, schmucklosen Naturscenen und von Partien des ländlichen, einfachen Stilllebens, worin ihm wohl wenige Dichter gleich kommen möchten; doch engt er sich selbst zu sehr in diese beschränkenden Grenzen der eigenen Erfahrung ein, gibt der Phantasie nicht immer den erforderlichen Spielraum, hält sich manchmal zu sehr an das Gemeine und Niedere (z. B. da, wo das wahnsinnige Mädchen sich in einem Schweinstall verbirgt), und wird dann mehr bäurisch als ländlich, wogegen die Natur in Thomson's „Jahreszeiten" stets großartig, reich und erhaben erscheint. Hazzlit bemerkt daher in seinen Vorlesungen über die Poesie sehr treffend, Bloomfield's Dichtungsweise gleiche dem Anfange des Frühlings, wo wohl frische Blätter grünen, auch liebliche Knospen und Blüten keimen, hie und da aber der kalte Winter hervorhaucht, und eisiger Frost zerstörend wirkt.

Unter den, durch herrliche Naturgemälde ausgezeichneten Dichtern behauptet auch der, im Jahre **1732** zu Berkhamstead in der Grafschaft Hertfort geborne Rektorssohn William Cowper einen Ehrenplatz, da er zugleich als lyrischer und didaktischer Dichter zu den Vorzüglichsten seiner Nation gehört, im Jahre **1800** starb, und zum Theil als Ahnherr und Gründer der neuen britischen Dichterschule

gilt. Eine angeborne Kränklichkeit machte ihn von früher Jugend an schwermüthig, der Einsamkeit geneigt, menschenscheu, ängstlich, und der Verwaltung eines öffentlichen Amtes abhold. So ward das Uebel durch sich selbst immer mehr gesteigert. Er fühlte sein ganzes Leben hindurch die ununterbrochenen Leiden von Gemüthskrankheit, schwärmerischen Trübsinn mit religiösen Beängstigungen, und zog sich in ländliche Abgeschiedenheit zurück, wodurch er ein großartiger, ergreifender Maler der Natur wurde, der er sich, fern vom Weltgetümmel, so innig anschmiegte. Seine Schilderungen der Natur sind daher, durch des Dichters Gemüthstiefe und Gedankenwürde gehoben, selbst erhebend und bedeutungsvoll durch die Anklänge der Außenwelt an das Innere. Cowper's Seele spiegelt sich in allen seinen Dichtungen.

Ein zufälliger Scherz gab die Veranlassung, sein poetisches Talent im vollsten Glanze zu zeigen. Lady Austen, eine geistreiche Verehrerin Milton's und der reimlosen Jamben, in welchen das „verlorne Paradies" geschrieben ist, ersuchte ihren Freund Cowper, gleichfalls ein Gedicht in dieser Versart zu schreiben. Cowper versprach, ihr zu willfahren, unter der Bedingung, daß sie selbst den Stoff der poetischen Behandlung bestimme. Die Lady erwiederte: „Der Mangel eines Stoffes wird Sie gewiß in keine Verlegenheit setzen, da Sie über Alles zu schreiben wissen. Schreiben Sie z. B. über dieses Sopha!" — Cowper fügte sich, und schrieb in fünffüßigen, reimlosen Jamben ein Gedicht in sechs Büchern, welches er, der Veranlassung gemäß, „the task," „die Aufgabe" betitelte. Dieses Gedicht, aus-

gezeichnet durch Veranlassung und Werth, enthält eine solche Mannigfaltigkeit, daß es alle möglichen Gegenstände, alle Verhältnisse des Lebens, und alle Arten poetischer Darstellungsweise ohne Verwirrung und Ueberladung in harmonischer Einheit zu umfassen scheint. Die sechs Bücher, in welche dieses Buch abgetheilt ist, führen die Aufschriften nach ihren Hauptgegenständen, an welche sich die verschiedenartigsten Gemälde und Betrachtungen anreihen: **The Sofa. The Time-Piece. The Garden. The Winter-Evening. The Winter Morning Walk. The Winter Walk at Noon.**

Für den Reichthum und die Schönheiten dieser Dichtung mögen einige wenige Stellen als Beleg dienen. Z. B. folgendes Landschaftgemälde, welches der Dichter bei einem Spazirgange entwirft:

Der Gipfel ist erreicht; ihn krönt ein Baldachin
Von dichtgewölbten Wipfeln. Weit umher
Schwärmt nun das Aug', erfreut, mit Herrscherblick
Die Gegend, wie von eines Wartthurms Höh'
Zu überschau'n. Hier strömet die Schafhürde
Die wolligen Bewohner auf's Gefild.
Zuerst, sich langsam fortbewegend, suchen sie
In dichtgedrängter Schaar des Feldes Mitte,
Bis sie nach Lust und Wahl sich nach und nach
Zerstreuen, und der Boden weiß erscheint.
Vom sonnverbrannten Heufeld schleicht ein Bauer
Mit seiner schweren Last der Heimat zu,
Indeß ein and'rer, seiner Bürde schon
Entladen, ihm begegnet, schnell vorbeistreift.
Der rohe Knecht lehnt sich auf sein Gespann,

Laut schreiend, ungeduldig des Verzugs.
Nicht minder lieblich sind die Waldlandscenen,
Manchfaltig durch die Bäume jedes Wuchses,
Bei aller Aehnlichkeit verschieden doch.
Hier schimmern mit den grauen, schlanken Stämmen
Die Esche, und die Linde mit der Buche
Durch's Zwielicht der entfernten Schatten vor;
Dort, hinter einem höhern Vordergrund
Verloren, scheint die Waldung eingesunken
Und abgestutzt bis an die höchsten Wipfel.
Hier ist nicht Ein Baum ohne eig'nen Reiz,
Und doch hat jeder eine and're Farbe,
Der eine bleicher und von mattem Grün;
So ist die Weide, so die Pappel auch,
Die ihre Blätter all' in Silber kleidet.
Die Esche, weit den Schattenarm ausstreckend;
Der Ulme Grün ist tiefer, tiefer noch
Das Grün der Eiche, der langlebenden,
Der Wälder Königin. Der Bäume manche
Sind hellbelaubt, und glänzen in der Sonne:
Der Ahorn und die Buche, fruchtbar ein
Oeliger Buchmast, und der Lindenbaum,
Dufthauchend, wenn der Thau des Abends sinkt.
Nicht unbeachtet sei der Sykamor *),
Er, der in seinem Schmuck so launenhaft,
Jetzt grün, jetzt bräunlich-gelb, und eh' der Herbst
Die Wälder ändert, scharlachroth erscheint.
Im Hintergrund, nach weitem Zwischenraum,
Von Thal und Hügel, glänzt, das Land abtheilend,
Ein Flüßchen, das bald in der Sonne flimmert,

*) Maulbeer-Feigenbaum oder weißer Berg-Ahorn.

Bald wieder, wie geschämig, sich entzieht,
Und dennoch gern gesehen werden will.

Ueberall spricht Cowper seine Vorliebe für das Landleben mit Wärme aus. So z. B. beantwortet er die aufgeworfene Frage: „Wen können wir mit Recht fröhlich nennen?“ mit den Worten: „Fröhlich sind die Schuldlosen; fröhlich ist die Lerche, die ihre im Thau gebadeten Schwingen versucht, unter einer rosigen Wolke emporschwebend, indeß der erste Morgenstrahl noch ihr niederes Nest überglänzt. Fröhlich ist auch der Landmann, der Zeuge ihres Gesanges, und selbst Sänger.“ Und in einer anderen Stelle: „Gott schuf das Land, der Mensch die Stadt. Was Wunder denn, daß Gesundheit und Tugend, Gaben, die allein den bittern Trank, welchen das Leben uns Allen biestet, versüßen können, auf den Feldern und in den Wäldern am besten gedeihen und am wenigsten bedroht werden? — Unsere Wälder sind gepflanzt, um den sinnigen Wanderer am Mittage in ihren Schatten zu erfrischen. Abends ist der Mondstrahl, welcher sanft durch die schlummernden Blätter hingleitet, das ganze Licht, welches der Landmann sieht, die wirbelnden Vögel seine ganze Musik. Wir Landleute ersparen den Schimmer der städtischen Laternen, die uns nur das sanftere Licht unsers Mondes trüben. Eure Gesänge stören unsere schönen Harmonien; die Drossel entflieht mißvergnügt, und die beleidigte Nachtigall verstummt.“

Cowper ist daher auch der begeisterte warme Lobredner des häuslichen Glückes. Mit überströmendem Entzücken ruft er aus:

Häusliches Glück, du einz'ge Seligkeit
Des Paradieses, die den Sündenfall
Noch überlebte! Ach nur Wenige
Genießen dich noch ungeschwächt und rein
Und wenn sie dich genießen, o wie kurz!
Sie sind zu schwach, sie sind zu unbedacht,
Um deine Süßigkeiten ungemischt
Mit jenen bittern Tropfen zu bewahren,
Die Unbesonnenheit und Leidenschaft
In deinen Becher von Krystall dir träufeln.
Du bist der Tugend nährende Säugamme;
In deinen Armen lächelt sie, erscheinend,
Wie sie in Wahrheit ist, sie, die im Himmel
Geboren, und bestimmt zur Wiederkehr
In die himmlische Heimat ward.

Zwei Meisterstücke der Personification sind die eben so schön als wahr gezeichneten Gestalten des Winters und des Abends:

O, Winter! Herrscher des verkehrten Jahrs!
Dein wild zerstreutes Haar ist aschengleich
Bedeckt mit Schloßen, auf den Lippen stockt
Der Hauch, zu Eis gefroren; deine Wangen
Mit einem weißen Bart von Schnee besetzt,
Die Stirn in düsteres Gewölk gehüllt;
Dein Zepter ein laubloser Zweig, dein Thron
Ein Schlitten, der den Rädern nicht verschuldet,
Auf glatter Bahn vom Sturm dahingejagt!
Dich lieb' ich, so unlieblich du auch scheinst,
So sehr du, Wilder, auch gefürchtet bist.
Du hältst die Sonne als Gefangene
Im dunkeln Ost, verkürzest ihre Fahrt

Vom Morgen zum Mittag, und drängest sie,
Nicht duldend ihr Verweilen, rasch hinab
Zum rosenrothen West; doch liebevoll
Ersetzest du uns gütig den Verlust
Durch die vermehrten Stunden in dem Kreis
Gesell'ger Freude und belehrenden
Vergnügens, sammelst die zerstreuten Glieder
Des Hauses, und hältst den Gedanken fest,
Nicht weniger zerstreut durch Tageslicht
Und Tagessorgen. Ja, ich kröne dich,
Du König ein'ger Herzenslust, behaglicher
Genüsse am Kamin, häuslichen Glücks
Und all der Freuden, die das nied're Dach
Der stillen Einsamkeit mit ihren Stunden
Voll ungestörter Ruh' allein nur kennt. —

Komm', Abend, komm'! Du stille Zeit des Friedens!
Komm' holder Abend! weile lang bei uns!
Mich däucht, ich säh' dich im gestreiften West,
Langsam hinwallend mit Matronengang,
Indeß die Nacht dir auf die Schleppe tritt.
Mit Einer Hand senkst du auf Wild und Vögel
Der Ruhe Vorhang, streuest mit der andern
Süße Vergessenheit der Tagessorgen
Hernieder auf des Menschen Haupt.
Du bist nicht reich geschmückt, bedarfst auch nicht,
Der prächt'gen Nacht gleich, blitzende Juwelen.
Ein Sternlein oder zwei, vor deiner Stirn
Aufleuchtend, sie genügen dir:
Der Mond ist dir so eigen wie der Nacht,
Du aber trägst die Zierde nicht so hoch
Mit prahlerischem Schaugepräng;

Nur in bescheidner Größe läßt er sich
In deinem Purpurgürtel seh'n.
Komm, Abend, komm! Du sollst mich ruhig finden!
Und bin ich's nicht, wirst du mich ruhig machen.

Den Schluß mögen folgende schöne Winterbilder machen, die ich aus den letztern Büchern des Gedichtes „the task" aushebe:

Morgen ist's; die Sonnenscheibe, roth
Aufsteigend, setzt den Horizont in Brand;
Der Wolken Schaar, vom Windstoß hingejagt,
Erscheint noch glüh'nder als der Strahlenkreis,
Gleich einer Stadt, in Flammen hoch auflodernd,
Durch einen blätterlosen Wald geseh'n.
Die schiefen Strahlen gleiten wirkungslos
In's schneebelad'ne Thal herab, und werfen,
Die Gegend rings in Rosenfarbe kleidend,
Von jedem Kraut, von jedem spitzen Halm
Den langen Schatten über das Gefild.

Der Waidmann schreitet rasch dahin, und läßt
Der Menschen frohe Wohnung unbeachtet.
Zottig und mager, mit gespitztem Ohr
Und kurzem Schweif, folgt ihm der ernste Hund,
Schleicht jetzt dicht hinter des Gebieters Ferse,
Läuft dann weit aus, mit manchem Satz und Sprung,
Schnappt den gehäuften Schnee begierig auf
Mit elfenbeinernem Gebiß, und furcht
Die glänzendweiße Decke mit der Schnauze,
Dann schüttelt er den schneebestreuten Pelz,
Und bellt vor Lust. —

Der Strom verschwindet in dem Einerlei
Ununterbrochen heller Spiegelfläche.
Verhärtet liegt und fest auf dem Gewässer
Die schwergedrängte Last des dichten Schnees,
Indessen still und unbemerkt
Das leise Bächlein drunter schleicht,
Doch anders ist's, wo, jeder Hemmung zürnend,
Das Wasser schwellend an die Mühlwehr stoßt,
Dann über das rastlose Mühlrad braus't,
Und auf des Grundes Kieselsteinen spielt.
Kein Frost vermag es hier zu fesseln;
Er kann mit seiner äußersten Gewalt
Nur jenen leichten Nebeldunst anhalten,
Den weit umher die flüß'ge Masse spritzt
In ihrem Fall. — Wie mannigfaltig sind
Die Formen all, womit der Frost die Ufer
In glänzend reicher Stickerei bekleidet!
Nicht alle Macht der Kunst, nicht Kiel noch Pinsel,
Vermag dies Prachtwerk nachzubilden. Hier
Erheben flimmerhelle Thürme sich,
Auf deren Gipfel in phantastischer
Unordnung, funkelnd und in üpp'ger Fülle,
Gebüsch' und Bäume wie im Feenland
Aufsprossen. Die krystall'nen Tropfen,
Die, von den Zweigen niederträufelnd, fest
Gefrieren, thürmen sich zu Pfeilern von
Durchsicht'ger Höh' empor, und stützen nun
Den Eispalast, den sie vorher nur zierten.
Hier trotzen Grotten, eine in der andern,
Dem Sonnenstrahl.

Diese wenigen Belege zeigen hinreichend, wie wahr und warm, wie frisch und lebendig Cowper's Gemälde

des Lebens und der Natur sind, deren reichste Erscheinungen und interessanteste Verhältnisse er uns erblicken läßt. In seinen Dichtungen fällt das Sonnenlicht der Poesie auf eine Fülle der mannigfaltigsten Gegenstände der physischen und geistigen Welt. Zwei große Hauptvorzüge dieses Dichters bestehen aber insbesondere darin, daß sein Geist von der höchsten Kraft und Würde der Religion durchdrungen und gehoben, und daß sein Gemüth, ein rein bewahrendes Heiligthum der Kleinodien des Guten und Schönen, sich überall so wahr, so lauter und so edel ausspricht, nicht nur in den größern Dichtungen, „die Wahrheit, die Hoffnung, die Menschenliebe, die Geselligkeit, die Einsamkeit," u. a., sondern auch in den kleinsten lyrischen Ergüssen.

Wenn andere Dichter die Natur in ihren äußern Erscheinungen und Formen darstellen, so führt uns Darwin (Arzt, Naturforscher und Dichter zugleich, geboren im Jahre **1721**, gestorben **1802**) in das Innere derselben, in ihre geheime Werkstätte, wo er uns ihre Stoffe und Kräfte, nebst der Art und Weise zeigt, wie sie schafft und zerstört, bildet und trennt. Darwin hat auch mehrere naturwissenschaftliche Werke geschrieben, denen ein hoher Werth beigelegt wird; als didaktischer Dichter erwarb er sich einen unsterblichen Namen durch die beiden Lehrgedichte: „**the botanic Garden**" und „**the Temple of Nature or the Origin of Society.**"

Das Gedicht: „Der botanische Garten," zerfällt in zwei Theile; der erste führt den Titel: „Die Vegetation," der Andere: „Die Liebe der Pflanzen'" (**the Loves of the**

Plants). Jeder Theil hat, so wie das Gedicht: „Der Tempel der Natur," vier Gesänge. In diesen höchst originellen Didaskalien vereinigt sich echt poetisches Genie mit philosophischem Geiste, und ein Schatz von Kenntnissen mit einer glühenden Einbildungskraft.

In dem Gedichte: „**The Economy of Vegetation,**" entwickelt der Verfasser die Physiologie der Pflanzen und die Einwirkungen der Elemente auf den Wachsthum der Vegetabilien. Der zweite Theil: „**The Loves of the Plants,**" enthält eine Darstellung des Linnéeschen Sexual-Systems und der merkwürdigen Eigenheiten verschiedener Pflanzen.

Darwin selbst vergleicht sein Werk mit einer **Camera obscura**, worin Licht und Schatten über eine weiße Fläche hüpfen, und ladet den Leser ein, seinen bezauberten Garten zu besuchen. So wie (sagt er) Ovid, der große Nekromant am Hofe des Augustus, durch poetische Kunst Männer und Frauen, ja selbst Götter und Göttinnen, in Bäume und Blumen verwandelte, so habe ich es unternommen, ihnen ihre ursprüngliche menschliche Gestalt wieder zu geben, nachdem sie so lange Zeit hindurch Gefangene in ihren Vegetabilien-Wohnungen waren. Man möge diese Dichtungen als einen Cyclus kleiner Gemälde betrachten, die, im Toilettengemache einer Dame hängend, nur durch Bänder festonartig leicht verbunden sind, und, wenn man auch die Originale nicht kennt, durch Schönheit und Reiz der Gesichtszüge und der Gestalt, so wie durch den Glanz ihrer anmuthigen Trachten, unser Wohlgefallen erregen."

Zur Maschinerie und Ausschmückung seiner Lehrge-

dichte wählte Darwin die Rosenkreuzerlehre von den Gnomen, Sylphen, Nymphen und Salamandern; doch werden auch einige Naturerscheinungen allegorisch in Dichtungen der alten Mythologie eingehüllt, wie z. B. Cupido, aus dem Ei der Nacht entstehend, Amor und Psyche, der Raub der Proserpina, der Tod und die Wiederbelebung des Adonis u. a.

Der erste Gesang des Gedichtes „the **Economy of Vegetation**“ beginnt mit einer Einladung an die Göttin der Botanik, welche, vom Frühling und von den Elementen empfangen, zur Erde herabkömmt. Der Dichter ruft hierauf die Nymphen des Feuers, mit deren Hülfe dann die feurigen Erscheinungen in der Luft, auf und in der Erde, endlich die mächtigen Einflüsse der Wärme und des Lichtes auf das Pflanzenreich erklärt werden. Und so erblicken wir denn eine Reihe der schönsten Gemälde, wie z. B. einer Sternennacht, des Blitzes und der Blitzableiter, des Regenbogens, der Farbenpracht des Morgen- und Abendhimmels, der Dämmerung, der Planeten, Fixsterne und Kometen, des unterirdischen Feuers, der Vulkane, des Pulvers, der elektrischen Maschine, des Phosphorus, der aufblühenden Knospen und Blumen rc.

Im zweiten Gesange erscheinen die Gnomen, und es folgen dann die Beschreibungen einer mannigfaltigen Menge von Phänomenen der Erde; wie z. B. ihr Wandel durch den Thierkreis, die Entstehung der Inseln, die Erzeugung der Salze, des Salpeters, des Eisens, des Magnets, des Stahls, der Edelsteine, des Porzellans, der Metalle rc. In diesem Gesang sind auch manche Mythen und historische

Schilderungen eingeflochten, z. B. Jupiter und Europa, Mars und Venus, die Zerstörung Mexico's, die Sklaverei in Afrika, Hannibals Uebergang über die Alpen 2c.

Im dritten Gesange erblicken wir das Wasserreich, den Ocean, Wolken, Regen und Thau, die Grotte eines Meerfräuleins, Korallenklippen, die Nil-Überschwemmung, Heilquellen, singende Nereiden, ein allegorisches Gemälde: Jupiter und Juno, die Schifffahrt, zwei Liebende, die in den Flammen sterben u. s. w.

Im vierten Gesange erhebt uns der Dichter in das Gebiet der Luft. Die Sylphen schweben mit uns, und wir sehen das Treiben der Winde, Barometer, Luftpumpen, Luftballons, den Tod des Luftfahrers Rozier, den Ikarus, die singende Cäcilia, den Schatten des Todes, Wasserpflanzen, ein Opfer der Hygeia u. a.

Die **Loves of the Plants** sind die verkehrten Metamorphosen Ovids, indem der Dichter uns hier nicht nur die schönsten Blumenstücke malt, sondern auch schöne Verwandlungen der Blumen in Menschen erzählt.

Einen Reichthum von poetischen Gemälden enthält auch das Gedicht: „**The Temple of Nature**". Um nur einiges aus diesem Füllhorn des Genius anzudeuten, nenne ich aus dem ersten Gesange: „Die Anrufung der Liebe, die Laube Edens, den Tempel der Natur, das Reich der Leiden, die Höhle der Vergessenheit, die Muse der Melancholie, die Höhle des Trophonius, die Scenen im Mikroskop, Venus aus dem Meere hervorsteigend, ein Sinnbild der organischen Natur" 2c. Aus dem zweiten Gesange: „Die ersten Bande

der Geselligkeit, erbliche Krankheiten, Zeit und Natur, Urania's Klagen, Hymens Spruch, Liebe und Schönheit, der Dämon der Eifersucht, Helena und Paris, eheliche Liebe, die Nester der Hänflinge und der Nachtigallen, Amors Triumphwagen" &c. Aus dem dritten Gesange: „Die Ausbildung des Geistes, Laster und Leidenschaft, das Heiligthum der Tugend, der Genius des Geschmackes, die Sprache der Thiere, die Riesengestalt der Zeit, die Kunst der Thiere, der Baum der Erkenntniß, der Seraph" &c. Aus dem vierten Gesange: „Thierkrieg, Pflanzenkrieg, die Welt ein Schlächterhaus, Trunkenheit und Aberglaube, Leiden der Sympathie, Uebergewicht des Guten, Howard, Newton, Herschel, Archimed, Antinous, Cäcilia, Geburts- und Todeswechsel, Tod ist nur Formänderung, Gottes Freigebigkeit, das Chaos, die himmlische Liebe" &c.

Ich möchte wohl dem Leser einzelne Blumen aus diesen Gedichten vorlegen; da sie aber, aus dem Kranze herausgerissen, in der Vereinzelung zu viel an Farbenspiel und Glanz verlieren, so muß ich mich begnügen, nur ein paar einzelne Partien mitzutheilen. Der erste Gesang der „**Loves of the Plants**" beginnt:

Ihr schwebenden Sylphiden, gleitet nieder,
Und rührt mit kleiner Hand die Silberleier!
Ihr Gnomen, gaukelt über's Gras im Reigen
Mit luft'gem Tritt dem Saitenklange nach,
Indeß mein Haberrohr in sanftem Ton
Die frohe Hoffnung und den Liebesschmerz
Der Fluren singt. Von jenen Rieseneichen,

Die mit den Aesten dunkelschattig wogen,
Bis zu dem Zwergmoos, das an ihrer Rinde hängt, —
Welch' ein Gedräng' von Junkern und von Schönen
In jedem lust'gen Wald! Wie buhlt und wirbt
Die Pflanzenwelt voll Lieb' um Gegenliebe!
Wie das Schneeblümchen und die Hyazinthe
Mit blauen Augen, über'n Strom geneigt,
So zärtlich ihre Thränen mischen! Wie
Das liebekranke Veilchen und die bleiche Primel
Die holden Häupter senken, und im Lüftchen
Geheimnißvoll zusammenflüstern!
Mit tiefverhol'nem Seufzer neiget sich
Die jungfräuliche Lilie, und
Die eifersücht'ge Schlüsselblume läßt
Die rothen Kelche abwärts hängen;
Die junge Rose, in dem stolzen Glanz
Der Schönheit, trinkt die warme Röthe
Des holdverschämten Bräutigams;
Mit ihrem Honigmund begegnen sich
Nachtschatten, und umschlingen sich,
Und mischen ihre süßen Küsse.

So lieblich diese Stelle ist, so herzergreifend wirkt jene, worin der Dichter von dem edlen Menschenfreunde Howard spricht, der, in der Absicht, die Leiden seiner gefallenen Mitbrüder zu mildern, ganz Europa durchreis'te, und alle Kerker besuchte:

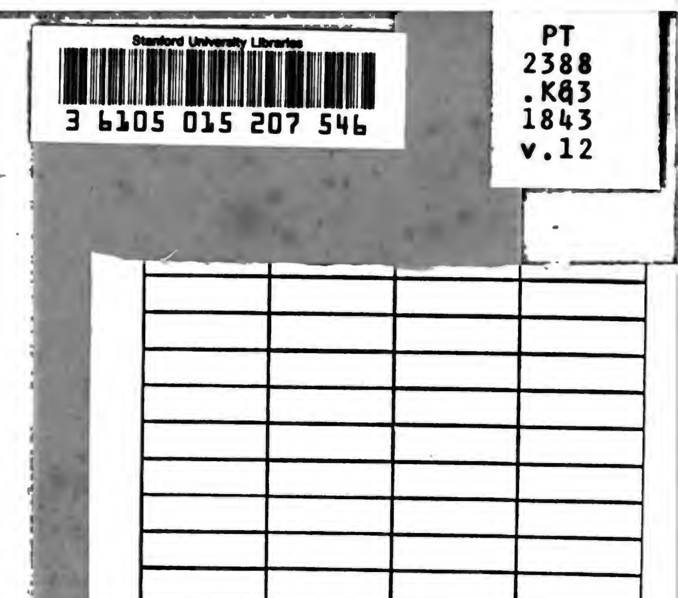
Nun, Menschlichkeit, umglänzen deine Strahlen
Die Erde rings umher, vom Zembla bis
Zur Mittagslinie; dein erfreu'ndes Licht

Strahlt in des tiefsten Kerkers Dunkelheit,
Wie Nordlichtglanz auf dem Gewölb der Nacht.
Von Reich zu Reich, geschmückt mit Halbmond oder Kreuz,
Wo immer Menschen und ihr Elend wohnen,
Sucht, wandernd über brennend heißen Sand
Und Wogentiefe und Schneewüstenei
Dein Howard rastlos auf das Haus des Unglücks.
Er steigt hinab tief in die feuchten Kerker,
Wo Fesseln klirren und der Jammer heult,
In Höhl'n, bestreut mit manchem morschen Bein,
In Kammern, wo die bange Echo nur
Das Ächzen lernt, wo sich kein Riegel öffnet,
Des Freundes leises Wort uns mitzutheilen,
Kein Lichtstrahl eindringt, und kein Lüftchen haucht;
Er steigt hinab, nicht achtend Gold und Ehrgeiz;
Rastlose Müh' vergeudend und freigebig
Den Schatz der eigenen Gesundheit spendend,
Gelingt es ihm, das harte Herz der Macht
Mit milder Rede freundlich zu erweichen,
Und die geballte Hand zu öffnen.
Die strengen Blicke der Gerechtigkeit
Lenkt er zum düsteren Gebiet hinab,
Daß sie die Feßeln löse oder doch
Nachlasse; die erweckte Gnade führt
Der Edle dann hin in die Finsterniß,
Und zeigt den Kerker ihr, des Grabes Schwester!
Den Kindern gibt er die verlass'ne Mutter,
Das Leben und die Freiheit ihrem Gatten! —
Die guten Geister, von des Himmels Höh'
Mit ruh'gem Blick die Erde überschauend,
Als sie zuerst den edlen Menschenfreund

Im reinsten Kleid der Tugend wandeln sah'n,
Die Stirn von eigner Glorie umstrahlt;
Sie glaubten in dem Menschen einen Engel
Zu seh'n, und fragten, welcher Seraph über
Die Erde wandle. Er schritt muthig vor.
Krankheit und Tod entfloh'n. Die murrenden
Dämonen hassen und bewundern ihn.

Inhalt.

Gedruckt bei C. Ueberreuter.


Stanford University Libraries
3 6105 015 207 546
PT
2388
.K83
1843
v.12

